This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

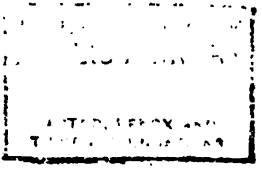
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Marcus Herz

Z. Nekr. d. T. III. 13.

Nekrolog der Teutschen

für

das neunzehnte Jahrhundert.

1106 4-9203-1

Herausgegeben

von

Friedrich Schlichtegroll.

Dritter Band.

CIRCULATE

Gotha,

bey Justus Perthes, 1805.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Dem

Durchlauchtigsten

Erbprinzen

zu S. Weimar und Eisenach

H. Karl Friedrich,

der Hoffnung und dem Stolz

edler Fürsten

und liebender Völker,

in

größter Verehrung

gewidmet

von

d. H.

Transfer from Circ. Dept.

*

Wenigen Sterblichen fiel ein Loos zu vergleichen dem Deinen;
Dich, erhabener Fürſt, führet ein glücklich Geſtirn!
Nicht nur die ſchimmernden Güter ſind Dir in Fülle geworden,
Höhere wurden Dir noch, Bruder und Sohn und Gemahl!
Und vor allem ein Herz voll Gefühl für das Gute und Schöne,
Das als gröſtes Geſchenk einſt die Natur Dir verlieh.
„Bring, ſo rief dem Scheidenden nach der gerührte Sänger *),
„Bring es rein uns zurück!“ — Nein, ſeht, bringt Er's zurück!
Und ſo ſteht nun für Ihn die Stimme der Völker zum Himmel:
Ewig erhalte du Ihm, was du dem Herrlichen gabſt!

*

*) Schillers Bd. II, 29.

Inhalt.

1. Franz Heinr. Freyh. v. Knigge S. 1

2. Dr. Marc. Herz, Kön. Preuß. Prof. der Phil., F. Waldeckischer Hofrath und Leibarzt S. 27

3. Gottl. Wernsdorf, Prof. der Rechte zu Wittenberg S. 57

4. Herm. Jak. Lasius, Prof. der griech. Sprache zu Rostock S. 63

5. Georg Gust. Fülleborn, Prof. am Elisab. zu Breslau S. 101

6. Lucius Liffmann, Doct. Med. zu Cassel S. 124

7. Jm. J. Gerh. Scheller, Rector des Gymnasii zu Brieg S. 151

8. Joh.

Inhalt.

8. Joh. Ernst Wichmann, Kön. Großbr. Leibarzt zu Hannover S. 165

und

9. sein Bruder, Carl R. Chr. Wichmann, Pastor zu Celle S. 219

10. Joh. Dan. Overbeck, Rector des Gymnasii zu Lübeck S. 225

11. Geo. Thom. Herz, Rector und Prof. zu Nürnberg S. 277

12. Chn Fr. Michaelis, Arzt am Joh. Hospital zu Leipzig S. 321

13. Fr. G. Eph. Rütz, Luther. Prediger im Haag S. 341

Franz

Franz Heinrich Freyh. von Knigge.

gest. den 16. Sept. 1802.

Der junge Mann, dessen Andenken wir mit gerührter Seele einige Blätter weihen, verdient sowohl seiner angesehenen Familie, als seiner persönlichen Eigenschaften, seiner Reisen und seines letzten Schicksals wegen unsre Aufmerksamkeit.

Sein Vater war der Bruder des berühmten Schriftstellers dieses Namens, Besitzer großer Güther im Hannöverischen und im Preußischen, ein Mann, der sich wie seine ganze Familie durch Einfachheit und Biederkeit auszeichnete. Franz v. Knigge wurde den 24. Dec. 1777 in Leveste, dem Guthe, welches sein Vater bewohnte, geboren. Hier erhielt er seine erste Erziehung und wurde als

das jüngste und letzte Kind mit jener Zärtlich
keit behandelt, die auch wohl des Guten zu vi
thut, und, wo selbst Ernst und Strenge n
thig ist, nur Liebe, nur Nachgiebigkeit kennt.
Schon früh zeigte sich bey dem übrigens gut
artigen Kinde ein gewisser kleiner Eigensinn,
der, weil sein Wille nicht gebogen oder gebro
chen wurde, neue Nahrung bekam. Er be
wies viel Lernbegierde, die nur von seinem
Hauslehrer vielleicht nicht gehörig benützt wur
de; daher er in seinem achten Jahre, ziemlich
leer an Kenntnissen, zugleich mit seinem ältern
Bruder, Wilhelm, dem Dessauischen Phi
lanthropin übergeben wurde. Hier erhielt er
seine physische und geistige Elementar-Bildung;
der hier herrschenden Naturgemäßen Erziehung
verdankte er vielleicht zum Theil seinen festen,
durch Gymnastik abgehärteten Körper und die
Grundlage eines starken, sich selbst bezwingen
den Gemüths. Waren gleich die historischen
und Sprachkenntnisse, die er hier gesammelt
hatte, nicht sehr bedeutend, so war doch jener
Gewinn nicht zu berechnen. In seinem vier
zehnten Jahre (1792) vertraute ihn sein Va
ter der Wichmannschen Erziehungs-Anstalt
in

in Celle im Lüneburgischen an, auf welcher er sich zur Universität vorbereitete. Wenn er schon seinen Lehrern und Erziehern in Dessau durch sein stilles, rechtliches und gesittetes Betragen lieb und werth gewesen war, so wurde er es in dem Jünglingsalter seinen Cellischen Pflege-Aeltern und Erziehern noch in einem weit höhern Grade. Nicht nur diese, sondern auch jeder seiner Mitschüler, welche in jener Periode auf dieser Anstalt gebildet wurden, werden mit Einem Munde bekennen, daß er sowohl in Hinsicht des Fleißes als des sittlichen Betragens ein durchaus musterhafter Jüngling war. Ein so gearteter Zögling entschädigte eben sowohl jene für die Mühseligkeiten des oft undankbaren Erziehungs-Geschäfts, als er diesen Muster und Vorbild in allem, was recht, gut und löblich ist, ward. Es war zum Erstaunen, welche Anstrengungen er sich gab, um die Lücken in seinem Wissen auszufüllen, insonderheit in alten Sprachen, in welchen er nur Vorübungsweise unterrichtet war. Er arbeitete sich in Jahresfrist heraus, und stand nun auf Einer Linie mit den geschicktesten Jünglingen, deren dieses Institut damals mehrere

rere aufzuweisen hatte. Diese wissenschaftliche Ausbildung verdiente um so mehr Lob, da sie nicht Folge einer vorübergehenden, flüchtigen Aufwallung, eines starkwirkenden Ehrgeizes, eines ausgezeichneten Genies, oder einer besondern leidenschaftlichen Vorliebe für die Wissenschaften war. Von allen diesen waren bey ihm wenig oder keine Spuren zu bemerken. Er war ein Mensch von ruhigem, kalten Temperament, der nicht nach plötzlichen Anstößen von außen oder von innen handelte, sondern nach besonnener Vorstellung des Rechten und Guten, und der, was er einmal als solches ergriffen hatte, standhaft verfolgte. Nicht Empfindungen und Affekten, sondern der klare, helle Verstand leitete ihn, und dieser wurde um so weniger irre geleitet, da keine heftigen Begierden und Leidenschaften, keine lebhafte Einbildungskraft ihm in den Weg traten. Was ihm an Genie abging, ersetzte er durch einen hartnäckigen und wohlgeordneten Fleiß, der sich auf alle Theile der zu einer vollständigern humanen Ausbildung nothwendigen Wissenschaften und Kenntnisse erstreckte. Künftiger Besitzer eines ansehnlichen Vermögens,

früh

früh schon mit dem Gedanken umgehend, einst in der Stille des Privatlebens seine Güther zu bewirthschaften, widmete er sich doch den Studien mit einem in diesem Stand und bey solchen Verhältnissen und Vorsätzen seltenem Eifer; ohne von seinem Genius besonders getrieben, oder für irgend ein Fach mit Vorliebe und Leidenschaft eingenommen zu seyn, vertheilte er unpartheyisch unter alle seinen literarischen Fleiß. Er that nicht blos, was ihm aufgegeben war, und was er den Gesetzen nach zu leisten verpflichtet war; er that mehr, und übte auch, ohne das Gängelband der Lehrer, seine geistigen Kräfte.

Aber, was sollen wir erst von seinem sittlichen Betragen sagen? Er vereinigte Eigenschaften in sich, die in so frühen Jahren sich selten so zusammenfinden. Er gehörte freylich unter die Menschen, denen, vermittelst ihres Temperaments, die Sinnlichkeit wenig zu schaffen macht; aber wenn ihn dieses vor manchen Klippen, an denen andre Jünglinge scheitern, vorüber führte, so konnte doch auf der andern Seite der Mangel lebendiger, starker Gefühle der Entwicklung des moralischen

Sinnes nachtheilig werden. Allein war er kein warmer, leidenschaftlicher Anhänger des Schönen, Guten und Großen, so war er ein desto treuerer und vernünftigerer. Seine Leidenschaft war die Vernunft, und die helle Einsicht seiner Pflicht leitete ihn sichrer, als andre ihr dunkles, schwankendes Gefühl. Rechtlichkeit und Biedersinn war über sein ganzes Wesen verbreitet, und er wich um keinen Fingerbreit von der Bahn der Redlichkeit und Wahrheit ab. Er hielt streng und pünktlich an den Gesetzen, war seinen Pflege-Aeltern und Lehrern ergeben und dankbar; demüthig und bescheiden empfing er das Lob und die Auszeichnungen, die seinem regelmäßigen und lobenswerthen Betragen gebührten, ohne sich deren zu überheben; frey von Anmaßung und von Ansprüchen ging er, ohne sich an Jemand besonders anzuschließen, mit allen seinen Mitschülern freundlich und gutmüthig um, suchte überall unter ihnen das Gute und Nützliche zu verbreiten, und alles Unrechte und Schlechte, was er bemerkte, zu verhindern, und war, ungeachtet seiner ernsten Denkungsart und seines Hervorstechens vor andern, von allen geschätzt

und

und geliebt, sogar von den kleinsten Zöglingen, die mit Wärme an ihm hingen. Oft vertraute man ihm einen Theil der Aufsicht über diese an, und man konnte sie in keine bessern Hände niederlegen. So wenig lebhaft er war, so verschmähte er doch nicht das Vergnügen, wenn es gleich nie bey ihm in jugendliche Ausgelassenheit überging, und mehr in einer stillen Heiterkeit, als in lauter Lustigkeit bestand. Sein Temperament, und vielleicht auch eine ihm eigen gewordene Art von Verschlossenheit gegen fast Jedermann, die vielleicht mit ihren Grund in seiner Schüchternheit hatte, gaben ihm oft das Ansehen von Kaltsinn und Gleichgültigkeit gegen die Menschen, selbst gegen diejenigen, mit denen er in den engsten Verhältnissen stand: aber durch seine Handlungen zeigte er auf eine überraschende Art, daß er den achtete und liebte, vor dem er kalt und ohne Gefühl da zu stehen schien. Als einst ein dreyjähriger Sohn seines Pflegevaters in einen Fluß stürzte, und die Mutter und alle Umstehenden trostlos jammerten, sprang er zweymal ins Wasser und brachte das Kind glücklich heraus. Auch durch Handlungen der Wohl-

thätigkeit und des Mitleids zeigte er, daß er ein Herz hatte, wenn gleich auch sie bey ihm wenigstens eben so sehr der Einsicht von Pflicht als der Neigung und dem Mitgefühl angehörten. Drückte er diejenigen, die ihn kannten, oder, welches einerley war, die ihn achteten und liebten, durch irgend etwas: so geschah es durch den Anstrich von Kälte und durch jenes sonderbare, fremde Wesen, welches nicht in einer menschenfeindlichen finstern Verschlossenheit und Abwehrung der Menschen von sich bestand, sondern vielmehr in einem oft auch edlern Menschen eignem Unvermögen, seine Gesinnungen und Empfindungen an den Tag zu geben. Aber er hatte bey dieser Unvollkommenheit seiner Natur nicht das gewöhnliche Schicksal, verkannt und zurückgestoßen zu werden; diejenigen, denen seine Erziehung anvertrauet ward, erkannten seinen Werth, ließen sich durch nichts abhalten, seinen Sinn für Wissenschaft, für Wahrheit, Recht und Tugend zu nähren, und auch die heilige Flamme edler und wohlthätiger Gefühle anzufachen; er wußte ihre Theilnahme zu würdigen; er verrieth durch einzelne Aeußerungen, daß er

für

für das Bessere und Höhere im Leben und in dem Gemüth Sinn habe; daß es ihm ein Ernst sey, ein würdiger Mensch zu werden. Wenn er bescheiden und liebreich mit allen Knaben und Jünglingen umging, so war es doch der Kreis der Gesittetern und Bessern, in dem er sich am meisten gefiel, und, statt im Sinn der leichtsinnigen und flüchtigen Jugend, seinen Vorgesetzten auszuweichen, schloß er sich vielmehr gern an sie an.

Unter den wenigen jungen Leuten, mit denen er doch in ein etwas traulicheres Verhältniß kam, war August Wichmann, der liebenswürdige Jüngling, dessen frühes Verwelken und Sterben der Nekrolog *) beklagt hat. Aber erst da, als der letztere das Wichmannische Institut mit dem Gothaischen Gymnasium vertauscht hatte, wurde diese Verbindung wärmer, lebhafter und inniger, gleich als wenn Knigge nicht unmittelbar und von Angesicht zu Angesicht, sondern erst durch ein Medium des schriftlichen Gedanken- und Em-

a) Jahrg. 1796. Bd I. S. 33 ff.

pfindungs-Wechsels sich mitzutheilen, auszusprechen, und Seele und Herz zu zeigen im Stande gewesen wäre. Möge hier als Zeugniß von einem edeln jugendlichen Freundes-Verein stehen, was damals (im Jahr 1795) Wichmann von Gotha an einen Mitarbeiter der Cellischen Anstalt schrieb:

„Meinen eifrigen Briefwechsel mit Knigge haben Sie ohne Zweifel bemerkt, und ich muß Ihnen jetzt sagen, daß wir Freunde sind, und daß die Grundlage unsrer Freundschaft die einzig mögliche dauerhafte ist, wechselseitige Vervollkommnung. Unsre Wünsche haben sich einander begegnet, und wenn auch dieses erst nach meiner Entfernung von Celle geschah, so ist unsre Freundschaft darum nicht weniger zärtlich, als wenn wir, wie Freunde, schon Jahre lang zusammen gelebt hätten. Wechselseitig ist unser Bestreben nach sittlicher Ausbildung; er ist meine und ich seine Stütze. Aber wir vermögen nicht uns ganz allein zu helfen, und die beste Anwendung von den Lehren, die Sie mir jetzt in Ihren Briefen, die meine hiesigen Lehrer und Freunde mir, und die Sie auch Knigge mittheilen, ist die;

daß

daß wir gegen einander austauschen; und wenn wir für einander hören, für einander lesen, und, soviel in unsern Kräften steht, denken, so arbeiten wir an einem gemeinschaftlichen Werk, und der Nutzen kann nur auf uns selbst zurückfallen. Und wie sollte ich hier noch mit meiner letzten Bitte zaudern? Aber ich darf es nicht einmal Bitte nennen; ich brauche Ihnen nur zu sagen, daß Sie auch in Ihrer Nähe, daß Sie täglich um und bey sich Jemand haben, der so gern, wie ich, Ihre Belehrung anhört und befolgt. Was Sie ihn lehren, lehren Sie auch mich zu gleicher Zeit. Meine Gedanken und meine Gesinnungen sind die seinigen, und die seinigen sind die meinigen geworden, und unser Bemühen geht dahin, nur Einen Gedanken, nur Eine Gesinnung in uns herrschen zu lassen, die Tugend. Mit jedem Briefe lerne ich meinen Freund näher kennen, mit jedemmale höher schätzen, und nur wahre Hochachtung kann Freundschaft und Liebe dauernd machen."

Noch im J. 1795 bezog Knigge die Akademie Jena, wo er sich mit seinem Freund Wichmann zusammenfand und seine einfache, fleis

fleißige Lebensweise fortsetzte. Ein freundschaftliches, herzliches Verhältniß blieb immer unter beyden gutgesinnten Jünglingen, aber daß es nicht noch inniger wurde, als vorher, daß es vielleicht nicht ganz der hohen Idee eines heiligen Freundschafts-Bundes entsprach, die beyde in dem idealischen Verkehr des Briefwechsels unterhalten hatten, davon lag die Ursache in dem so ganz verschiedenartigen Naturel dieser Freunde, deren einer von heftigen Leidenschaften bewegt wurde und stark und feurig fühlte, während der andere ein stilles, ruhiges, schwer anzuregendes Gemüth hatte. So mußten sich im persönlichen Umgange so entgegengesetzter Naturen Dissonanzen hervorthun, wie sie im brieflichen Austausch der Gedanken, Empfindungen und guten Vorsätze nicht leicht vorkommen. Bald wurden die Freunde getrennt; Wichmann mußte Krankheitshalber die Universität verlassen, und starb nach einem langen Krankenlager im Schoose seiner Familie, und Knigge vertauschte Jena mit Göttingen, wo er seine akademische Laufbahn vollendete. Auch hier betrug er sich seiner würdig, und studirte mit Ernst und Eifer die Rechts-

Rechtswissenschaft, wiewohl er sich ihr gar nicht aus Neigung, sondern blos aus Bequemung in die Wünsche seines ihn über alles liebenden, alten Vaters widmete. Von seinem Fleiße sowohl als von seiner Geschicklichkeit in praktischen Arbeiten zeugen seine dortigen Lehrer, unter denen ich nur den jetzigen Regierungsrath Hoppenstedt in Gotha nenne, der damals Assessor der Juristen-Fakultät in Göttingen war, und der Knigge's unter ihm verfertigten Arbeiten ein vorzügliches Lob ertheilt. Was seine übrige Art zu seyn betrift, so schien sich sein Sinn auf der Universität doch noch mehr auszuheitern und etwas an Lebhaftigkeit zu gewinnen; er war froh in fröhlichen Studenten-Gesellschaften, und hatte sich sowohl durch Festigkeit und Zuverläßigkeit des Charakters, als auch durch seine seltne Geschicklichkeit im Fechten und in andern Leibesübungen in seinem Zirkel in ein gewisses Ansehen gesetzt, so daß er auch bey verschiedenen feyerlichen Aufzügen zu einem der Führer ernannt wurde. Als ihn einst Beyspiel und Verhältnisse in hohes Spiel verwickelt, und dadurch in große Verlegenheit gebracht hatten, zog ihn der Edelmuth

fleißige Lebensweise fortsetzte. Ein freundschaftliches, herzliches Verhältniß blieb immer unter beyden gutgesinnten Jünglingen, aber daß es nicht noch inniger wurde, als vorher, daß es vielleicht nicht ganz der hohen Idee eines heiligen Freundschafts-Bundes entsprach, die beyde in dem idealischen Verkehr des Briefwechsels unterhalten hatten, davon lag die Ursache in dem so ganz verschiedenartigen Naturel dieser Freunde, deren einer von heftigen Leidenschaften bewegt wurde und stark und feurig fühlte, während der andere ein stilles, ruhiges, schwer anzuregendes Gemüth hatte. So mußten sich im persönlichen Umgange so entgegengesetzter Naturen Dissonanzen hervorthun, wie sie im brieflichen Austausch der Gedanken, Empfindungen und guten Vorsätze nicht leicht vorkommen. Bald wurden die Freunde getrennt; Wichmann mußte Krankheitshalber die Universität verlassen, und starb nach einem langen Krankenlager im Schooße seiner Familie, und Knigge vertauschte Jena mit Göttingen, wo er seine akademische Laufbahn vollendete. Auch hier betrug er sich seiner würdig, und studirte mit Ernst und Eifer die

Rechts-

Rechtswissenschaft, wiewohl er sich ihr gar nicht aus Neigung, sondern blos aus Bequemung in die Wünsche seines ihn über alles liebenden, alten Vaters widmete. Von seinem Fleiße sowohl als von seiner Geschicklichkeit in praktischen Arbeiten zeugen seine dortigen Lehrer, unter denen ich nur den jetzigen Regierungsrath Hoppenstedt in Gotha nenne, der damals Assessor der Juristen-Fakultät in Göttingen war, und der Knigge's unter ihm verfertigten Arbeiten ein vorzügliches Lob ertheilt. Was seine übrige Art zu seyn betrift, so schien sich sein Sinn auf der Universität doch noch mehr auszuheitern und etwas an Lebhaftigkeit zu gewinnen; er war froh in fröhlichen Studenten-Gesellschaften, und hatte sich sowohl durch Festigkeit und Zuverläßigkeit des Charakters, als auch durch seine seltne Geschicklichkeit im Fechten und in andern Leibesübungen in seinem Zirkel in ein gewisses Ansehen gesetzt, so daß er auch bey verschiedenen feyerlichen Aufzügen zu einem der Führer ernannt wurde. Als ihn einst Beyspiel und Verhältnisse in hohes Spiel verwickelt, und dadurch in große Verlegenheit gebracht hatten, zog ihn der Edelmuth

muth einer wohlwollenden Person auf eine so wohlthätige Art heraus, die ihn bestimmte, dem Spiel auf immer zu entsagen.

Nach dem Ablauf der Universitätszeit wurde er in Hannover bey der Justiz-Canzley als Canzley-Auditor angestellt, ward als ein fleißiger und guter Arbeiter von seinen Vorgesetzten geschätzt, und besaß auch hier, ungeachtet seines stillen, einfachen, gegen den Ton der Residenz abstechenden Betragens, und ob er gleich nur in kleinen, sehr vertrauten Zirkeln froh und zuweilen lustig zu seyn pflegte, in größern aber still, ernst und zurückgezogen fast den Schein von Blödigkeit hatte, dennoch die Liebe und Werthschätzung aller, die ihn kannten. Gegen seinen Vater und seine Geschwister hegte er eine zärtliche Liebe.

Nach dem Tode seines Vaters dachte er darauf, sich unabhängig von Geschäften und Verhältnissen, zu denen ihn kein innrer Drang geführt hatte, zu machen, einen lange genährten Lieblingswunsch einer großen, interessanten Reise auszuführen, und sich nach Vollendung derselben dem Landleben, welches seiner Sinnes-

nesart so sehr zusagte, zu widmen. Im Frühling 1801 machte er mit seinem ältern Bruder, der damals als Lieutenant in Königl. Preußischen Kriegsdiensten stand, und der von seinem Bruder seit ihrem Zusammenleben im Dessauer Philanthropin getrennt gewesen war, eine Reise nach Frankfurt und Maynz. „Auf dieser Reise, schreibt der letztere b), nahm ich recht viel warmes, reines Gefühl für Natur und Kunst bey ihm wahr; wir vertrugen uns so gut zusammen; unsre Zwecke und Neigungen waren so übereinstimmend, daß wir auf dieser kleinen Reise den ersten Plan zu jener großen Reise entwarfen, die meinem mir ewig unvergeßlichen Bruder das Leben kostete. — Unser Plan war folgender: Durch das südliche Deutschland nach Wien; von da durch Ungarn, die Moldau und Wallachey nach Constantinopel, von dort aus Excursionen in Klein-Asien, nach Brousa und dem Olymp, nach Troja, Pergamo u. s. w. Von Constantinopel durch

b) Wir verdanken der Güte und Gefälligkeit desselben die Notizen über die letzte große Reise nach der Levante, von der sogleich die Rede seyn wird.

durch die Dardanellen nach Smyrna; wieder Excursionen nach Ephesus, den Inseln des Archipelagus, nach Athen, Corinth, den Thermopylen, nach Thracien und Macedonien; von Smyrna nach Aegypten, das cultivirte Nilthal so weit wie möglich verfolgt, wieder zurück nach Alexandrien, zu Wasser oder wo möglich durch die Barbarey nach Tunis, Tripolis und Algier, dann nach Italien zurück, Sicilien, ganz Italien bereist, durch die Schweiz nach Frankreich, England, Schottland, Irland, von da nach Nord-America, und dann nach Hause."

Diese Reise, deren Riesenplan schon einen heroischen Muth und Unternehmungsgeist verräth, trat der jüngere Knigge, nachdem er in Hannover auf unbestimmte Zeit Urlaub genommen hatte, im Sept. 1801 allein an; sein Bruder konnte ihm erst später nach Wien nachfolgen, weil sich sein Abschied aus Preußischen Kriegsdiensten so lange verzögerte. Der jüngere war unterdessen über Göttingen und Cassel nach Frankfurt gegangen, machte eine sehr genußreiche Rheinreise bis Neuwied, ging nachher durch Schwaben und Franken nach

Salz-

Salzburg, durchstreifte dieses schöne gebirgichte Ländchen zu Fuße im Winter, und ging darauf nach Wien, wo er sich vorzüglich mit mühsamen Auszügen aus den für seinen Plan wichtigsten Reisebeschreibungen auf der dasigen Bibliothek oder in seiner einsamen Stube beschäftigte. Im März 1802 kam auch der ältere Bruder in Wien an; sie hielten sich noch einige Monate mit einander daselbst auf, und bereiteten sich gemeinschaftlich zu ihrer weitern Reise vor. Zu gleicher Zeit sahen sie alles, was Natur und Kunst merkwürdiges in und um Wien darbieten, machten mit der liebenswürdigen, noch unlängst in Gerning's Reise ihrer Hospitalität und geselligen Tugenden wegen gepriesenen Familie des Banquier Arnstein c), die in ihrem Hause viele Fremde und eine Auswahl einheimischer interessanter Männer versammelt, eine malerische Frühlingsreise in das Gebirge, lernten auch durch Arnsteins den D. Meyern kennen, der sich entschloß, die beyden Brüder auf der Reise nach Griechenland zu begleiten, und dem sie schon in Wien mans

c) Reise durch Oesterreich und Italien. Th. 1. S. 41.

manche lehrreiche Bekanntschaften, wie die des seiner Vasensammlung wegen berühmten Grafen Lambert a), des D. Gall u. a. m. verdanken. Kurz vor der Abreise von Wien, d. 27. May 1802, schrieb der jüngere Knigge an einen Freund: „Gleich nach meiner Ankunft in Wien lernte ich den Major von Schwarz kennen, einen sehr gefälligen und interessanten Mann, der mir durch die Mittheilung seiner gesammelten Erfahrungen viel Licht über die Reise gegeben hat. Es wäre unser Wunsch gewesen, ihn näher mit uns zu vereinigen; allein er ist zu fest an den Grafen Frieß gekettet, und dieser denkt selbst einmal eine Reise nach Griechenland zu machen. Johannes Müller hat mich unter dem Geleite eines Briefes vom O. C. R. Böttiger sehr gütig aufgenommen, und wird mir Briefe in die Levante mitgeben. Hr. v. Hammer war damals schon von seiner asiatischen Reise zurück und hielt sich in London auf; seit einigen Wochen ist er wieder hier, wo ich sogleich seine Bekanntschaft machte. Er geht mit dem neu ernann-

a) S. Böttiger Mus. B. 1. S. 67.

ernannten Kais. Internuntius, Hr. v. Stürmer, als Legationsrath nach Constantinopel. Wir reisen d. 5. Jun. von hier über Salzburg durch Tyrol nach Venedig, werden uns dort mehrere Wochen aufhalten, wo möglich nach Pola und Spaletro einen Abstecher machen, und dann uns entweder in Ragusa nach Constantinopel einschiffen, oder nach Venedig zurückkehren, und von da nach Constantinopel gehen. Constantinopel ist auf jeden Fall unser erstes Ziel bey der griechischen Reise, weil wir dort mehrere Unterstützungen und Erleichterungen zu der fernern Reise erwarten. Einen Begleiter auf unserer Reise haben wir hier gefunden; es ist Meyern, der Bf. von Dya Ma Gore. Dieser wollte etwa in einem Jahre mit dem Maj. v. Helwig aus Schweden, der einen Theil des Winters hier zugebracht hat, nach Griechenland reisen; Helwig wird aber wohl nicht abkommen können, und so begleitet uns Meyern. Er ist sehr reiselustig, ein angenehmer Gesellschafter, von vielen Kenntnissen, mit dem Eifer neue zu erwerben, dabey auch Zeichner. Sein Hauptzweck ist, militairische Untersuchungen anzustellen; wir

werden uns desfalls am längsten in den Gegenden aufhalten, wo berühmte Schlachten, auch aus der Römischen Période, vorgefallen sind, diese militairisch aufnehmen und mit den Nachrichten der Schriftsteller zusammenhalten. Meine Rückkehr durch Italien und die Schweiz habe ich ohngefähr im Herbst 1804 festgesetzt; dann verweile ich den Winter über in meiner Heimath, und trete im Frühling die weitere Reise nach Frankreich, Spanien, England ꝛc. an. Vielleicht wird sich unsre Reise auch über Syrien und Aegypten erstrecken. Meine Gedanken sind jetzt nur auf die Zukunft gerichtet. Sie erlassen es mir daher, Ihnen von der Vergangenheit und Gegenwart zu schreiben. Daß es mir hier gefällt, beweist Ihnen mein langer Aufenthalt; daß er nicht ganz ohne Nutzen gewesen sey, bilde ich mir ein. Im Arnsteinschen Hause ist nunmehr mein vertäglichster Umgang, und gestern bin ich von einer sehr angenehmen Excursion in die Gebirge an den Gränzen von Steyermark, welche ich in Gesellschaft dieser liebenswürdigen Familie machte, zurückgekehrt. Die großen Gesellschaften, die sich allenthalben so ziemlich

gleich

gleichen, und in denen ich mich den Winter herumtreiben mußte, sind jetzt vorbey, und ich danke dem Himmel dafür; denn man sieht dort selten mehr als geschminkte Gesichter, Glanz und Pracht. Von Ungarn habe ich nur Pressburg gesehen, als der Kaiser seinen Einzug hielt."

Im Junius reisten die beyden Brüder, als ihr Projekt mit dem Baron Stürmer, Kais. Gesandten an der hohen Pforte, zu Lande nach Constantinopel zu gehen, vereitelt worden war, durch Steyermark, Salzburg (welches der jüngere Knigge mit neuer Freude in der schönen Jahreszeit zum zweytenmal sah), Tyrol nach Ober-Italien. „Auf dieser unbeschreiblich schönen, genußvollen Reise, schreibt sein älterer Bruder, war er, so wie ich, sehr glücklich; an dem H. Meyern hatten wir einen belehrenden Gesellschafter. In den prächtigen Tyroler Gebirgen, auf dem Lago di Guarda, in dem Amphitheater zu Verona, in Padua und Venedig, in Pola und seinen herrlichen, großen Ruinen war mein Bruder oft ganz entzückt. Ach, das waren auch seine letzten schönen Augenblicke! Nach einem vier-

wöchentlichen Aufenthalte in Venedig schifften wir nach Triest, und hier holte er sich wahrscheinlich durch das öftere Baden in der See, welches wir des Mittags während der größten Hitze thaten, den Stoff zu einem tödtlichen Fieber. Die letzten Wochen vor unsrer Abreise von hier war er beständig matt, träge und unaufgelegt zu allen Anstrengungen des Körpers und der Seele; wir schoben das auf die entsetzliche Hitze, und hofften von der Seereise völlige Besserung. Den 24sten August beym Einschiffen war ich eben so matt und krank wie er. — Anstatt der gehofften Besserung durch die Fahrt, kam bald die Seekrankheit dazu. Eine quälende Unruhe und die dumpfe Luft in der Cajüte trieben meinen Bruder eine Nacht auf das Verdeck; er schlief hier, wie er sagte, vortrefflich; allein der starke Thau hatte einen Ausschlag seines Körpers zurückgetrieben, und von diesem Augenblick nahm sein Körper so zusehends ab, daß er nach 14 Tagen nur einem Skelet glich. Ohne helfen zu können, mußte ich meinen zärtlichgeliebten Bruder dahin welken sehen. Die schönste Insel des Archipels *), von

*) Skio, das alte Chios.

von der wir uns so oft in süßen, schwärmerischen Phantasien unterhalten hatten, sah er nur mit schon gebrochnem Auge. Ohne Bewußtseyn ward er gleich einem Todten ans Land gebracht, und, trotz aller angewandten Mittel eines geschickten italienischen Arztes, entschlief er ohne Schmerzen, aber ohne Bewußtseyn, den zweyten Tag nach unsrer Ankunft. Sein Körper ward, von einigen der vornehmsten Türken und Griechen begleitet, außerhalb des Kirchhofes zur Erde bestattet. Neben ihm ruhen zwey Engländer, die auch als Reisende auf dieser Insel starben."

Lust am Schönen und edeler Durst nach erweitertem Wissen
Lockt' ins Aegäische Meer ihn von dem heimischen Heerd.
Als er das Vaterland des Mäoniden erreichet,
Dessen Gesängen er einst trunkener Seele gelauscht:
Senkt' er sein Haupt; ihn empfing der Schoos des geweiheten Eilands;
Hier umschwebt der Geist der Homeriden sein Grab.

Sein tiefgebeugter Bruder setzte mit dem D. Meyern seine Reise fort und begab sich nach Smyrna, wo sie etliche Monate verweilten, um die Reste alter Baukunst in den benachbarten

ten Orten Ephesus, Sardes u. s. w. aufzusuchen. Doch es ist hier der Ort nicht, von dieser Reise mehr zu erzählen, von welcher der ältere Bar. Knigge gegen das Ende des J. 1803 auf seine Güter in dem Hannöverischen zurückkam.

In den zurückgelassenen Papieren des jungen Mannes, welche in der größten Ordnung befunden wurden, waren mehrere Spuren, daß er mit der ihm eignen Besonnenheit an die Möglichkeit seines Todes auf der großen Reise gedacht hatte. Unter andern Beweisen einer schönen Seele hatte er in denselben den letzten Wunsch leise und bescheiden angedeutet, daß seine Geschwister nach seinem Tode einigen Personen, die an seiner Erziehung Theil gehabt hatten, und denen er mit Liebe zugethan war, so wie auch einem seiner akademischen Freunde, sehr bedeutende Capitale, die er bestimmte, auszahlen möchten. Der Wunsch eines inniggeliebten Bruders war den edlen Geschwistern heilig, und sie erfüllten ihn buchstäblich. Seine Papiere mußten, seinem Verlangen gemäß, sämmtlich verbrannt werden; zu bedauern war dieß am meisten von seinem

auf der Reise ununterbrochen geführten Tage-buch, welches zeugte, wie richtig und genau er alles Merkwürdige aufgefaßt und beobachtet hatte.

Wäre dem Verewigten vergönnt gewesen, seine große Reise zu vollenden, und von ihr bereichert an Erfahrungen, Kenntnissen, Empfindungen und schönen Bildern in die Heimath zurückzukehren: so würde sein ohnedieß so wohlgebildeter und geordneter Geist durch sie einen großen Zuwachs von Vollkommenheit, ein wärmeres Gefühl und eine lebhaftere, erhöhtere Einbildungskraft gewonnen haben. Was und wie er war, haben wir hinlänglich angedeutet. Nur das noch. Er führte immer eine sehr ordentliche, regelmäßige Lebensart. So weit er von Geiz entfernt war, herrschte doch in seinen ökonomischen Berechnungen die größte Genauigkeit; Bedürfnisse hatte er nicht; und, im Fall der Noth, war er auf einem Strohlager und bey den einfachsten Nahrungsmitteln eben so froh, als im vollen Genuß aller irdischen Güter und Bequemlichkeiten. Zu Hause wie auf seinen Reisen verbrachte er manche Stunde und manchen Abend, die von

andern den Vergnügungen gewidmet wurden, bey lehrreicher und anziehender Lectüre, oder auch mit anstrengenden Arbeiten.

Sehr wahr sagt von ihm sein Bruder: „Er gehörte zu den Menschen, die still, ohne Aufsehen, ihren Weg durch dieß Leben wandeln, die die große Welt nach ihrem Tode auch nicht vermißt, die aber in dem Herzen ihrer Freunde unsterblich sind.“

Marcus Herz,

Doctor der Medic., Kön. Preuß. Prof. der Philosophie, Fürstl. Waldeckischer Hofrath und Leibarzt, Arzt am Krankenhause der jüdischen Gemeinde zu Berlin, Mitglied der Helvetischen Gesellschaft correspondirender Aerzte und Wundärzte, und mehrerer gelehrter Gesellschaften,

geb. am 17. Jan. 1747.
gest. am 19. Jan. 1803.

Ein Leben, das in der Mitte seiner glänzenden und nützlichen Thätigkeit früh unterbrochen wurde, doch aber lang genug gedauert hat, geitzig genug angewendet worden ist, um unmerklich in wohlthätigen Kreisen fortzuwirken von Geschlecht zu Geschlecht! Denn es gilt hier einen Mann, der als edler Mensch, als scharfsinniger Gelehrter, als treu-wirkender Ausüber eines schönen Berufs, als Achtung-erzwingender Repräsentant einer niedergedrückten Nation und Gemeinde, auf seinen unvergeßlichen Namen die höchsten Ehrentitel gehäuft hat, die nur immer einem Sterblichen an die Geschichte seiner kurzen Erscheinung auf

die-

dieser Erde zu kämpfen vergönnt ist! — Er hat dem wohlregierten Staat, der mit Gerechtigkeit und Liberalität ihm alle Rechte eines geachteten Bürgers genießen ließ, hinlänglich alles wiedervergolten, indem er allgemein anerkannt eine Zierde und Ehre der Preußischen Monarchie und ihrer großen Hauptstadt wurde. Unverwelkliche Kronen seinem Gedächtniß!

Herz stammte von Jüdischen Aeltern zu Berlin, wo sein Vater sich kümmerlich durch Unterricht im Schreiben ernährte. Seinen ersten Unterricht erhielt er im Ephraimischen Stifte zu Berlin, indem er von seinen Aeltern der Jüdischen Theologie gewidmet ward. In seinem funfzehnten Jahre verließ er es, und kam als Handlungsdiener zu einem Jüdischen Kaufmann nach Königsberg in Preussen. Aber dieser beschränkte Thätigkeitskreis ward seinem nach höhern und mannichfaltigern Kenntnissen strebendem Geiste bald zu eng; er verließ ihn und widmete sich, unterstützt von Freunden und Wohlthätern, die er sich durch Fleiß und Durst nach Wissenschaften erworben hatte, ganz dem Studiren. Die bestimmtere Richtung dabey war kaum eine Sache der

Wahl,

Wahl, sondern wurde durch seine Lage entschieden. Der Beruf des Arztes war der einzige unter den gelehrtern Ständen, der, am freyesten von bürgerlichen, seine Nation noch einengenden Verhältnissen, sich ihm darbot. Aber das war freye Wahl und zeugt von der ursprünglichen Tendenz seines Geistes, daß er diesen Beruf aus dem höchsten Gesichtspunkte faßte, als vielseitige Beschäftigung mit der physischen und geistigen Natur des Menschen, und es früh darauf anlegte, sich über die Gemeinheit in diesem Stande zu erheben. Unwiderstehlich zog ihn das Studium der Philosophie an. Er machte in ihr bald so große Fortschritte, daß, als sein großer Lehrer Kant die ersten Grundlinien seines philosophischen Systems, in seiner Dissertation de mundi sensibilis forma et principiis, auf das Katheder brachte, er von jenem tiefen Denker zum Respondenten erwählt wurde, — ein Zeugniß, das seinen Biographen aller Details über den Werth dieses jungen Forschers der Wahrheit überhebt. Dieß veranlaßte Herzens erste Schrift „Betrachtungen aus der speculativen Weltweisheit," die er zu Königsberg 1778 also in seinem 24sten Jahre herausgab.

Schon

Schon vorher hatte er unter Kants Authorität an der Kanterschen gelehrten Zeitung in Königsberg Theil genommen, und mehrere Recensionen hinein geliefert; die über Eulers Briefe an eine teutsche Prinzeßin zog vorzüglich Mendelssohn's Aufmerksamkeit auf sich, zu dessen Eigenthümlichkeiten es gehörte, jedes aufkeimende Talent unter seinen Glaubensgenossen aufzusuchen, zu ermuntern und zu pflegen. — Eine andere kleine Schrift, die er noch als Königsberger Student abfaßte, „Freymüthige Kaffeegespräche zweyer jüdischen Zuschauerinnen über den Juden Pinkus (Berlin, 1772)" würde als eine flüchtige Zeitersscheinung kaum eine Erwähnung verdienen, wenn sie nicht frühe schon seinen Witz, seine Gabe des Styls und sein Gefühl bey angethanem Unrecht bewährte. Sie entstand bey Gelegenheit eines Lustspiels, in welchem seine Glaubensgenossen auf die bekannte gemeine Weise lächerlich gemacht wurden. Den jungen Mann, der seinen Werth als Mensch fühlte, empörte die Behandlung, die seine Mitbrüder auf dem Theater der Welt und auf der Schaubühne erlitten; er machte seinem Herzen Luft. — Die Zeiten haben darinn

nichts

nichts geändert, und ein jargonirender Jude ist dem gemeinen Publikum noch immer ein willkommener Gegenstand. Es geht den Juden, wie den Franzosen in England; auch diese werden dort immer als feige, hagere, lächerliche Karikaturen aufgestellt, und das Lachen der Menge ist dem Schauspieler gewiß; um so mehr, jemehr er übertreibt f).

Mit Empfehlungen Kants an Lambert, Mendelssohn und Sulzer versehen, kehrte er nach Berlin zurück, wo er lange verweilte, nachmals den jetzigen Geheimen-Rath Ephraim nach Pohlen begleitete, um einer Casse vorzustehen, die man vorzugsweise ihm anvertraute, ein Geschäft, wofür er reichlich bezahlt wurde. Er hatte da Muse genug, um zu studiren, und verfertigte „Philosophische Gespräche," die ungedruckt blieben. Mendelssohn, der damals von seiner Nervenkrank-

f). Was würde der edle Herz gesagt haben, wenn er Grattenauers pöbelhafte Angriffe an dem Morgen des XIXten Jahrhunderts erlebt hätte! Wäre aber auch zu der unverdarbten Ehrenrettung, daß dieser neue Apostel der Intoleranz bald darauf als ein öffentlicher Verbrecher vor strafenden Gerechtigkeit in die Hände fiel,

Krankheit noch nicht hergestellt war, und dem er sie zugeschickt hatte, fand sie seines Beyfalls werth. Er schrieb ihm: „Ich bin ein podagrischer Tänzer; da sitze ich in meinem Lehnstuhle, und rufe den Tänzern mein Bravo zu. Das erste Bravo bekommen Sie u. s. w.“ Was er daran tadelte, war der Dialog und der Mangel der Individualität in den Unterredenden. Dieser Tadel schreckte wahrscheinlich den Verfasser ab, diese Gespräche zu überarbeiten. — Mendelssohn schätzte von jetzt an und immerfort Herzens Scharfsinn außerordentlich. Zum Beweis kann die Inschrift dienen, die er in das Exemplar seiner Philosophischen Schriften setzte, das er bey einer neuen Auflage an Herz schickte: „Seinem Freunde Marcus Herz, empfiehlt folgende Aufsätze zur fernern Ausführung, deren er selbst wohl auf Erden nicht mehr fähig seyn wird, der Verf.“ — In ein Exemplar des neu aufgelegten Phädon schrieb er ihm: „In jenem Leben ein Mehreres. M. Mendelssohn.“ —

Herz hatte sich nun Geld zu seinem weitern akademischen Aufenthalt erworben, und ging nach Halle, um seine medicinischen Studi-

Studium fortzusetzen. Er schloß sich hier vorzüglich an Goldhagen an, den er als Lehrer und Freund sehr schätzte. Mit sehr ansehnlichen Summen unterstützten ihn hier die Berliner und Königsberger Freunde unter seinen Glaubensgenossen, besonders auf die edelmüthigste Art der treffliche David Friedländer, der dagegen jetzt noch mit Rührung laut bekennt, daß er ihm vorzüglich seine Bildung schuldig sey, und daß Herz als sein großer Gläubiger aus der Welt gegangen. — Herz bedauerte späterhin, während der akademischen Jahre zu sehr vom Studium der Philosophie angezogen worden zu seyn, deren Speculationen seinem Geiste zu viel Nahrung gaben und zu viel Reiz für ihn hatten. Die Folge war, daß er für seine Brodwissenschaft und für alles, was mit derselben zusammenhing, nicht Zeit genug übrig behielt, oder in den Beschäftigungen dieser Art nicht genug Genuß fand. Später nahm er nun Lücken in seinem Wissen als Arzt wahr, die ihm sehr unangenehm waren, und die große Anstrengung erforderten, um einigermaßen ausgefüllt zu werden.

Er nahm 1774 zu Halle die Doctorwürde, und kehrte nach Berlin zurück. Hier verheirathete er sich mit der Tochter des Arztes am Krankenhause der jüdischen Gemeinde, Benjamin de Lemos, und ward seinem Schwiegervater von den Vorstehern dieser Anstalt adjungirt. Von nun an theilte er seine Beschäftigungen zwischen seinen Beruf und seine Lieblingsstudien, der Philosophie und Physik. Sein „Versuch über die Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks," und seine „Briefe an Aerzte," die beyde eine zweyte Auflage erlebten, machten seinen Namen den Philosophen und Aerzten gleich achtungswerth; aus beyden sprach ein Mann von sehr großem Scharfsinn und der feinsten Beobachtungsgabe. Die Lebhaftigkeit und der Schmuck seines Vortrags machte es vielen seiner Bekannten aus allen Ständen wünschenswerth, von ihm die Hauptlehren der Philosophie dargelegt zu sehen, und so unternahm er etwas, was nicht genug gepriesen werden kann, nämlich in einer großen Stadt, wo noch so manche Freunde der Wissenschaften in den praktischen Ständen sich weiter fortbilden wollen, Vorlesungen vor

einem

einem gemischten Auditorium zu halten, — eine schöne Sitte, die nachher so oft und so glücklich nachgeahmt worden ist.

Die ersten Vorlesungen dieser Art, die er in seinem Hause hielte, waren über Logik oder vielmehr über das Ganze der Philosophie. Er las mit einem unbeschreiblichen Beyfalle, wozu wohl auch der Umstand beytrug, daß man bey ihm, einem ausgezeichneten Schüler Kant's, das System dieses berühmten Denkers zu hören meynte, welches um jene Zeit anfing, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; aber schon zu einer Zeit (1777), wo Kant selbst noch an den Materialien zu seinem Gebäude sammelte, trug Herz die Philosophie vor, und der Beyfall, den er erhielt, kam also nicht blos auf die Rechnung, daß er Kants Zuhörer gewesen war. Wirklich ging er auch in diesen Vorträgen seinen eignen Gang; bey aller Verehrung für seinen unsterblichen Lehrer war er kein Kantianer, und wurde es auch nie. Es war die Klarheit und das Interesse, mit welchem er die Philosophie vortrug, wodurch so viele ausgezeichnete Männer, der Staatsminister Zedlitz

und viele andere, die gegenwärtig angesehene Staats-Aemter bekleiden, in seinem Auditorium versammelt wurden. Die Neuheit der Sache, und die Erscheinung, daß der Chef des geistlichen Departements bey einem Juden als Zuhörer einging, zog natürlich eine Menge Neugierige herbey, und so hatten diese Vorlesungen einen glänzenden Fortgang. — Aufgemuntert durch diesen Erfolg, hielt Herz dann auch für solche, die sich zu Aerzten bilden wollten, Vorlesungen über die medicinischen Wissenschaften, für welche er 1782 einen Grundriß drucken ließ, denen dann späterhin seine trefflichen Vorträge über Experimental-physik folgten.

Die Anstrengungen, einer so vielseitigen Wirksamkeit Genüge zu thun, zog dem beschäftigten Manne um das Jahr 1782, nicht lange nach der Verheirathung mit seiner höchst liebenswürdigen Gattin, eine hitzige Krankheit zu, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Sein Freund, der große Arzt Selle, behandelte ihn in dieser Krankheit; die Symptomen waren so heftig, daß die Aerzte ihn aufgaben, und daß seine Errettung als ein Wunder angese-

gesehen wurde. Er selbst hat uns diese Krankheit, worinn er siebzehn Tage in beständiger Todesgefahr zubrachte, und die auch in psychologischer Hinsicht sehr merkwürdig war, in Moritz Magazin für Erfahrungs-Seelenkunde (B. I. St. 2.) in einem Brief an einen seiner Königsberger Freunde dargelegt, mit jenem belehrenden Scharfsinn, der ihn so eigenthümlich auszeichnet.

„Empfänglichkeit einer so schweren Krankheit, so erzählt er, hatte ich schon lange in meinem Körper gehabt. Fast alle Menschen sagten mir lange vorher, ich sähe schlecht und mißfarbig aus, obschon ich selbst, vermuthlich wegen der übertriebenen Anstrengung meiner Seelenkräfte, nichts widernatürliches im Körper verspürte. Es ist bekannt, (wiewohl deswegen nicht minder wunderbar) daß eine lebhafte Aufmerksamkeit oder eine überspannte Thätigkeit, auf eine kurze Zeit die größte Unordnung im Körper oft unfühlbar zu machen fähig ist; — man wird daher auf Reisen, wo abwechselnde mannichfaltige Gegenstände unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, nur selten krank, und die schmerzhaftesten Gefühle ver-

schwinden oft plötzlich beym Anblick eines fürchterlichen, schrecklichen oder sonst auffallenden Gegenstandes. — Aber freylich nur auf kurze Zeit. Die Folgen pflegen alsdann gewöhnlich durch ihre Wichtigkeit das zu ersetzen, was man an der Dauer erspart. — Ich war ein ganzes Vierteljahr vorher mit der Ausarbeitung meines Collegii beschäftigt. Ich fing an zu lesen, und der ganz unerwartete Beyfall von einer Menge Zuhörer aller Stände vergrößerte mit jeder Vorlesung meine Arbeitslust, und die Anstrengung meiner Kräfte. Ich brachte die Stunden, die mir meine praktischen Geschäfte ließen, ununterbrochen bald mit Vorbereitung zur nächsten Vorlesung zu, bald mit Vorarbeiten der künftigen. Zugleich verfaßte ich ein Compendium zum Druck für meine Zuhörer, das ausgearbeitet, corrigirt, durchgesehn und wieder corrigirt seyn mußte. Dazu kam, daß gerade meine praktischen Geschäfte sehr häufig und interessant waren, und mein Schwiegervater während acht Wochen wegen eines Stoßes am Fuß die Stube hüten mußte, ich also auch den größten Theil seiner Geschäfte mit zu versehen hatte. Dreyßig

Kran-

Krankenbesuche täglich, ohne das Lazareth, das eben so viel Kranke enthielt, war das Gewöhnliche; meine Muse war zu geringe, und ich mußte die frühen Morgen und ganz wider meine Gewohnheit die spätesten Abendstunden mit zu Hülfe nehmen. Meine Arbeit schien zu gedeihen, und so ward ich von Pflicht und Eitelkeit gespornt, meine Nerven allmählich geschwächt, meine Verdauungskräfte über den Haufen geworfen, ohne daß ich auf alles dies ses merkte, bis das Maas zu voll ward, um nicht bey der mindesten Gelegenheit überzulaufen.“ — Nun trat die Krankheit mit Heftigkeit ein, verbunden mit anhaltendem Irredenken und Irrereden. Man hatte ihm sein Krankenlager nicht an seiner gewöhnlichen Schlafstelle, sondern in seiner Studierstube bereitet, und dieser Umstand bewirkte die fortdauernden Grundideen in seinem Phantasiren, daß er nicht zu Hause sey, mit welcher er sich und die Seinigen ohne Unterbrechung und unaussprechlich quälte. Es folgten die schrecklichsten Tage und Nächte, deren Erzählung der Arzt und Psycholog an dem angeführten Orte mit großem Interesse nachlesen wird.

Endlich am 16ten Tage der Krankheit, wo man ihn, der mit allen Sterbe-Ceremonien seiner Glaubensgenossen bereits versehen war, doch aufgab und nichts mehr zu wagen glaubte, brachte man ihn in sein Lesezimmer, wohin er beständig verlangte. Nun fühlte er sich auf einmal zu Hause, ward ruhig, ein sanfter Schlaf überfiel ihn, der mit geringer Unterbrechung viele Stunden fortdauerte. „Ich erwachte, fährt er zu seinem Freunde fort, und weg war meine Krankheit, da mein völliges Bewußtseyn. Die Freude meiner Aerzte, Freunde und Familie in diesem Augenblick können Sie sich leicht vorstellen oder auch nicht leicht vorstellen. Alles um mich herum war vergnügt und fröhlich; ich war bis auf den höchsten Grad ermattet; mein ganzes Ich war mir nicht fühlbar; beynah kam es mir vor, daß der Genesene ein ganz anderes Subject neben mir im Bette wäre. Meine Seele war indessen heiter. Während dieses Schlafs hatte die Krankheit die seltenste Metastasis gemacht, die in den Schriften der Aerzte vorkömmt. Ich spürte gleich bey meinem Erwachen, daß mir die ganze innere Höhle des Mundes weh thar

that und ich nicht schlucken konnte. Und als mein Freund Selle mir in den Mund sah, fand er mit Erstaunen, daß er ganz nebst dem Zapfen bis tief herunter in den Schlund mit Schwämmen überzogen war, die eine dicke, grauliche Haut bildeten. Er war erfreut über diese Crisis, so sehr ich auch von diesem Zufalle gequält wurde. Das Herunterschlucken eines Tropfen Wassers machte mir die gräßlichsten Schmerzen. Ich wurde nun Tag und Nacht alle Stunden gepinselt, gesprützt, gegurgelt mit den schärfsten und reizendsten Dingen, bis binnen einer Zeit von zwölf bis funfzehn Tagen die Schwämme sich verloren, und ich meinen Mund allmählig wieder brauchen konnte. Dieses Zufalls ungeachtet fingen meine Körper- und Seelenkräfte an, augenscheinlich zuzunehmen. Binnen zehn Tagen, wo ich noch am Munde sehr litt, hatte ich schon das Vermögen in der Stube herumzuwandeln, den ganzen Tag aufzudauern und von Morgen bis Abend in abwechselnden zahlreichen Gesellschaften von Verwandten, Freunden, Bekannten und Unbekannten vergnügt zuzubringen. Damals erfuhr ich, was ich acht Tage eher um vieles nicht

möchte gewußt haben; die allgemeine aufrichtige Theilnahme an meinem Zustande, die allgemeine Unruhe so vieler Bekannten in den Stunden meiner Gefahr und die Freude über meine Herstellung. Sie hat mir mehr als einmal Thränen gekostet, diese herzliche Sympathie. Sie setzt Verdienste und Würdigkeit voraus, deren ich mir nicht bewußt bin, und die zu besitzen ich wünsche. Allgütiger! welch einen Schatz von Seeligkeit hast Du mit dem himmlischen Gefühl der Geselligkeit in des Menschen Herz gelegt! wer ihn nur recht brauchen will, diesen Schatz, wer ihn nur recht zu brauchen weis! — Und dieser angenehmen Empfindung der vielfältigen Theilnahme, die ich so einige Wochen hintereinander genoß, nicht den Leckerbissen und den köstlichen Weinen schreibe ich meine über alle Erwartung schnelle Erholung zu. Ich bin nunmehr in der dritten Woche wieder auf den Beinen, fühle mich stark, besuche meine Kranken, die Functionen meines Körpers gehn fertiger und richtiger von statten, als je zu einer Zeit in meinem Leben. Meine Seele ist heiter und besitzt ihre vorige Spannung wieder, und in

An-

Ansehung meines Gemüths, meiner Zufrieden-
denheit, meiner Laune und meiner Gesinnun-
gen gegen Menschen hoffe ich so viel gewonnen
zu haben, daß ich um vieles nicht diese Krank-
heit nicht möchte überstanden haben. So treff-
lich, mein Freund, ist der Dinge Zusammen-
hang, so weise die Verkettung des Guten mit
dem Uebel in der Welt eines Schöpfers wie
Gott! — Leben Sie wohl, mein Lieber, seyn
Sie vergnügt und zufrieden und nicht zu vor-
eilig und geschwindschlüßig in Bestimmung
Ihrer zukünftigen Umstände aus dem gegen-
wärtigen. Es ist wahr, die Gegenwart ge-
schwängert vom Vergangenen, wird Mutter
vom Zukünftigen; aber wissen Sie auch, daß
weder das Empfangen noch Gebähren dieser
Mutter auf einmal geschieht, sondern allmäh-
lig. Sie empfängt und gebährt ununterbrochen
fort, und jede ihrer Früchte wird augenblicklich,
bey der Entstehung wieder Empfängerin und
Gebährerin, und daher kann die ganze Frucht
von uns Endlichen weder umfaßt noch voraus-
gesehen werden. Aber Der sie umfaßt und
voraussehen kann, hat sie vorausgesehen und
nach eignem Gefallen bestimmt. Und da Er

gut

gut und weise ist, zum Besten eines jeden von uns bestimmt." —

In welch' achtungswerthe Denkart läßt uns diese Erzählung einen Blick thun! — Und er hielt Wort; er verwendete das ihm geschenkte Leben auf die sorgfältigste Weise zum Besten der Menschen und der Wissenschaften. Nach einer Gesundheitsreise, die er 1785 nach Pyrmont unternahm, und wo er aller Orten die ehrenvollste Aufnahme fand (auch der Fürst von Waldeck hatte ihm einen Beweis seiner Achtung gegeben, indem er ihn zum Hofrath und Leibarzt ernannte), setzte er seine Vorlesungen über Experimentalphysik in Berlin mit Eifer fort, und gab darüber (1787) auch ein Compendium für seine Zuhörer heraus. Er wußte durch die Anwendung eines sehr vorzüglichen Apparats und durch seinen schönen und heitern Vortrag diese an sich anziehende Wissenschaft so interessant zu machen, daß der Beyfall sich immer mehrte; deswegen setzte er auch diese Vorlesungen bis wenige Jahre vor seinem Ende fort.

Unter diesen täglichen Beschäftigungen als Lehrer und praktischer Arzt fand er doch Zeit, das

das Hauptbuch, das wir von ihm haben, ausarbeiten zu können, seinen berühmten „Versuch über den Schwindel (1786).“ Diese Abhandlung einer Erscheinung am Organischen Körper, die halb geistig halb physisch ist, und ganz eigentlich für einen Mann gehörte, der eben so sehr Philosoph als Arzt war, wurde mit großem Beyfalle aufgenommen, und würde allein schon hinreichen, seinen Namen zu erhalten. Der erste Theil derselben entwickelt mit großem Scharfsinn die psychologischen Veränderungen im Menschen, die mit dem Schwindel in Verbindung stehen und ihn begleiten, und die andere Hälfte beschäftigt sich mit den eigentlich medicinischen Wahrnehmungen und der Curart desselben. Fünf Jahre darauf gab Herz eine zweyte, sehr umgeänderte Ausgabe dieses seines Lieblingsbuches (1791). — War vorher schon sein Ruhm groß, so wurde er durch dieses gelungene Werk noch vermehrt, und der eben auf den Thron gelangte König Friedrich Wilhelm II. wurde durch den Minister Zedlitz bewogen, ihn zum Professor der Philosophie mit einer lebenslänglichen Pension von 700 Rthl. zu ernen-

nennen, — eine Anstellung, die vorher noch niemals einem seiner Glaubensgenossen war zu Theil worden.

Auch für diese wurde er nützlich, indem er einem unvernünftigen und empörenden Aberglauben unter den Juden, das Begraben der Verstorbenen vier Stunden nach ihrem Tode, mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, bekämpfte. Er that dieß in einer Schrift an die Herausgeber der Hebräischen Monatsschrift, der Samler, „über die frühe Beerdigung der Juden." (1787; und wiederholt 1788.) „So ist der Mensch! ruft er darinn aus; den Sitten und Meynungen, die er in den Boden des Vorurtheils und der Gewohnheit gepflanzt, ertheilt er gern so unwichtig sie auch sind, eine solche Schnellkraft, daß die schärfste Sense der Vernunft über sie hinfährt, ohne sie zu beschädigen. Ohne gefällt zu werden, biegen sie sich unter ihrer Schneide, und richten sich den Augenblick darauf wieder empor! Es gab eine Zeit, da ich mir davon keine Vorstellung machen konnte, eine Zeit, als ich meiner Vernunft mich entwand, und unter der Leitung

tung des großen Lehrers der reinen Vernunft mit jugendlichem Eifer diese göttliche Kraft des Menschen bearbeitete, da ich aller Weltkenntniß fremde, die reine Weltweisheit über alles achtete, ihren Richterstuhl für den obersten erkannte, ihre Aussprüche für die einzigen ansah, nach welchen die Menschen denken und handeln müßten und auch wirklich dächten und handelten, sobald nur diese ihrem Gesichtskreise nahe genug gerückt und ihre Sprache ihnen verständlich gemacht würde. Aber mein Eintritt in die Welt hat mich bald meines Irrthums überführt, hat mich zu meinem Erstaunen belehrt, daß Meynungen einer gewissen Klasse ganz die Natur der Neigungen annehmen, die, wider die Einsicht und Billigung des Besseren, dennoch das Schlimmere wählen; hat mich belehrt, daß dem größten Theil der Menschen das beständige Halten der Vernunftwage ein beschwerliches Geschäft sey, daß sie besonders in gewissen Dingen es bequemer finden, an Gewohnheit und alten Brauch sich zu halten, so nachtheilig auch mittelbar die Folgen davon seyn mögen, und daß Haß und Verfolgung das Wenigste ist, was demjenigen

zu Theil wird, der sie dieser ruhigen Bequemlichkeit zu entziehen wagt." —

Ueber seinen Werth als Arzt hat die Achtung entschieden, die er unter den angesehensten Kunstverwandten genoß, und das Glück und der Beyfall, mit welchem er als solcher in einer der größten Städte gewirkt hat. Er trieb sein Geschäfte mit Liebe und mit einer seltenen Uneigennützigkeit. Die Arzeneykunst wurde von ihm, wie sie heißt, als eine Kunst und mit Künstlersinn behandelt. Jeden bedeutenden Kranken, ohne Ansehn der Person, betrachtete er als ein verstümmeltes Kunstwerk, und je größer die Verletzung, je versteckter die Ursache der Unordnung, je schwieriger die Herstellung war, desto größer war der Eifer und die Liebe, mit welcher Hand von ihm angelegt wurde. Entfernter von Charlatanerie, Selbstlob und Dünkel kann kein praktischer Arzt seyn, als er und seine beyden Freunde, der Geheime Rath Selle und der Generalchirurgus Vottus es waren. Mit diesen beyden unvergeßlichen Männern war er genau verbunden, und mit dem ersten hatte er besonders die Eigenschaft

schaft gemein, daß beyde bey zunehmender Praxis, vermehrtem Ruf und steigenden Jahren freymüthig die Gränzen ihrer Kunst gestanden, und nach dieser Ueberzeugung vor dem Krankenbette handelten. In der angeführten Geschichte seiner eignen Krankheit, wo ihn Selle behandelte, kommen Spuren von dieser Ueberzeugung vor, so wie überhaupt jener Aufsatz und die Krankheitsgeschichte des Prof. Moritz s) nicht unwichtige literarische Producte von ihm heißen müssen, man mag nun auf Vortrag oder auf die darinn enthaltene praktische Psychologie sehen.

Eben weil er die Medicin aus jenem liberalen Gesichtspunkt betrachtete und künstlerisch ausgeübt wissen wollte, verachtete er den großen Haufen der Mediciner mit gemeiner eigennütziger Seele, und nannte sie Dutzend-Ärzte, Handwerker, oder was sein sarkastischer Witz ihm sonst für Benennungen eingab. Er gestand aber auch seinen Freunden sehr oft, daß ihm schwere Kranke, die ihm Ehre und Belohn

s) S. Moritz Biographie, Supplem. B. z. Nekrol. von 1790 : 93.

lohnung eingebracht hatten, genesen wären, deren Herstellung er seinen Verordnungen nicht wohl zuschreiben konnte. Mit jener scherzenden Freymüthigkeit, die nur dem Adepten in seinem Fache eigen ist, pflegte er dann wohl unter vier Augen folgendes zu erzählen, was ihm selbst begegnet war. Nach der Preußischen Besitznahme von Südpreußen wurde den Barbieren, die bis dahin die allgemeinen Aerzte in den kleinen Städten gewesen waren, von der Regierung das Handwerk gelegt. Zu dem Ende wurde verordnet, daß wer ferner prakticiren wollte, sich zuvor in Berlin examiniren lassen müsse. Dieß Schicksal traf auch einen jüdischen Barbier, der sein Unglück dem Professor Herz klagte. „Daß ich mich soll prüfen lassen, sagte der Mann, geschieht blos auf Anstieb und Verläumdung des christlichen Doctors (der übrigens, drollig genug, auch nur ein Barbier war). Dieser Mann verfolgt mich, weil ich soviel Zutrauen und Glück habe; denn es ist wahr, ich heile alles, alles, Schwindsucht, Lungensucht, Wassersucht, Epilepsie, mit einem Wort, Alles. Lieber Herr Professor! Kann ich dafür?“ — „Ja, lieber Gott, setzte

setzte dann Herz lächelnd hinzu, wenn ein Genesener mir mit den wärmsten Bezeugungen der Dankbarkeit die Hand drückt, weil er mir seine Gesundheit schuldig zu seyn glaubt, möcht' ich ihm oft antworten: Lieber Freund, kann ich dafür?"

In den letzten Jahren seines Lebens entsagte er fast gänzlich dem eigentlichen Studium der Philosophie. Seine ausgebreitete Praxis, und die Sorge für die unter ihm stehende große Krankenanstalt, die er möglichst vervollkommnete, raubten ihm die Zeit dazu; Kranke ausserhalb Berlin, die seinen Rath suchten, verursachten ihm einen beschwerlichen Briefwechsel, und seine Beschäftigung mit den neuesten Entdeckungen sowohl in der Arzneykunde, als in der Chemie und Experimental-Physik, die er unabläßig fortsetzte, füllten jede freye Stunde aus. Dazu kam endlich noch der Mißmuth über den neuesten Zustand der Philosophie in seinen letzten Jahren; statt, meynte er, diese heilige Pflanze in der heitern Luft des gesunden Menschenverstandes zu ziehen, sie mit reinem, wohlwollenden Herzen zu pflegen und von der

Vernunft warten zu lassen, habe man sie in den kalten Boden der Speculation verpflanzt und mit Brennspiegeln der Phantasie überbaut; die so getriebene Philosophie bringe dann freylich eine Frucht hervor, die weder Spinoza, noch Swedenborg für ächt erkenne, da sie ein Gemisch von beyden sey. —

In den letztern Jahren seines Lebens zog die Entdeckung der Kuhpocken und ihrer Impfung die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich. Herz, wie so viele ältere Aerzte, die bereits manche neue, mit Geräusch auftretende, und dann wieder nichtig befundene Entdeckung in der Medicin erlebt hätten, stimmte nicht sogleich mit in das Lobpreisen dieser neuen Erfindung ein. Aber sey es nun die eben erwähnte Unzufriedenheit mit der herrschenden und dabey absprechenden Behandlungsart der Philosophie, die ihn einmal mit allgemeinen Unwillen gegen den Geist des Zeitalters erfüllt hatte, oder mochte der laute Enthusiasmus so vieler Aerzte ihn reitzen, denen er ruhige Prüfung einer so ernsthaften Sache nicht zutraute, genug, sein Mißtrauen in diese neue Entdek-

kung

kung ging in eine gewisse Heftigkeit über, mit welcher er theils im Hufelandischen Journal, theils in dem besonders gedruckten und mehrmals wiederholten Aufsatz „über die Brutal-Impfung und deren Vergleichung mit der humanen, Berlin, 1801," — die neue Entdeckung auf das lebhafteste bestritt. Man erkennt in der ganzen Schrift eine gewisse Erbitterung von der durch ihn geschaffenen Benennung: Brutal-Impfung, und dem Motto an: homo sum, non-humana a me aliena puto [h]), — bis an das Ende derselben; da wirklich gegen die Sache, wie sie dalag, nichts Bedeutendes zu sagen, und nur zur Vorsicht und strengen Aufmerksamkeit bey den fortgesetzten Versuchen aufzufordern war, so stellt Herz in dieser Schrift eine Theorie der Versuche auf, die idealisch heißen muß, und mit welcher im wirklichen Leben nicht durchzukommen ist, und knüpft daran seine offenbar übertriebenen Besorgnisse über Verbreitung dieser

h) Sein Gegner Aronssohn nahm mit seiner Anspielung auf diese non-humana, zum Motto seiner Schrift: Errare humanum est.

neuen Entdeckung. Die Sache selbst war wichtig und betraf eine Angelegenheit der Menschheit; daher war auch die Bestreitung derselben durch einen angesehenen Arzt wichtig, und erregte Aufmerksamkeit. Die Preußische Regierung erließ deshalb eine Verordnung, die zur größten Vorsicht bey der Aufnahme dieser neuen Erscheinung aufforderte, (s. diese Verordnung im N. Anzeiger 1801. II, No. 222.) und unter den diese Erfindung als eine große allgemeine Wohlthat des menschlichen Geschlechts anerkennenden Aerzten erregte die Art, wie Herz dagegen kämpfte, eine eben so lebhafte Widerlegung seiner Bestreitung [1]). Gleich damals waren Unbefangne der Meynung, daß sich hier Herz von Heftigkeit gegen eine mit Ruhe zu prüfende Sache habe hinreißen lassen, und der Erfolg der Sache selbst hat dieß bis jetzt bestätigt. Hätte er länger gelebt, so würde er mit der Offenheit eines Wahrheitsforschers seinen Irr-

1) Man sehe Aronssohn Schrift dagegen; die gehaltvolle und ausführliche Recension von Herzens Schrift in der A. L. Zeit. 1801. III. S. 601. und eine Widerlegung im N. Anz. 1801. II. No. 229.

Irrthum zurückgenommen haben. Nur mögen diejenigen nicht glauben, einsichtsvoller als er gewesen zu seyn, die mit dem lautem Enthusiasmus der Jugend und Einseitigkeit die unbedingten Lobpreiser einer neuen Sache machten, und jetzt schon, und hoffentlich immerfort, durch den glücklichen Erfolg gerechtfertigt werden. Bey Erscheinungen dieser Art ist es sicher philosophischer und menschenfreundlicher, mit Vorsicht als mit Enthusiasmus zu Werke zu gehen.

War Herz als Gelehrter und treuer Erfüller seines Berufs allgemein geachtet, und zwar werth- und hoch-geachtet, so war er es nicht minder in seinen häuslichen und geselligen Verhältnissen. Man erkannte in ihm einen zärtlichen Sohn und Gatten, einen Freund seiner Freunde, einen Wohlthäter und Retter vieler Armen; sein heitrer Witz, sein heller Verstand, sein feiner Geschmack belebten jede Gesellschaft, an welcher er Theil nahm, und sein Haus war der Sammelplatz vieler Freunde des Geschmacks und der Wissenschaften. Belohnung und Erholung von seinen Studien und täglichen Arbeiten fand er in diesem Zirkel

edler Freunde und in dem Besitz einer sehr liebenswürdigen Gattin, deren mannichfaltig ausgebildeter Geist im Stande war, seinen Werth in allen Beziehungen zu empfinden, und welche, da die Ehe ohne Kinder blieb, ganz für seine Aufheiterung lebte. — Sein früher an einem Stickfluß erfolgter Tod erregte in Berlin und in der ganzen literarischen Welt allgemeines Bedauern.

D. Gotta

D. Gottlieb Wernsdorf,

Prof. der Rechte zu Wittenberg.

geb. zu Danzig, d. 10. Apr. 1747.
gest. zu Wittenberg, d. 11. Nov. 1802.

Dieser rechtschaffene, Gerechtigkeit und Billigkeit liebende, äußerst thätige und von allen, die ihn kannten, hochgeachtete Mann verdient ein Denkmal unter den vorzüglichen Zeitgenossen.

Sein Vater, Gottlieb, war Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst an dem Gymnasio in Danzig, und seine Mutter eine Verpoorten. Sein Großvater war der um die Evangelische Kirche verdiente Theolog, Gottlieb Wernsdorf (denn dieses Vornamen ist der Familie seit lange eigen, nicht eben zum Vortheil der Unterscheidung, wozu man doch die Vornamen hat), der in Wittenberg als Generalsuperint. starb; seine Großmutter eine Tochter des Herzogl. Hollsteinschen Geheimen Raths, Gregorius Nitzsch, eine Enkelin des zu seiner Zeit berühmten Wittenbergischen Theologen, D. Philipp Ha-

nekken; durch sie war er mit den Familien Menzer, Spener, Feuerborn, Haberkorn und Verpoorten verwandt. Aufmerksame Beobachter der Menschen wissen, wie oft dergleichen gelehrter Adel auf die Familienglieder in frühern Jahren wirkt! Das Wernsdorfische Geschlecht stammt eigentlich aus Böhmen, und hat sich der Religion wegen nach Sachsen gewendet; es gehörte in Böhmen zum Adel, wie das Wappen, ein geharnischter Mann mit bloßem Säbel, noch zeigt. Die ersteren daraus waren Prediger in Chemnitz und in Schönewalde, im Sächsischen Kurkreise.

Seine Mutter, eine Frau von seltenen Talenten und Tugenden, unterwies ihn in allen Anfangsgründen selbst; sein Vater, besonders mit der Geschichte vertraut, hatte ihn ganz für diese eingenommen, in der Geographie ihn weiter, als damals gewöhnlich war, und in den Sprachen so weit gebracht, daß er Lateinische und Französische Bücher las und verstand; auch mit dem Griechischen hatte er Bekanntschaft gemacht. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, ging 1765 nach Wittenberg, wo seines Vaters Bruder Professor der Theologie war, dessen Bibliothek er für

grie-

griechische, lateinische und historische Literatur fleißig benutzte; zu seinem eigentlichen Fache machte er die Jurisprudenz, die er unter Leitung des Hofr. Ehladni, D. Krause, D. Pauli, Apell. Rath Wiesand, studirte; Geschichte und Statistik hörte er bey Hofrath Ritter, Kirchengeschichte bey seinem Oheim, Römische Antiquitäten bey Bode, Naturlehre bey Titius, Philosophie bey Hiller. Dabey übte er sich in Lateinischen und Französischen Aufsätzen, im Disputiren, und zuletzt in praktischen Arbeiten seiner Facultät, und verband damit immer eine fleißige Lectüre wissenschaftlicher Werke. Diese akademische Laufbahn fing er im achtzehnten Jahre an; nach ihrer Beendigung hielt er Vorlesungen über Rechtsgeschichte und Praxis, ward Advocat 1771, und ein Jahr darauf Protonotar der Akademie; 1773 Doctor der Rechte, das Jahr darauf Hofadvocat, und 1778 erhielt er die Magisterwürde. Vorher (1772) war er eine Zeitlang Hofmeister bey dem Sohn des damaligen Cabinetsministers Freyherrn von Ende, der jetzt Churfächsischer Geheimer Rath ist; wiewohl dieser damals junge Edelmann Talente und Kenntnisse in einem seltnen Grade mit

mit ungemeiner Herzensgüte vereinigte: so würde doch Wernsdorf weder durch Professoren noch Bücher auf manche kritische und Klugheit erfordernde Umstände nicht vorbereitet gewesen seyn, wenn er nicht als Zögling einer sehr gebildeten Mutter, das Zutrauen der Ministerin durch seine Briefe, so wie die Liebe des ihm anvertrauten Sohnes durch weises Betragen zu erhalten verstanden hätte.

Seine Beförderungen waren schnell gegangen, weil er durch den geachteten Namen und die Verbindungen seiner Familie empfohlen war, niemanden beleidigte und schnell arbeitete. Im J. 1783 wurde er ausserord. Beysitzer der Juristenfacultät, 1788 öffentlicher Lehrer des Lehnrechts, 1790 der Institutionen; dann Assessor des Schöppenstuhls und der Churfächsischen Hofgerichte, und rückte bis zum Professor des Digesti veteris in seiner Facultät in die Höhe. Einen Antrag nach Dresden in das Appellationsgericht lehnte er ab.

Schon 1774 hatte er sich mit Dem. Christiane Elisabeth Strauß verheirathet, mit welcher er einige Kinder erzeugte, die aber vor ihm starben. Die einzige erwachsene Tochter wurde an den Baron von Wrangel in

Liefs

Lieſtand verheirathet, ſtarb aber auch ein Jahr vor ihres Vaters Tode. Kurz nach der Wittenbergiſchen akademiſchen Jubelfeyer, bey welcher er ſich noch ſo thätig erwieſen hatte, ging er ganz unerwartet nach einer kurzen Krankheit am hitzigen Fieber im 56ſten Jahre aus der Welt; er hatte ſchon mehrere ſolche Krankheiten überſtanden, aber bey ſeiner unermüdeten Thätigkeit mochte er dießmal nicht mißtrauiſch genug geweſen ſeyn; bey wenigerm Sitzen und mehrerer Leibesbewegung ſchien er auf ein langes Leben Anſpruch zu haben.

Selten, ſo lautet das Zeugniß vieler, mit ihm Verbundenen, ſterben mit einem einzigen Manne ſo viele vorzügliche Eigenſchaften dahin, als mit dem würdigen und gelehrten Wernsdorf. Er war nicht blos im Civilfache, ſondern auch in der eleganten Jurisprudenz ſehr erfahren, und ein theoretiſcher und praktiſcher Mann zugleich. Speculationen aller Art und Grübeleyen waren ſeine Sache nicht; aber ſeinen von Natur hellen Menſchenverſtand übte er täglich und in jedem Verhältniſſe. Muſik und Kartenſpiel gehörte nicht zu ſeinem Zeitvertreib; es war beydes ihm gänzlich fremd geblieben. Abends erholte er ſich in kleinen

Fami-

Familienzirkeln, die aber seine regelmäßige Tagesordnung nicht unterbrechen und sich nicht spät in die Nacht hinein verlängern durften. In seinem Hauswesen, in seinem Büchersammeln, seiner Kleidung, hielt er die richtige Mittelstraße, ohne Tadel derjenigen, welche zur Rechten oder Linken abweichen. Er war angenehm im Umgange, gefällig, menschenfreundlich, wohlthätig. Er hielt den äußern Cultus hoch, ob er gleich Christenthum und Kirchenthum gehörig würdigte; gern unterhielt er sich mit Theologen und hatte unter ihnen viele Freunde. Sein Verstand entkam dem Ungestüme religiöser Secten eben so glücklich, wie sein Wille den Stürmen menschlicher Leidenschaften. — Er genoß viele Achtung und Liebe unter den Studirenden, die sie noch durch ausgesuchte Feyerlichkeiten bey seinem Tode an den Tag zu legen suchten.

Seine Schriften bestehen in Programmen und Dissertationen, Juristischen Inhalts; man findet sie in Meusels gel. Teutschl. 5te Ausgabe, sämtlich verzeichnet, bis auf die letzte aus dem Jahre 1800, die dort nachzutragen ist.

Her-

Hermann Jakob Lasius,

Professor emeritus der griechischen Literatur zu Rostock,

geb. am 15. Nov. 1715.
gest. am 4. Aug. 1803.

Nec ulli bonarum artium magistri non beati putandi, quamvis consenuerint vires atque defecerint.

Cic.

Menschen, die ein ungewöhnlich hohes Lebensziel erreichten, sind immer merkwürdig, wenn sie sich durch angestrengte, verdienstvolle Thätigkeit, die in den mehresten Fällen die Kräfte des Körpers und Geistes frühe verzehrt, auszeichneten. Erhoben sie sich auch durch unbefangene, vorurtheilsfreye Denkart über das Zeitalter, worinn ihre Jugendbildung fiel; blieben sie den helleren und freyeren Grundsätzen auch noch im hohen Greisenalter, in welchem dieselben nicht selten verdunkelt zu werden pflegen, getreu, und waren ihnen überdem solche Vorzüge des Charakters eigen, durch welche sie zur Zahl der bessern Menschen gehören: so verdient ihr Andenken zur Belehrung

rung und Ermunterung der jünaeren Zeit und der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Schon oft hat der Nekrolog würdigen Greisen ein Denkmal des Nachruhms durch unpartheyische Schilderung ihres Denkens und Handelns gesetzt; schon oft hat er das Andenken des stillen Verdienstes außerhalb des Kreises, worinn dasselbe zunächst beschränkt und auch fast nur allein bekannt war, verbreitet; es wird also auch hoffentlich eine kurze, ungeschminkte Erzählung von den Lebensumständen eines Greises, der eine lange Reihe von Jahren hindurch auf diejenigen, die seiner Bildung und Leitung anvertrauet waren, durch Lehre und Beyspiel wohlthätig zu wirken suchte, und auch in seines bis zum 88sten Jahre fortgeführten Lebens letzten Periode, in der er zu wirken aufhören mußte, dem Menschenbeobachter interessant blieb, der Bestimmung des Nekrologs nicht unangemessen und der Aufmerksamkeit der Leser nicht unwerth seyn k).

H. J.

k) Eine kurze Nachricht von seinem Leben hat der Verstorbene selbst im J. 1783 im 1. St. von Hrn. D. Koppes jetztlebendem rel. Mecklenburg. S. 107 f. mitgetheilt. Sie ist bey der folgenden Erzählung benutzt worden.

H. J. Lasius war am 15. Novemb. 1715 zu Greifswald geboren, wo sein Vater Lehrer an der großen Stadtschule war. In dieser legte er anfangs unter der Leitung seines Vaters und in der Folge besonders unter der des nachherigen Professor der Theologie und Gen. Super. D. Stenzler, der als Schulmann durch Methode und Kenntnisse sich auszeichnete, den Grund zu einem sorgfältigen Studium der Sprachen und Wissenschaften. Im J. 1733 vertauschte er die Schule seiner Vaterstadt mit der Universität daselbst, und benutzte nun fünf Jahre hindurch mit vorzüglichem Eifer den Unterricht der akademischen Lehrer, hauptsächlich um sich zu einem theologischen Lehramte vorzubereiten. Doch muß er schon frühe den hohen Werth derjenigen Studien, die man damals blos als Hülfswissenschaften und als Mägde der Theologie anzusehen pflegte, nämlich der Mathematik, Philosophie und Philologie erkannt haben; denn er widmete ihnen einen ungemeinen Fleiß, und in der Folge entschied er sich für die beyden letztern ausschließlich. Seine Lehrer waren in der Mathematik und Philosophie der erwähnte D. Stenzler und der Mag. (nachher. Prof.) Ahlwardt,

der erst 1791 gleichfalls im hohen Alter starb [1]; in der Physik der Prof. Lembke, in der Geschichte der Prof. Andr. Westphal, in den oriental. Sprachen D. Köppen und M. Fritz, in der Theologie aber D. Rusmeyer und D. Balthasar. Getrieben von dem Wunsche, die Grundsätze und Lehrmethode auswärtiger Lehrer kennen zu lernen, und überhaupt an Welt- und Menschenkenntniß zu gewinnen, begab er sich, obgleich bey mäßigen Vermögensumständen, 1738 nach Jena, und besuchte dort die philosophischen, mathematischen und theologischen Vorlesungen der damaligen berühmten Lehrer Corvin, Hamberger, Reusch, Pfeifer und J. G. Walch. Dort knüpfte er auch mit einem hoffnungsvollen jungen Gelehrten, Angelius Joh. Dan. Aepinus, aus Rostock, ein Freundschaftsbündniß, das bis zum Tode desselben fortdauerte, und so wie es schon damals beyde zu einem gemeinschaftlichen Eifer für philosophische und humanistische Studien und zur gegen-

1) Seine Biographie enthält der erste Band des Nekrol. aufs J. 1791. S. 387 ff.

gegenseitigen Beförderung einer vollkommnern Ausbildung führte, so wurde es auch in spätern Jahren, da beyde an einem und demselben Orte zusammen lebten, eine Quelle vielfacher literarischer Freuden und gegenseitiger Dienstleistungen für sie m). Daß die roheren und unedleren Vergnügungen, denen sich in jenen Zeiten die akademischen Jünglinge hinzugeben pflegten, für Lasius keinen Reiz hatten, läßt sich schon daraus schließen, daß er die ersteren Wissenschaften, die das Herz veredlen und den Charakter stärken, wahrhaft liebgewonnen hatte. Seine näheren Freunde wissen dieß auch noch aus besondern Erzählungen von ihm, in denen nur Achtung für Wahrheit und für Unschuld und Tugend, ohne Selbst-

m) Aepinus, der auch in der Biographie des sel. Geh. Justizraths und Prof. Curtius zu Marburg, der sein Schüler und unwandelbarer Verehrer war (s. Nekrolog des 19ten Jahrh. 2ter Band), erwähnt wird, und ein Bruder des berühmten vormaligen Petersburger Akademisten war, starb im J. 1785 zu Rostock als Herzogl. Meklenb. Schwer. Geheim. Canzleyrath; vorher war er Prof. der Beredtsamkeit, zuerst zu Rostock und nachher zu Bützow bis 1763 gewesen.

sucht sprach. Daß er aber auch einem damals seltneren und feineren Mittel zur Verbildung und Verführung, durch das leider! jetzt so mancher anfangs edle und gutgebildete Jüngling seine Phantasie vergiftet, sein Herz verdirbt und auf den Pfad der Thorheit und des Lasters geleitet wird, nämlich einer der Sinnlichkeit schmeichelnden Lectüre mit männlicher Entschlossenheit zu widerstehen vermochte, davon wird ein Beyspiel, das er selbst zuweilen als einen Beweis von der Kraft des sittlichen Gefühls und von dem Gewichte befestigter Grundsätze anführte, hier nicht am unrechten Orte stehen. Einst an einem Winterabende, da er und sein Freund Aepinus die Einladung zur Theilnahme an einem ihren Neigungen nicht angemessenen Vergnügen außerhalb ihrer Wohnung ausgeschlagen hatten, wollten sie sich gemeinschaftlich den Genuß einer angenehmen und lehrreichen Lectüre gewähren; da sie aber unter ihrem eigenen Büchervorrathe nichts fanden, das ihnen neu und unbekannt war, so suchten sie dergleichen in der Bücher-sammlung eines Hausgenossen und Mitstudirenden; sie fanden auch bald ein in französi-

scher

scher Sprache geschriebenes Buch, dessen Titel sie anzog und dessen Inhalt ihnen ganz fremde war. Freudig, ihre Einsichten auf eine angenehme, aufheiternde Art bereichern zu können, setzen sich beyde Freunde an ein Kaminfeuer und fangen an zu lesen. Bald aber finden sie, mit Befremden, daß der Verfasser verderbliche Grundsätze, die den Verstand irre leiten, aufstelle, und Bilder und Schilderungen anbringe, welche die Achtung für Unschuld und Sittsamkeit verletzen; sie fragen einander mit Blicken und Worten, ob sie weiter lesen wollen; sie versuchen es noch einmal; aber die Schamlosigkeit des Verfassers enthüllt sich noch weiter, und im aufgeregten Gefühl des Unwillens über ein Buch, das statt zu belehren und den Sinn für das wahrhaft Schöne und Edle zu beleben, Geist und Herz zu vergiften vermag, werfen es beyde wohldenkende Jünglinge in das vor ihnen brennende Feuer, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß sie das Eigenthum eines Fremden vernichten. Wie wenige Jünglinge möchten in unsern Zeiten, da die Fluth elender, und wenn auch nicht immer von Sittlichkeit und Tugend, doch von ernsteren Beschäftigungen abführenden Lesebücher immer größer wird,

eine ähnliche Kraft und Standhaftigkeit beweisen n)!

Mit dem J. 1739 beschloß er als Studirender seine akademische Laufbahn, nachdem er noch vorher in einer Abhandlung de Individuo finito seinem nach Rostock zurückkehrenden Freunde Aepinus zur erlangten Magisterwürde Glück gewünscht hatte. Ostern 1740 verließ auch er Jena; er begab sich nach Halle, um dort akademische Vorlesungen zu halten und sich für immer dem Universitätsleben, worauf jetzt seine Neigung, so wie schon längst seine Vorarbeiten gerichtet waren, zu widmen. Er ließ sich deshalb von der philosophischen Facultät examiniren, und habilitirte sich, den dortigen Gesetzen gemäß, als Magister und Privatdocent durch Vertheidigung zweyer Dissertationen, von denen er die Eine dem damals von Marburg nach Halle zurückkehrenden berühmten Philosophen v. Wolf und dem D. Baumgarten zueignete. Er fing auch wirklich Vorlesun-

n) Mancher Leser wird sich bey obiger Anekdote einer Erzählung in unsers Engels Philosophen für die Welt, „Die Höhle auf Antiparos," als einer Parallele erinnern.

lesungen an; aber bald fühlte er seine Gesundheit äußerst geschwächt, welches wahrscheinlich eine Folge seines angestrengten Studirens in den letzten Jahren war, von den Hallischen Aerzten aber vorzüglich dem dortigen, ihm nicht zuträglich scheinenden Clima zugeschrieben ward. Auf Anrathen derselben verließ er Halle gegen Ende des Jahrs 1740, und kehrte nach seiner Vaterstadt Greifswald zurück, wo er dann nach wiederhergestellter Gesundheit gleichfalls akademische Vorlesungen hielt, und seine Bemühungen auch durch einen bedeutenden Beyfall belohnt fand; außerdem beschäftigte er sich auch noch hin und wieder mit dem Privatunterricht einiger zur Universität reifenden Jünglinge. Im J. 1742 ward er von der damals dort blühenden teutschen Gesellschaft zum Mitgliede aufgenommen, und lieferte nun auch Beyträge zu den von ihr 1742—46 herausgegebenen „kritischen Versuchen," welche, weil sie so wenig der Gottschedischen als der Schweizerischen Schule huldigten, zu der Zeit sehr verdienstlich waren und auch jetzt noch von teutschen Sprachforschern beachtet werden können. Die erste Abhandlung, welche Lasius lieferte, und die

im 2ten und 4ten Stück abgedruckt ist, gab ihm, da sie angefochten wurde, Gelegenheit, seine Wahrheitsliebe und seine Grundsätze, wie literarische Streitigkeiten geführt werden müßten, an den Tag zu legen. Sie handelte von den Scheinwörtern in der teutschen Sprache, und griff einige, besonders poetische, Ausdrücke an, welche ihm die philosophische Präcision zu verletzen schienen. Er war in seinem Tadel wirklich zu weit gegangen, welches wahrscheinlich daher rührte, daß er sich bis dahin noch mehr mit der Wolfischen Philosophie und der trocknen Terminologie derselben, als mit der Philologie beschäftigt hatte, und auf die Sprache der Dichter von Griechenland und Rom weniger aufmerksam gewesen war. Es bedurfte aber nur einiger gründlichen Einwürfe, um seine Vorstellungen in diesem Punkte zu berichtigen und ihn zur Zurücknahme überspannter Behauptungen zu bewegen. Er ließ selbst im 9ten Stück einen in der Hinsicht an ihn gerichteten anonymen Brief abdrucken und begleitete ihn mit seinen Anmerkungen. In der Einleitung dazu sagt er (S. 241. 42): „Ich habe diesen Brief deswegen der Bekanntmachung würdig geachtet, weil

weil einige Einwürfe, die er wider meine Abhandlung enthält, einen großen Schein der Wahrheit haben, andere aber einige meiner Sätze also widerlegen, daß ich jetzo völlig auf des mir unbekannten Gegners Seite getreten bin. — Die Liebe zur Wahrheit und die Begierde, nach meinem Vermögen die schönen Wissenschaften zur Vollkommenheit bringen zu helfen, sollen mich allein bey der Untersuchung dieser Einwendungen leiten. Ich werde gleichsam vergessen, daß sie wider meine eigenen Gedanken gerichtet sind," und S. 251 bezeugt er auf das lebhafteste seine Freude, daß sein Gegner einige Ausdrücke aus Hallers dichterischen Werken gegen seinen Tadel auf eine genügende Art vertheidigt habe. Dies Beyspiel von Unpartheylichkeit und literarischer Selbstverleugnung ist auch in unsern Zeiten, wo dergleichen, besonders im Falle der Philosophie und der schönen Wissenschaften, so selten ist, gewiß der Erwähnung nicht unwerth. Lasius hatte auch bald darauf die Genugthuung, daß der Züricher Kritiker, Bodmer, in seiner „Vertheidigung der Schweizerischen Muse Hrn. D. Hallers," (Zürich 1744), wo derselbe jene Abhandlung

prüfte, seine Gegenbemerkungen mit einer Schonung und Achtung vortrug, die er den Meißnischen Sprachkünstlern nicht angedeihen ließ, und zugleich auch einiger andern Aufsätze von Lasius, z. B. „der unpartheyischen Gedanken vom Werthe der Dichter," im 6ten Stück der Greifswalder kritischen Versuche — mit Lob und Beyfall erwähnte. Unter den übrigen Abhandlungen, welche Lasius in diese Zeitschrift einrücken ließ, verdient eine im 5ten Stück „von der rauhen, männlichen, zärtlichen und weibischen Sprache" ausgezeichnet zu werden, worinn er unter andern einige Vorwürfe, welche Breitinger und von Mauvillon der teutschen Sprache gemacht hatten, zu widerlegen suchte.

Im J. 1745 erhielt er sein erstes öffentliches Amt; es wurde ihm nämlich das Conrectorat an der großen Stadtschule seiner Vaterstadt übertragen, und im J. 1749 rückte er von demselben zum Rectorate auf, welches er bis zum J. 1764 bekleidete. Neben der treuen Erfüllung der ihm dadurch obliegenden Pflichten fuhr er fort, sich durch Vorlesungen und Privatunterricht um die studirende Jugend

in

in Greifswald verdient zu machen; auch brachte er einige akademische Streitschriften, in denen er sich als einen Interpreten des A. T. zeigte, zu Katheder, und schrieb bey vorkommenden Gelegenheiten Schulprogramme in teutscher Sprache, in denen er schon damals manche richtige Idee, die in spätern Zeiten von einsichtsvollen Pädagogen kräftiger geltend gemacht wurde, vortrug, z. B. 1749 „Betrachtung über die billige und unbillige Verachtung der Schullehrer," die auch einige Jahre nachher in Bidermanns Altem und Neuem von Schulsachen (erster Theil) wieder abgedruckt wurde, und 1751 ließ er eine Rede drucken, in der das Vergnügen der Schullehrer geschildert war, also derselbe Gegenstand, welchen auch dreyßig Jahre nachher der große Pädagoge Gedike in Berlin bey der Jubelfeyer seines Gymnasiums zum Trost und zur Aufmunterung der Lehrer und Erzieher der Jugend mit allgemeinem Beyfall behandelte o). Auch zwey gröss

sere

o) Gedike's Rede von den Freuden des Schulmann's — ist wieder abgedruckt in seinen gesammelten Schulschriften (Berlin 1789) S. 469 ff.

sere literarische Arbeiten von ihm gehören in diese Periode seines Aufenthalts in Greifswald. Im J. 1746 nämlich gab er „Satyrische Abbildungen" heraus, nachdem er schon vorher im 10ten, 11. und 13ten Stück der erwähnten „Kritischen Versuche die Regeln der Satyre zu entwerfen sich bemühet hatte. Tragen gleich jene, so wie diese, Spuren des Zeitalters an sich, worinn sie ausgearbeitet wurden: so verdienen sie doch noch immer die Aufmerksamkeit des Literators, besonders da in keinem Fache die Literatur der Teutschen so arm ist, als in dem der Satyre. Im J. 1761 erschien seine Uebersetzung von Xenophons Cyropädie und Leben des Agesilaus, welche die Nichterscheinung einer Verteutschung, die der damals so berühmte Philolog Klotz herauszugeben willens war, zur Folge hatte, und, obgleich sie sich vorzüglich nur durch Treue empfahl, zu der Zeit doch nicht ohne Verdienst war p). — Nützlicher als

p) In einem gelehrten Blatte wurde noch neuerlich bemerkt, daß die Lasiusische Uebersetzung noch wenig übertroffen sey, weil der ihr fehlende Vorzug eines fließenden, dem griechischen Genius verrathenden Styls auch in den vielen

als durch diese schriftstellerischen Arbeiten wurde er indeß wohl durch den gründlichen Unterricht, den er in und außerhalb der Schule mit unermüdetem Fleiße ertheilte. Es wurde ihm wenigstens, da er in Rostock lebte, von manchen, nachher in der Nähe oder Ferne zu angesehenen Aemtern gelangten Männern, die in Greifswald seine Schüler oder Zuhörer gewesen waren, eine fortdaurende vorzügliche Verehrung gewidmet. Noch im Sommer 1801 hatte er das Vergnügen, von dem bald darauf verstorbenen Kön. Geheimen Rath und Leibarzt Mayer in Berlin, da derselbe im Seebade zu Doberan anwesend war, einen unverkennbaren Beweis eines liebreichen Andenkens an den Einfluß, den er zu Greifswald auf seine Jugendbildung gehabt hatte, zu erhalten. Auch vertrauten ihm zu Rostock in spätern Jahren manche seiner ehemaligen Greifswalder Schüler wieder ihre Söhne zum Unterrichte an. — Hier verdient auch noch das ihm jederzeit eine angenehme Erinnerung gewährende freundschaftliche Verhältniß erwähnt zu werden, worin er

vielen spätern Uebersetzungen jenes Werks nicht erreicht worden.

er während seines Schulamts in Greifswald mit einem Manne stand, welchen Teutschland noch jetzt als den Nestor unter seinen verdienstvollsten Schriftstellern in der Moral und Religion verehrt, — nämlich mit dem edlen Greise Spalding in Berlin. Als dieser von 1749 bis 64 als Prediger zuerst zu Lassahn, nachher zu Barth in Schwedisch-Pommern lebte, war Lasius, der mit ihm fast in gleichem Alter stand, Einer von denjenigen Greifswaldischen Gelehrten, mit welchen Spalding am mehrsten einen literarischen Umgang pflog. Sicher haben beyde für helle Einsicht und für wahre Würde des Menschen, gleich lebhaft entbrannte Männer, manche Idee mit einander ausgetauscht, die jeder in seinem Kreise zweckmäßig anwandte; so wie auch beyde damals manchen schätzbaren Aufsatz aus der Moral und den schönen Wissenschaften in den 1753—56 zu Greifswald erschienenen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen lieferten. Für Lasius war noch in seinem hohen Alter, des länger öffentlich wirkenden Spaldings letzte, geistvolle Schrift: „Religion, eine Angelegenheit des Menschen," eine angenehme und wohlthuende Unterhaltung.

Im

Im J. 1764, in welchem Spalding seine wichtigen Aemter in Berlin antrat, folgte auch Lasius dem Rufe des Magistrats zu Rostock als ordentl. Professor der griechischen Literatur auf der Universität daselbst. Es war längst sein Wunsch gewesen, als öffentlicher akademischer Lehrer angestellt zu werden, und mit ausharrendem Eifer hatte er deswegen seine Bemühungen für die studirenden Jünglinge in Greifswald neben seinem gewiß mühevollen Schulrectorate fortgesetzt; es hatte ihm aber, da die Lehrstellen der dortigen Universität zuweilen in Stockholm nach besondern Motiven vergeben werden, seiner gegründeten Verdienste ungeachtet nicht gelingen wollen q). Sein Mißvergnügen hierüber, das er noch in den letzten Jahren seines Lebens, wenn er von ähn-

q) Einmal, nämlich schon im J. 1792, wurde er vom akademischen Senat zu einer philosophischen Profession wirklich vorgeschlagen; die Wahl traf aber den ältern Privatdocenten, M. Ahlwardt, dem er gewiß gern nachstand. Es müssen aber nach seinen spätern mündlichen Aeußerungen noch nachher Fälle eingetreten seyn, in welchen er seine Anstellung hoffte, aber vergebens hoffte.

ähnlichen Fällen hörte, sehr lebhaft zu äußern pflegte, mag ihn vorzüglich bewogen haben, seine Stelle in Greifswald mit der weniger einträglichen in Rostock zu vertauschen. Einigen Antheil an seinem Entschlusse, der ihn nie gereuet hat, mochte auch wohl der Umstand haben, daß er in Rostock seinen vieljährigen, vertrauten Freund Aepinus, ingleichen an dem (im J. 1797 verstorbenen) Professor und damaligen Archidiaconus Becker, einen seiner ältesten Zuhörer und Freunde, vorfand. Er fing nun sogleich mit seinem gewohnten Fleiße Vorlesungen über griechische Schriftsteller und römische Alterthümer, ingleichen auch über einige philosophische Disciplinen an, und bald darauf fand er auch Veranlassung, seinen Thätigkeitskreis als Lehrer noch zu erweitern. Denn da die gelehrte Stadtschule zu Rostock damals im äußersten Verfall war, so ward er von mehrern Aeltern, deren Söhne sich den Wissenschaften widmen wollten, ersucht, dieselben durch seinen gründlichen Unterricht in der Profanliteratur zur Universität vorbereiten zu helfen; ein Antrag, der ihm bey seinem großen Eifer, Andern durch Unterricht nützlich zu werden, willkommen seyn mußte, zumal da er dadurch

dadurch auch seine Einnahme anständig vermehren konnte, die zur Bestreitung seiner Bedürfnisse nicht hinreichte, da er schon seit einigen Jahren Ehegatte und Vater von zweyen Töchtern war. Gewöhnlich hatte er nun an jedem Wochentage 6, 7 oder gar 8 Stunden akademischen und andern Unterricht zu geben. — Ungeachtet dieser großen Thätigkeit als Lehrer lieferte er doch mehrere kleine Schriften, zu denen ihn die Führung des akadem. Rectorats im J. 1768 und 1770 veranlaßte [r]), und die zum Theil, obgleich sie damals wenig bekannt geworden zu seyn scheinen, ihr Interesse noch jetzt nicht verloren haben [s]). Auch gab er im J. 1770 „des Kaiser Julians zwo Spottschriften, die Cäsars und Misopogon, griechisch nebst einer teutschen Uebersetzung und mit Anmerkungen (so wie auch mit der aus dem

r) In Rostock werden nämlich die Festprogramme nicht so, wie auf andern Universitäten, von den Gliedern der theolog. Facultät, sondern von dem jedesmaligen Rector selbst geschrieben.

s) z. B. Progr. de Cornelio Centurione, pio Philosopho ex Act. cap. X. und Progr. de Marci Junii Bruti Daemone malo, beyde vom J. 1770.

dem Französischen übersetzten Vorrede des Hrn. von Spanheim über die satyrischen Werke Julians und der Alten überhaupt) heraus, eine Arbeit, die damals die freye Denkart des Verf., wovon noch weiter unten die Rede seyn wird, bezeugte, und bey den zu der Zeit angestellten Untersuchungen über den Charakter des Julian und auch in anderer Hinsicht nützlich war, wie auch in kritischen Zeitschriften anerkannt ward t).

Im J. 1771 wurde er darauf vom Magistrat zu Rostock ersucht, neben seiner Profeßion auch das jetzt erledigt gewordene Rectorat der großen Stadtschule zu übernehmen. Obgleich er sich schon dem 60sten Lebensjahre näherte, so folgte er doch, da er sich noch im Besitz munterer Kräfte befand und an stete Arbeit

t) S. Klotzen's Bibliothek der schön. Wiss. 18tes St. S. 193. — Eine vollständige teutsche Uebersetzung beyder merkwürdigen Satyren ist auch seitdem nicht wieder geliefert worden; obgleich sie jetzt nach mehr als 30 Jahren immer wünschenswerth wäre; wie selbst der von Egoismus entfernte Lasius urtheilen würde. Wieland's attisches Museum würde diese Lücke am besten ausfüllen können.

heitsamkeit gewöhnt war, dieser Aufforderung, und hob nun sogleich durch seine zweckmäßige Thätigkeit und die Gründlichkeit seines Unterrichts die erste Schulklasse, die fast ganz von Schülern entblößt gewesen war, wieder empor. Sein vom regesten Pflichtgefühl geleiteter Eifer, sich um seine Schüler verdient zu machen, war so groß, daß er sich zu jedem Pensum, das er mit ihnen in griechischen und römischen Schriftstellern las, so wie zu jeder andern Lection sorgfältig vorbereitete, obgleich es ihm bey seiner vieljährigen Uebung und Beschäftigung mit denselben Lehrgegenständen fast nicht fehlen konnte, auch ohne besondere Vorbereitung seinen Unterricht nützlich zu machen. Ja, er übernahm sogar, um den Fleiß seiner Schüler noch mehr zu fördern und eine gleichmäßigere Disciplin unter ihnen aufrecht zu erhalten, wöchentlich noch 4 Stunden mehr, als wozu er verpflichtet war; er hatte nämlich bemerkt, daß die Nachmittagsstunden, die ein anderer Lehrer den Schülern der ersten Klasse in der Latinität gab, von den mehrsten unter ihnen nicht gehörig beachtet wurden, sondern zu manchen Mißbräuchen führten; er ließ also nur die jüngern an denselben Theil nehmen und

widmete während dessen den reifern Jünglingen seinen eigenen Unterricht. Gewiß eine große Aufopferung von einem Manne, der neben den ihm gesetzlich obliegenden Schulstunden täglich zwey oder drey akademische Vorlesungen hielt, oft auch noch bey dringenden Aufforderungen einige besondere Privatstunden gab, und überdem zu eigenen gelehrten Studien eben so viele Neigung als Beruf hatte! — Seine Unterrichts-Methode war äußerst einfach und doch so, daß seine Schüler für den höheren akademischen Unterricht zweckmäßig vorbereitet wurden. Sie nach der Sitte mancher gelehrten Schulmänner mit philologischer und kritischer Gelehrsamkeit zu überschütten, war seine Sache nicht; denn er wußte, daß die mehrsten seiner Schüler nicht Philologen und Kritiker, sondern Religionslehrer oder juristische Geschäftsmänner werden wollten, und er glaubte, daß auf Schulen nur das Grammatikalische der alten Sprachen sorgfältig getrieben und der Geist der Klassiker aufgefaßt werden müßte; die Kenntniß specieller philologischer Untersuchungen und der zahllosen Conjecturen und Emendationen der Gelehrten aber für ein reiferes Alter gehöre oder besonders dem akademischen

mischen Unterricht für Jünglinge, die sich ausschließlich der Literatur widmen, vorbehalten werden müsse. Doch sahe er es recht gern, wenn seine Schüler bey verdorbenen oder zweydeutigen Stellen der klassischen Autoren ihren Scharfsinn zu üben suchten, und freuete sich sehr, wenn sie einen treffenden Gedanken vortrugen, der ihm selbst entgangen war. Die Gabe, griechische und römische Dichter mit Geschmack zu übersetzen, fehlte ihm, wenigstens im höhern Alter; er fühlte dieß selbst, und suchte daher die Talente seiner fähigeren Schüler durch Ermunterung zu eigenen Versuchen und durch Vorlesung neuerer gelungener Uebersetzungen, z. B. der Voßischen bey der Odyssee, zu beleben. Auch sein Unterricht in den römischen Alterthümern und in der Geschichte war eben so einfach, zweckmäßig und unterhaltend; nur seinem Vortrage der Logik pflegten seine Schüler keinen Geschmack abgewinnen zu können. Uebrigens hielt er die cursorische Lectüre griechischer und römischer Schriftsteller und die Uebungen im lateinischen Styl für die wesentlichsten Gegenstände des gelehrten Schulunterrichts; die Beschäftigung mit der Naturgeschichte, mit Physik und Ma-

thematik schien ihm auf Schulen nicht allein nicht nothwendig, sondern sogar zweckwidrig. Ohne Zweifel gründete sich diese Vorstellung, die vielen neuern Schullehrern und Pädagogen sehr irrig scheinen wird, theils auf die Wahrnehmung, daß die geringe Zahl der Lehrer, die damals noch an den mehrsten gelehrten Schulen und auch an der Rostockschen angestellt war, für eine solche Erweiterung des Unterrichts nicht hinreichend sey, theils auf die nur zu oft durch Erfahrung gerechtfertigte Furcht, daß die unentbehrlicheren Sprachkenntnisse darüber vernachläßiget würden, während doch jene Wissenschaften theils auf der Universität, theils in besondern Privatstunden von lernbegierigen Jünglingen getrieben werden könnten. Einen förmlichen Religionsunterricht, der ihm, weil kein anderer Lehrer dafür da war, gleichfalls anheim fiel, ertheilte er nicht, weil er dadurch bey seinen von dem strengen Kirchenglauben in manchen Punkten abweichenden Ueberzeugungen mit gewissen geistlichen Zionswächtern in Streitigkeiten zu kommen fürchtete. Der Mangel dieses Unterrichts in der ersten Klasse war freylich keineswegs zu billigen; allein von einem Manne, der sich seit einer langen Reihe

von

von Jahren nur mit philosophischen und philologischen Studien, nicht aber mit der praktischen Theologie abgegeben und schon genug Unterrichtsstunden auf sich genommen hatte, wäre es auch auf der andern Seite zuviel gefordert gewesen, wenn man ihn zu diesem Unterricht durchaus verpflichtet hätte. Er suchte überdem auf manche andere Art gelegentlich auf das Herz und die Sittlichkeit seiner Zöglinge zu wirken, und ihnen sowohl durch sein eigenes unbescholtenes Beyspiel, als durch besondere Ermunterungen und Winke, Rechtschaffenheit, Tugend und geläuterte Frömmigkeit wichtig zu machen. Am mehrsten mußte den nicht verdorbenen Jüngling sein Beyspiel zum Fleiße und zur Thätigkeit antreiben; denn mit der größten Gewissenhaftigkeit wartete er jederzeit, auch noch im fortschreitenden Greisenalter, seine Lehrstunden ab; selbst körperliche Leiden konnten ihn davon nicht zurückhalten; denn als ihn in den Jahren 1787 und 88 (vorher genoß er einer fast nie gestörten Gesundheit) der heftigste Nervenschmerz im Gesichte, von den Aerzten Trismus genannt, folterte, setzte er doch mit ununterbrochner Treue seine Bemühungen fort, und kaum ver-

mochten es die Bitten seiner Schüler, daß er, wenn der Schmerz eine vorzügliche Höhe erreichte, seine Lehrstunden ein wenig abkürzte. Nicht lange kämpfte er mit diesem Uebel, als er auch schon zur Ausführung eines Entschlusses schritt, der seine uneigennützige, rechtliche Denkart in das hellste Licht setzte. Er legte nämlich mit dem J. 1788 das Schulrectorat gänzlich nieder, weil er zur würdigen Führung desselben nicht mehr fähig zu seyn glaubte; er entsagte den beträchtlichen Emolumenten, die damit verbunden waren, und begnügte sich hinführo mit dem schwachen Gehalte, womit seine Professur datirt war. Es bedarf nur einer geringen Weltkenntniß und Erfahrung, um einzusehen, daß wenig Männer in seiner Lage eben so gehandelt haben würden. Wer hätte es auch, bey seiner vieljährigen verdienstvollen Wirksamkeit, ihm zum Vorwurf machen wollen, wenn er das Schulamt, um der Einkünfte willen, ferner beybehalten, bey der Verwaltung desselben aber eine schonende Rücksicht auf seine sinkenden Körperkräfte genommen, oder wenn er wenigstens bey Niederlegung desselben sich den fernern Genuß eines Theils der Emolumente ausbedungen hätte? Aber nein!

selbst

selbst dieß war den strengen Grundsätzen, nach denen er seine Pflichten und Verhältnisse beurtheilte, zuwider!

Ostern 1789, als durch Aufhebung der Bützowschen Universität und durch Vereinigung ihrer Lehrer mit denen der Rostockschen eine neue blühendere Periode für diese anfing, wollte nun auch der 74jährige Veteran, entbunden von seinem lästigen Schulamte, sich der Universität mit verdoppeltem Eifer widmen. Er wurde jetzt auch von dem oben erwähnten heftigen Gesichtsschmerze allmählig immer freyer, und zuletzt verlor sich derselbe gänzlich; seine Gesundheit schien sich wieder zu erholen. Er hielt nun noch einige Jahre wirklich Vorlesungen über philologische Gegenstände, lieferte noch Beyträge zu den Rostockschen gemeinnützigen Aufsätzen, die er von 1765 an fast jedes Jahr theils mit eigenen Ausarbeitungen, theils mit Uebersetzungen aus griechischen, römischen und französischen Schriftstellern bereichert hatte; weigerte sich auch nicht, da ihn die Reihe traf, von Johannis 1792 bis Joh. 1793 das akademische Rectorat zu übernehmen, und suchte allen Obliegenheiten desselben mit Eifer Genüge zu leisten.

Er schrieb die gewöhnlichen drey Festprogramme, in denen er eine für die Geschichte der Universität interessante Materie u) behandelte, und opponirte sogar noch mit fast jugendlicher Lebhaftigkeit bey zweyen medicinischen Promotionen x). Mit der Niederlegung des akademischen Rectorats schien aber auch die Periode seiner öffentlichen Wirksamkeit zu enden; nur im J. 1797 nahm er, als 82jähriger Greis, noch einmal an einer officiellen Handlung, nämlich an einem Magister-Examen, Theil. — Sein langes thätiges Leben hindurch hatte er sich nie der Hülfen für die Augen bedient, also eines Vorzugs genossen, dessen sich wenige hochbejahrte Gelehrte rühmen können; im Jahr 1793 oder 94 aber trat auch bey ihm eine Augenschwäche ein, die mit der Zeit zunahm, und zuletzt fast zur völligen Blindheit wurde. Hiedurch ward er denn nun nicht nur außer Stand

u) Historia exiliorum, in quae Academia Rostochiensis saeculo XV missa pulsaque fuit.

x) In Rostock muß nach einer alten Sitte der Rector bey jeder öffentlichen Promotion, sie sey, in welcher Facultät sie wolle, ex officio opponiren.

Stand gesetzt, sich ferner um studirende Jünglinge durch Vorlesungen und Unterricht verdient zu machen, sondern auch unfähig, sich selbst mit Lesen und andern Arbeiten zu beschäftigen. Wie schmerzhaft dieß für einen Mann seyn mußte, dessen ganzes bisheriges Leben eine ununterbrochene Kette von Arbeiten gewesen war, und den ein glühender Eifer, Andern zu nützen und sich selbst mit neuen Kenntnissen zu bereichern, beseelte, läßt sich leicht denken. Er konnte sich deswegen, mit so vieler philosophischer Gelassenheit er auch übrigens die Schwächen und Gebrechen des Alters ertrug, doch der Klagen über den Verlust seines Gesichts und über seine dadurch herbeygeführte Unbrauchbarkeit für die Welt nicht enthalten, und noch im J. 1802 äußerte er gegen einen Freund, daß er gern sein ganzes Vermögen hingeben würde, wenn er sich dadurch sein Gesicht erkaufen könnte. Sein Geist war während dieses bedaurenswürdigen Zustandes fast noch in seiner vollen Kraft und Lebhaftigkeit, und daher hatte denn auch das Leben noch nicht allen Reiz für ihn verloren. Er konnte sehr lange und zusammenhängend selbst

über

über Vorfälle aus seiner frühesten Jugend reden, und sein Urtheil sowohl über Vorkommenheiten des Lebens, als über literarische Gegenstände, die noch häufig den Stoff seiner Unterhaltung mit gelehrten Freunden ausmachten, und über welche auch zuweilen seine jüngern Bekannten in seiner Büchersammlung Nachforschungen für ihn anstellen mußten, war unbefangen und treffend. An den wichtigen Begebenheiten, die in den letzten Jahren auf dem großen Schauplatze der Welt vorfielen, so wie an den bedeutendsten Ereignissen und Veränderungen im Reiche der Wissenschaften nahm er stets den lebhaftesten Antheil, und mit Interesse beobachtete er die Fort- und Rückschritte, welche die Menschheit in verschiedenen Ländern der Erde in Bildung, Aufklärung und wahrer Glückseligkeit machte. Er ließ sich deswegen täglich in einigen Vor- und Nachmittagsstunden die vorzüglichsten politischen und literarischen Zeitblätter und andere interessante Bücher, besonders Reisebeschreibungen und zum Fache der schönen Wissenschaften gehörende Werke vorlesen. Unter letztern machten bis kurz vor seinem Tode die

Wie-

Wielandschen Schriften nach der neuesten Ausgabe seine gewöhnlichste Unterhaltung aus. — Die Tagesstunden, in welchen ihn sein Vorleser verlassen hatte, brachte er entweder in der Gesellschaft der Seinigen oder einsam auf seinem Studirzimmer, des Sommers auch wohl unter dem Schatten der Bäume vor seiner Wohnung, ernsten Betrachtungen nachhängend, zu.

Etwa acht oder neun Jahre hindurch hatte er auf diese einfache Weise gelebt, als er im Sommer 1803 sich seiner Auflösung, der er schon längst mit Ruhe und Heiterkeit, zuletzt auch mit einiger Sehnsucht entgegen geblickt hatte, näherte. Mehrere Wochen hindurch litt er am Geschwulst seiner Füße und an andern Uebeln, doch ohne sich dadurch gänzlich ans Bett fesseln zu lassen; Er suchte vielmehr immer noch bey seiner gewöhnlichen, vom Thätigkeitstriebe geleiteten Lebensweise zu beharren. Endlich in den Morgenstunden des 4ten Augusts verließ sein biederer Geist die schwache, körperliche Hülle, die seiner schon lange unwerth gewesen war, und schwang sich in höhere Gegenden zu einem unbeschränkteren Raume der Thätigkeit hinüber. —

Daß

Daß Lasius nicht zu den glänzenden und berühmten Gelehrten in seinem Fache gehörte, sieht Jeder ein, der mit der Literatur desselben bekannt ist; daß er aber doch den kenntnißreichen und achtungswerthen Gelehrten beygezählt werden müsse, wird Keiner unter denen, die ihn in der Nähe kennen gelernt haben, läugnen. In den humanistischen Studien würde er vielleicht eine vorzüglichere Höhe erreicht haben, wenn er sich in frühern Jahren mehr auf dieselben beschränkt, und sich weniger zugleich mit theologischem und philosophischem Wissen beschäftigt hätte, besonders aber wenn er nicht den größten Theil seiner Zeit dem Unterrichte Anderer hätte widmen wollen und widmen müssen. Bey alle dem besaß er doch einen Schatz von klassischer Gelehrsamkeit; er hatte die vorzüglichsten Schriftsteller Griechenlands und Rom's gründlich studirt, war mit den auf sie Bezug habenden Hülfswissenschaften, am mehresten mit den römischen Antiquitäten, in denen er selbst eine schätzbare Bibliothek besaß, vertrauet, hatte die Werke der ältern Kritiker z. B. eines Salmasius, Heinsius, Casaubonus und Scaliger studirt,

studirt, besonders auch die Briefsammlungen dieser und anderer, ihnen gleichkommenden älteren Gelehrten zu wiederholtenmalen, so daß sie fast seine Lieblingslectüre schienen, gelesen, und unter den Neuern die Werke eines Ernesti, Heyne und Winkelmann nicht unbenutzt gelassen. Durch schriftstellerische Arbeiten eine größere Aufmerksamkeit zu erregen, hinderte ihn seine geschäftvolle Lage, ingleichen der Mangel an hinlänglichen literarischen Hülfsmitteln in den beyden Universitätsstädten, wo er seine männlichen und seine höhern Jahre zubrachte; zuweilen führte ihn auch die Concurrenz mit jüngern, kraftvollen Gelehrten von Arbeiten, denen er sich hatte widmen wollen, wieder ab; auch gab er, selbst schon in frühern Jahren, auf schriftstellerischen Ruf weniger, als mancher Andere im Besitz seiner Kenntnisse gethan haben würde; denn er glaubte, die erste und vorzüglichste Pflicht der Lehrer an Schulen und Universitäten sey, durch mündlichen Unterricht nützlich zu werden, und sich dazu durch eine selbst über mehrere Fächer ausgebreitete Lectüre, wenn auch nicht in materieller, doch in for-

formeller Rücksicht immer fähiger zu machen; gegen akademische Vielschreiber unterhielt er daher auch nicht selten den Verdacht der Fahrlässigkeit in dem wesentlichsten Theile ihres Berufs.

Ueberaus merkwürdig aber ist es, daß er, der seine erste Bildung zu einer Zeit erhalten hatte, da der strenge Glaube an menschliche Formeln und Satzungen und die Gefangennehmung der Vernunft noch herrschend genug war, doch stets und bis ans Ende seines Lebens sich durch einen freyen, von Vorurtheilen entfesselten Geist auszeichnete; was denn ohne Zweifel eine Folge dessen war, daß er philosophische und philologische Studien mit einander verbunden hatte. Jene allein würden dieß vielleicht nicht bewirkt haben, denn manche seiner frühern Zeitgenossen, die eben so, wie er, die Wolfische Philosophie bald nach ihrem Entstehen ernstlich studirt hatten, wanderten gerade diese dazu an, um jeden Punkt hergebrachter, noch so ungründlicher Lehrsätze zu befestigen und den menschlichen Geist in Glaubenssachen zu beschränken und zu beherrschen. Er verehrte die Religion sowohl der

Bibel

Bibel als der Vernunft, und billigte, weil er selbst Kenner der biblischen Grundsprachen war, nicht jeden Schritt, welchen neuere Theologen zur Reinigung und Vereinfachung des theologischen Systems gethan haben; aber er wußte doch sehr wohl das Wesentliche von dem Unwesentlichen, unfruchtbare Speculationen und durch den Streitgeist der Theologen fixirte Lehrsätze von den dem menschlichen Verstande und Bedürfniß angemessenen Wahrheiten zu unterscheiden, und schätzte die Rechte der Vernunft so wie in allen, so auch in den die Religion betreffenden Angelegenheiten. Jeder Glaubenszwang war ihm verhaßt; jeder hierarchische Versuch selbstsüchtiger und an Kenntnissen hinter ihrem Zeitalter zurückgebliebenen Zeloten erregte seinen Unwillen oder sein Lächeln, und in seinen mittlern Jahren suchte er selbst, wenn sich dergleichen in der Nähe zeigte und er sich durch äußere Verhältnisse dazu berechtigt glaubte, mit Energie entgegen zu wirken; in seinem hohen Greisenalter aber gewährte ihm die Wahrnehmung der Ohnmacht und Unwirksamkeit solcher Versuche eine große Freude, und machte nicht selten

einen Hauptgegenstand seiner Unterhaltung mit jüngern Freunden aus.

Im Uebrigen hatte er, als Mensch betrachtet, nicht die schimmernden Außenseiten, die so häufig als erster Vorzug und als Verdienst des Menschen gelten; aber die wahren Tugenden, durch die das Wohl der menschlichen Gesellschaft am mehrsten aufrecht erhalten und gefördert wird, waren ihm im hohen Grade eigen. Der Hauptzug seines Charakters war strenge Rechtschaffenheit; diese übte er selbst, diese forderte er auch von Andern. Was er als Pflicht und Recht erkannte, war ihm, selbst bis auf geringfügige, unwesentliche Punkte, über Alles heilig, und davon konnte ihn keine Rücksicht auf Verhältnisse und Personen, die ihm noch so theuer waren, abhalten. Ueberhaupt hatte er in Entschließungen und Handlungen, auch wenn sie nicht Dinge betrafen, die jedem guten Menschen wichtig und unverletzlich sind, eine gewisse Festigkeit, die sich dem Einflusse Anderer, da, wo er sich seines gegründeten Urtheils bewußt war, standhaft entzog. Jede Ungerechtigkeit, von Hohen oder Niederen verübt, empörte ihn aufs

äus-

äußerste, und konnte, wenigstens in jüngern Jahren, seine Urtheile und Aeußerungen sehr leicht über die Schranken der Competenz hinüberführen. Die Sorgfalt und den Eifer, womit er seinen Beruf als Lehrer der Jugend erfüllte, forderte er gleichfalls von denen, die diesen Beruf an den Schulen, denen er vorstand, mit ihm theilten, jedoch mit billiger Rücksicht auf ihre Fähigkeiten und Kräfte. In Versprechungen und Zusagen war er äußerst behutsam; was er aber übernommen hatte, leistete er mit unwandelbarer Treue. So wenig er geneigt war, den Zumuthungen der Bequemlichkeit, der Unwissenheit und selbst Dreistigkeit Anderer etwas aufzuopfern, sogern widmete er seinen Dienstleister da, wo er wohl angewandt, und seine Wohlthätigkeit da, wo sie hinlänglich motivirt war. Daß Mäßigkeit und vernünftige Sparsamkeit zu den Tugenden gehörten, welche er übte, läßt sich von einem Manne, der ein so hohes Ziel des menschlichen Lebens erreichte, und so dachte und handelte, als im Vorigen angegeben ist, leicht erwarten. Die Einfachheit und Geradheit seines Charakters zeigte sich auch in

seiner Kleidung, so wie in seinem ganzen Benehmen. Uebrigens begleiteten Rechtlichkeit, Sanftmuth und Wohlwollen seine Handlungen eben so im häuslichen, wie im bürgerlichen Leben; er war ein eben so liebreicher Gatte und Vater, als er ein treuer Lehrer, ein wohldenkender College, ein aufrichtiger Freund und ein unbefangener Patriot war!

Rostock. J. C. M. Dahl.

Georg

Georg Gustav Fülleborn,

Professor der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache am Elisabethanum zu Breslau, Inspector des städtischen Seminariums und erster Examinator bey der pädagogischen Examinations-Commißion.

geb. d. 2. März 1769 zu Groß-Glogau.
gest. d. 16. Febr. 1803 zu Breslau.

„Es ist eine schwere Aufgabe, sagt Perikles in der bekannten Trauerrede auf die gefallenen Athenienser, die ihm vom Thucydides in den Mund gelegt wird, in Denkreden auf Verstorbene das rechte Maas zu halten; denn alle, die den Hingeschiedenen gekannt haben, finden ihn gewöhnlich nicht so, wie sie ihn erwarteten und wünschten, gelobt, und die den Geschilderten nicht kannten, lassen sich nur zu leicht vom Neid verführen, alles, was sie selbst nicht zu leisten vermögen, für Uebertreibungen auszugeben.“ Ich darf hoffen, dem letztern Vorwurfe zu entgehn, aber ich darf kaum darauf rechnen, den erstern ganz zu vermeiden. Was ich über Fülleborn urtheile, wird sich allerdings

bings von dem, was andere über ihn geurtheilt haben, dem Inhalte, wie der Einkleidung nach, unterscheiden. Ich werde viel zu seinem Lobe zu sagen wissen: allein bey weitem so viel nicht, wie meine Vorgänger a), und ich werde, was ich

a) Ich habe deren zwey. Der erste ist mein Freund, H. Prorector Schummel, der, nicht lange nach Fülleborns Tode, eine Gedächtnißrede im Elisabethanum hielt und sie nachmals dem Drucke überließ. Ich hebe einige Stellen aus ihr, zur Rechtfertigung meines Eingangs und meiner eigenen Ansichten, aus. S. 12. „Was ich bey Fülleborns Probelection nur dunkel fühlte, sehe ich jetzt ganz klar ein: Er war im humanistischen Fache ein Genie, wie Condé es im militairischen war." S. 13. „Wäre Fülleborn an Garvens Stelle gewesen, hätte er insbesondere seine glückliche Muse genossen, so war er der Mann, zwar nicht alle, aber doch die meisten Schriften von Garve in gleicher Güte nach Form und Materie zu liefern. Hingegen Garve wäre gewiß nicht mit Fülleborn weder hinaufgestiegen in die höchsten Regionen der Transcendental-Philosophie, noch mit ihm hinabgestiegen in die tiefste Region für den unausgebildeten rohen Menschenverstand." S. 17. „Eine glühende und unerschöpflich reiche Phantasie lauschte bey ihm gleichsam hinter dem Vorhange eines scheinbar kalten, durchaus ernsten Gesichts." S. 19. „Warum würde Fülleborn nicht Stärke gezeigt haben, hätte er sie sich nur

ich von ihm denke, mit der Ruhe des Beobachters, nicht mit der Anstrengung des Bewunderers ausdrücken. Wie weit indeß auch meine Aeußerungen von den Aeußerungen anderer abweichen mögen, nie werden sie, wie ich mir schmeichle, mit den Foderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit, auf deren Beachtung jeder verdienstvolle Todte so gegründeten Anspruch zu machen hat, im Widerspruch stehen.

mir zugetraut." Ich gestehe, daß ich keine Belege für die Wahrheit dieser Aeußerungen auffinden kann, daß ich den Freund in ihnen erkenne, aber den unbefangenen Würdiger des Verdienstes vermisse. Ungleich behutsamer hat sich Hr. Hofrath Fischer in einem Aufsatze über Füllborn (Eunomia. April, 1803.) erklärt; doch kommen unter mehrern Bemerkungen, die ich unbedingt unterschreibe, auch einige, wie folgende, vor: „Wenn irgend einer, so hätte Füllborn früher oder später unserer Literatur einen Unvergeßlichen, auch früh Verlornen zurückgegeben, den, in welchem die gleiche Vereinigung der Kenntnisse und Talente herrschte, — Lessing." Ein Urtheil, das den einen unverdient reich und den andern unverschuldet arm macht. — Uebrigens liegen die historischen Thatsachen der letztern Charakteristik und was H. Schummel im Breslauer Almanach zu Füllborns Biographie geliefert hat, diesem Aufsatze zum Grunde.

Füllebörns Vater war der Ober-Amts-Rath Michael Jacob zu Glogau, den er selbst in dem März der Schleßischen Provinzialblätter vom J. 1800 ein kleines Denkmal kindlicher Liebe und Achtung gesetzt hat, und seine Mutter eine geborne Sutorius. Seinen Unterricht empfing der Knabe vom siebenten Jahre an in der Stadtschule zu Glogau, deren damaliger Rector der nun verstorbene und in der gelehrten Welt unbekannte Uhse war. Ich entsinne mich nicht über die Kenntnisse und Lehrart des Mannes, dessen Verdienst um sich er übrigens rühmend erwähnte, etwas Merkwürdiges gehört zu haben [b]), aber das weis ich, daß Füllebörn einen nicht geringen Theil seiner Bildung auf die Leitung seines Va-

b) „Er war, sagt H. Fischer, ein Mann von gründlicher, wenn auch beschränkter Gelehrsamkeit, der Füllebörn von der Erlernung der Grammatik bis zum freiesten Selbststudium der Alten führte. Doch konnte man diesen fast unter die Autodidakten rechnen; denn auch in der Schule war er sich, besonders in den letzten Jahren, meist selbst überlassen und beynah der Gehülfe des Lehrers, der, wegen der großen Ungleichheit der Schüler, ihm nur durch Winke nützlich werden konnte.“

Vaters c) und eines um mehrere Jahre ältern Bruders schrieb. Jener, der anfänglich unter Teller in Frankfurt Theologie studirte und diese erst späterhin mit den Rechten vertauschte, die gelehrten Sprachen vollkommen besaß, und überhaupt ein Mann war, der nicht blos Kenntnisse eingesammelt, sondern sie zugleich verarbeitet hatte, leitete und unterstützte natürlich, durch Lehre und Beyspiel, des Sohnes Forschritte, und dieser nützte dem Bruder durch Umgang und durch die frühzeitige Bekanntschaft mit den teutschen Classikern, zu welchen er ihm verhalf. Auch der Schulfreund Füllebornn, der jetzt als Literator so rühmlich bekannte Doctor und Professor Erſch, ebenfalls ein geborner Glogauer, war nicht ohne Einfluß auf ihn und die Entwickelung seines Talents. Beyde übten sich mit einander, theilten sich ihre schriftstellerischen Versuche mit, und sahen einige in der Bunzlauer Monatschrift gedruckt.

Im J. 1786 bezog Füllebornn, mit vorzüglichen Sprachkenntnissen ausgerüstet, die

c) Man sehe die Charakteristik in den oben angezogenen Schlesischen Provinzialblattern.

Universität Halle, und widmete sich, ungeachtet er eigentlich für die Theologie bestimmt war, und sie auch keinesweges verabsäumte, doch hauptsächlich, unter der Führung Wolfs, der eben damals das königliche Seminarium eröffnete, der Philologie, und mit ihr zugleich dem Studium der Philosophie. Wie lieb er die alte Literatur gewonnen hatte, und wie nützlich ihm der Unterricht seines trefflichen Lehrers geworden war, bewies er, noch vor dem Abgange von der Akademie, durch eine philosophische Disputation [d]), die er öffentlich, und nicht ohne Beweise von der Zufriedenheit mehrerer Professoren zu erhalten, vertheidigte. In der Philosophie war er größtentheils sein eigner Lehrer. „Ich lernte, dieß ist kürzlich die Summe dessen, was er uns selbst [e]) über sein philosophisches Studium mittheilt, in meinem ersten Universitäts-Jahre zufällig Kants Kritik der reinen Vernunft kennen, las sie, und nahm die peinliche Empfindung mit mir hin-

d) Diss. qua illustratur liber de Xenophane, Zenone, Gorgia, Aristoteli vulgo tributus. Halae, 1789.

e) In dem dritten Stücke der Beyträge zur Geschichte der Philosophie, S. 180 u. f.

Hinweg, etwas von ihr verstanden zu haben. Ich versuchte, von der Schwierigkeit gereizt, die Lesung von neuem, schrieb mir einen kleinen Abschnitt auf, blätterte in dem Buche umher nach Stellen, die Aehnlichkeit mit diesem Abschnitte hatten, oder ihm zur Erläuterung dienen konnten, stoppelte alles in eine Abhandlung zusammen, und glaubte, weil sie in Cäsars philosophischen Denkwürdigkeiten einen Platz fand, mich in die Reihe der Philosophen setzen zu dürfen. Eine fortdauernde Unbekanntschaft mit den Werken anderer Weltweisen, thörichte Selbsttäuschung und ein erbärmlicher Styl waren die unmittelbaren Folgen dieses Verfahrens. Von dieser Verirrung brachten mich gewissermaßen Reinholds Briefe im teutschen Merkur zurück; denn seine Berufung auf andre Philosophen vermochten mich, Leibnitz, Loke, Platner und Jacobi zur Hand zu nehmen; aber auf der andern Seite entzweyte ich mich auch immer mehr mit mir selbst und der Kantischen Kritik; denn die genannten Schriftsteller schienen mir alle Recht zu haben und sollten es doch von Rechtswegen nicht. Ich erwartete neues Heil von Reinholds Theorie des Vorstellungsvermö-

mögens, die den Schlüssel zur Kritik zu geben verhieß, und sah mich abermals getäuscht. Ich fand blos eine eigene Manier und den Verfasser des neuen Systems nur so lange verständlich, als ich in seine Manier mit hinüberging, ohne mir seine Ideen und Sätze selbst aneignen zu können. Nach allen diesen Erfahrungen entwarf ich mir einen neuen Plan. Bekannt mit den Philosophen der Alten, nahm ich die Theorie der Neuern vor, studirte sie vom Cartes' an bis auf die Schriften der neuesten teutschen Philosophen, und fand, als ich ihre Systeme in Auszüge brachte, das ganz gemeine Resultat, daß die bisherigen Philosophen zuviel auf gewisse allgemeine Ideen gebaut, und meist Zergliederungen einer Idee in zehn verwandte für wirkliche Erkenntnisse, und Beweise eines Begriffes für Beweise eines Gegenstandes gehalten hatten. Von nun an wurde mir die Kritik etwas ganz anders, als sie mir vorher gewesen war. Ich sah sie an, als die Kritik der Systeme, und zugleich als die Kritik aller Erkenntniß überhaupt, und belehrte mich, daß die Philosophen sich in Rücksicht ihrer metaphysischen Erkenntniß selbst täuschen, daß sie blos gedachte Wahrheit mit

wirk-

wirklich erkannter verwechseln, und die blos für den engen Raum der Erfahrung gegebenen Gesetze des Denkens auf Dinge anwenden, die über alle Erfahrung entrückt sind. Dieß, sah ich, zeige ihnen die Kritik, indem sie zuerst das untersuche, was wir haben, — Erfahrung.“ So weit er selbst. Es verdient übrigens, da der Umgang auf der Akademie mit unsers Gleichen oft einen eben so großen, wo nicht größern Einfluß in unsere geistige und sittliche Bildung hat, als Lehre und Lehrer, hier noch bemerkt zu werden, daß es Füllebornen auch an dem erstern nicht mangelte. Lafontaine, Maß, Mutsch, Gräter und mehrere, die in der Folge theils als Schriftsteller berühmt, theils in gelehrten Aemtern nützlich geworden sind, lebten damals mit ihm in Halle zusammen, und unterstützten, belehrten und erheiterten sich vereint im freundschaftlichem Kreise.

Von der Universität ging Fülleborn im J. 1789 wiederum nach Glogau zurück und lebte daselbst von neuem in dem Hause seines Vaters sich und den Wissenschaften. Eine langwierige Krankheit, die damals den reformirten Prediger des Ortes befiel, gab die Veranlassung,

sung, daß der Zurückgekehrte die reformirte Kanzel bestieg, und seine Predigten erhielten so allgemeinen Beyfall, daß die Lutherische Gemeinde ihn im J. 1791 zum dritten Diaconus ihrer Kirche erwählte. Aber gerade um dieselbe Zeit vertauschte der dritte Professor am Elisabethanum in Breslau, H. Gedicke, seinen bisherigen Posten mit dem Rectorate in Bauzen, und da Fülleborn mehr Beruf zum Katheder, als zur Kanzel in sich fühlte, so meldete er sich, ward zu einer Probelection eingeladen, gefiel und trat das Amt den 19ten October des genannten Jahres, und bald nachher auch die durch Gedicke's Abgang erledigte Stelle im Seminar für städtische Schullehrer und bey der pädagogischen Examinations-Commißion an. In dieses und die beyden folgenden Jahre fallen seine Volksmährchen der Teutschen, sechster Theil, nicht von Musäus, die drey ersten Stücke von den Beyträgen zur Geschichte der Philosophie, Papiere aus Heyne's Nachlaß, die Herausgabe der Oratio funebris Georgii Gemisthii et Michaelis Apostolii, die kurze Theorie des lateinischen Styls und die Uebersetzung der Satyren des Persius.

Im

Im Frühlinge des Jahres 1794 heirathete er die Tochter eines Breslauischen Bürgers, mit der er, da Liebe und Dankbarkeit gegenseitig obwaltete, in einer zufriedenen Ehe lebte, und fuhr fort, neben seinen Amtsgeschäften mehrere literarische Arbeiten zu besorgen. Außer den Beyträgen, die bis zum zwölften Stücke (1800) fortgesetzt wurden, erschienen „Bunte Blätter von Edelwald Justus (1795), Kleine Schriften zur Unterhaltung (1797), Encyclopaedia philologica (1798), zwey Stücke einer Zeitschrift: Nebenstunden (1799) und Rhetorik, ein Leitfaden beym Unterrichte in obern Klassen 1802.“ Auch besorgte er den dritten Theil von dem literarischen Nachlasse Gotthold Ephraim Lessings *) (1795), den der hiesige H. Münzdirector Lessing ihm übertragen, und die Uebersetzung der Politik des

*) Nicht, wie H. Fischer sagt, einige Bände des Lessingschen Nachlasses und ein Leben Lessings. Auf dem Haupttitel des dritten Bandes steht freylich, weil es auf dem ersten stand, Leben Lessings nebst dessen Nachlaß: aber bekanntlich führt das Leben von dem Verfasser des Wiedergefundenen her. Ein vierter Band vom Nachlaß, den Fülleborn geordnet hat, wird noch erwartet.

des Aristoteles (1799), die ihm Garve eingehändigt hatte, und übernahm im Frühlinge 1800 die Herausgabe des Breslauischen Erzählers, eines in Schlesien beliebten Wochenblattes.

Bis zum Jahre 1795 genoß Fülleborn, kleine vorübergehende Unpäßlichkeiten abgerechnet, einer guten Gesundheit: aber schon seit jenem Zeitpunkte kündigte sich ein verborgenes Uebel durch eigenthümliche und nicht leicht zu errathende Erscheinungen, vorzüglich durch ganz eigne Bewegungen des Herzens an. Die Sorge seines Arztes und die Bäder zu Landeck und Altwasser milderten es, ohne es zu heben, und man rieth in dem letzten halben Jahre seines Lebens unter andern auf einen wirkenden Magenkrampf, oder auf Brustwassersucht. Indeß erholte der Kranke sich abwechselnd immer wieder; selbst ein harter Anfall von Engbrüstigkeit, den er vier Wochen vor seinem Tode bekam, ging vorüber, und seine Freunde fingen an neue Hoffnung zu schöpfen. Allein leider! betrogen sie sich in dieser Hoffnung. Schwäche und Beklemmungen nahmen je länger je mehr überhand, er wurde gezwungen, was bisher nicht der Fall gewesen war,

war, das Bette zu hüten, nahm täglich an Kräften, obgleich nicht an Geistesheiterkeit, ab, und endete, nachdem er eilf Tage gelegen und am letzten seines Lebens noch einen Aufsatz für den Erzähler dictirt hatte, plötzlich und nicht ohne Schmerzen durch ein convulsivisches Asthma. Die Oeffnung seiner Leiche gab Aufschluß über die Ursache seiner Krankheit und die mit ihr verbunden gewesenen Zufälle. Beynahe in dem ganzen Umfange der Scheidewand, welche die hintere Vorkammer des Herzens von der linken Herzkammer selbst trennt, fand sich eine große zackichte Verknöcherung, die den Umlauf des Blutes zuerst erschwert und zuletzt ganz gehemmt hatte. Auch war sein Herz um ein Drittel größer, als es gewöhnlich zu seyn pflegt, eine Veränderung, die er selber empfunden zu haben scheint; denn er behauptete oft, der Umfang seines Herzens müsse den natürlichen bey weitem übersteigen. — Wenn schon sein früher Hintritt die Empfindung des Mitleids lebhaft weckte, so wurde diese durch die Liebe seiner Schüler, durch die besondre Theilnahme mehrerer Universitäts-Freunde, die er in Breslau wiederfand, durch den Ruf, den ihm sein

Erzähler auch unter der geringern Volksklasse verschaffte, und durch die nicht ganz günstigen Umstände, in denen er seine Familie verließ, ungemein erhöht. Sein Leichenbegängniß war eines der feyerlichsten und ansehnlichsten, und die Wohlthätigkeit seiner Mitbürger äußerte sich gegen seine Hinterlassenen auf eine rühmliche Weise.

Ich habe die merkwürdigsten Umstände aus Füllebörns Leben gesammelt und zusammengestellt. Ungeachtet er selbst Hrn. Schummel zum Behuf des Breslauer Almanachs die meisten mitgetheilt hat: so geben sie doch nur wenig Aufschluß über den Gang und die Art seiner Bildung. So gewiß ist es, daß wir selten vermögend sind, den Einfluß des Aeußern auf unser Inneres anzugeben, und den fremden Beytrag zur Entwickelung unserer geistigen Talente und Kräfte von dem, was wir der Natur schuldig sind, abzusondern. Um so mehr wird man mir verzeihen, wenn auch ich keine Scheidung versuche, sondern, mit Uebergehung des Wie, mich blos an das Was halte, und das Eigenthümliche, das Füllebörn als Menschen und Gelehrten auszeichnete, kürzlich auffasse. Ich mache mit dem letz-

letztern, der, wie gewöhnlich, so auch hier, leichter zu erkennen war, als der erste, den Anfang.

Das Genie, man mag es mit Gerhard in die Fähigkeit zu erfinden setzen, oder es mit Kant auf die Hervorbringung geistreicher Darstellungen in dem Gebiete des Schönen einschränken, ist eine so seltene Gabe des Himmels, daß es Thorheit an sich und Mißbrauch eines vielbezeichnenden Wortes zugleich ist, immer von Genie zu sprechen und es allenthalben zu ahnden. Aber man kann weder in der ersten noch in der zweyten Bedeutung auf Genie Anspruch machen dürfen, und darum doch ein achtungswerther Gelehrter seyn; und das letztere gilt von Fülleborn gewiß. Mit einem vortrefflichen Gedächtnisse verband er eine gesunde und richtige Urtheilskraft; mit der natürlichen Anlage, das Lächerliche aufzuspüren und hervorzuziehn, ein sicheres Gefühl für Schicklichkeit und Unschicklichkeit; mit einer reichen Belesenheit das glückliche Talent, allem, was er las, eine dankbare Seite abzugewinnen und es in sein Eigenthum zu verwandeln; und mit der Gabe des leichten Ausdrucks die Kunst, dem jedesmaligen Stoffe, den er bearbeitete,

eine passende Form zu verleihen. Vorzüge dar Art pflegten jederzeit den mündlichen wie den schriftlichen Vortrag des Mannes, der sie besaß, auszuzeichnen, und haben sich auch in dem, was Fülleborn sprach und schrieb, vielfach bewährt.

Als Lehrer empfahl er sich in der That hauptsächlich durch die gute Beurtheilung dessen, was nöthig war, oder, mit andern Worten, durch die Auswahl und Zweckmäßigkeit dessen, was er sagte. So fand ich ihn, als er in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren in dem Elisabethanum seine Probe-Vorlesung hielt, und so habe ich ihn auch nachher bey öffentlichen Prüfungen, wo ich ihn hörte, gefunden. Man konnte allerdings von dem Schüler Wolfs noch etwas mehr von der Genauigkeit und Schärfe, durch welche sich dieser große Kritiker auszeichnet, vielleicht auch hie und da einige gelehrte Winke zur weitern Benutzung und Verfolgung für die geübtern Zuhörer erwarten: aber man gestand darum doch willig, daß er die Bedürfnisse der Jugend kannte und würdigte, ihr das Unentbehrliche jederzeit mittheilte und überhaupt sich ihrer Fassungskraft mit Leichtigkeit anschmiegte.

Wolle

Wollte ich noch besonders erinnern, daß ein Mann, wie er, der die neue Literatur so gut wie die alte, kannte, von jener oft eine glückliche Anwendung auf diese machte, und überhaupt keine Gelegenheit vorbeygehn ließ, um nicht blos die Kenntnisse seiner Schüler zu mehren, sondern zugleich ihren Geschmack zu bilden, so würde ich damit etwas versichern, das ohnehin Niemand bezweifelt.

Was von Fülleborn, dem Lehrer in der Philologie, gilt, dasselbe gilt in eben dem Maase von ihm als philologischem Schriftsteller. Die Lehrbücher, die er herausgegeben hat, gehören unstreitig zu den brauchbaren. Sie alle zeigen, was nothwendig zur Kenntniß der Wissenschaft, die sie behandeln, gehört, vollständig an, und eignen sich noch überdem mit Recht das Verdienst zu, manche von den eigenthümlichen Ansichten und Ideen Wolfs in größern Umlauf gesetzt zu haben. Aber mit den Lehrbüchern Becks können sie weder in der fruchtbaren Kürze, noch mit denen von Eschenburg in der Reichhaltigkeit des gesammelten Stoffes wetteifern. Oft geben sie nichts mehr, als bloße Ueberschriften und Namen, und überlassen es dem Lehrer zu sehr,

aus eigner Macht zu bestimmen, oder nach einem unsichern Gefühl zu beurtheilen, was er erinnern oder nicht erinnern soll, — ein Fehler, den die Ersparung des Raums nicht entschuldigen, geschweige denn rechtfertigen kann. Als eigentlichen Erklärer der Alten kennen wir Fülleborn blos aus seinen Noten zur Uebersetzung des Persius und aus denen, welche er der von Garve verteutschen Politik des Aristoteles beygefügt hat. Die ersten sind ein für die Absicht, die er erreichen wollte, zweckmäßiger Auszug aus Casaubonus Commentar; die letztern aber größtentheils aus Schlossers Anmerkungen entlehnt, und, wie er selbst unverholen bekennt, unter zu ungünstigen Umständen zusammengetragen, als daß man versucht werden könnte, sein philologisches Verdienst nach diesem Maasstabe zu würdigen g).

Weit

g) Wenn irgendwo gesagt wird, Fülleborn habe in Garvens Uebersetzung so viel ausgelassene Stellen eingefügt und so viel falsch übersetzte gebessert, daß das Ganze füglich sein Eigenthum heißen könne: so ist dieß der Wahrheit nicht gemäß. Ich selbst habe das Manuscript bey mir gehabt und weiß, daß die Politik des Ari-

Weit rühmlichere Lorbeeren hat er in dem Felde, auf welchem er sich zuerst mit Glück versuchte, ich meyne, in dem der philosophischen Geschichte, eingeerndtet. Hier fand nicht blos sein natürlicher Hang zu literarischen Nachforschungen seine volle Befriedigung, hier bot sich ihm zugleich die beste Gelegenheit dar, seinen Scharfsinn zu üben, indem er dunkle Ideen zergliederte, verdeutlichte und in eine verständliche Sprache faßte. Selbst seine satyrische Laune entdeckte in den verkehrten Ansichten und thörichten Systemen der Denker und Nichtdenker alter und neuer Zeit einen dankbaren Stoff zur Belustigung, und hat ihn, wie seine Beyträge beweisen, nicht ungenutzt gelassen. Es war stets mein Wunsch, daß er eine größere Periode aus der philosophischen Geschichte, oder das Schicksal einer merkwürdigen Schule ausheben und bearbeiten möchte, und mehr denn einmal sind wir in unsern Ge-

Aristoteles nicht nachläßiger übersetzt war, als die Ethik, die ich, wegen mehrerer in ihr vorgenommener Veränderungen, hie die meine zu nennen mich erdreisten werde. Auch hat Fülleborn in der Vorrede zu den Anmerkungen seinen Antheil so hoch nicht angeschlagen.

sprächen auf diesen Gedanken zurückgekommen. Aber dann äußerte er immer, daß es ihm unmöglich sey, sich jetzt schon einer so anhaltenden Anstrengung zu unterwerfen und Jahre lang zu schreiben, ohne etwas von sich gedruckt zu sehen. Ich bin überzeugt, daß ihm die zur Vollendung großer Arbeiten so unentbehrliche Geduld und Geistesruhe gewiß noch würde zu Theil geworden seyn, wenn ihm die Vorsehung ein längeres Leben verliehen hätte; um so mehr aber werden es Alle, die diesen Zweig der Wissenschaften lieben, mit mir bedauern, daß er es uns nur in kleinen Aufsätzen hat ahnden lassen, was er in einem ausführlichen Werke zu leisten vermöge.

Unter den Schriften Fülleborns, die in das Gebiet der schönen Literatur gehören, hat keine eine glänzende Aufnahme erhalten, und nach dem jetzigen Stande der Literatur auch nicht erhalten können. Was ein Mann von Kenntnissen und Geschmack solchen Versuchen zu geben im Stande ist, das hat auch er den seinigen gegeben, — die technische Vollkommenheit; aber so dankenswerth ein vernünftiger Plan, eine reine Sprache und eine runde Versification seyn mögen, nie werden sie Geist,

Ems

Empfindung und Phantasie ersetzen, oder dem Leser den Mangel dieser Eigenschaften vergessen machen. Das Lob, das ihm in dichterischer Hinsicht allein mit Wahrheit gebührt, ist, daß er mehrere humoristische Stücke, die vergnügen, geliefert, manche unscheinbar gewordene Reliquie der Vorzeit aufgefrischt, und manches mit Unrecht vergessene altteutsche Lied von neuem hervorgezogen hat. Seine kleinen flüchtigen Poesien, die man im Erzähler und anderwärts findet, sind nichts, als Kinder des Augenblicks, geboren, um einen Augenblick angenehm auszufüllen, und von ihm selbst schwerlich eines längern Lebens werth geachtet [h]).

Ueber seinen Charakter, als Mensch, kann unter denen, die ihn genauer gekannt haben, keine Verschiedenheit des Urtheils statt finden. Er war gewissenhaft in der Verwaltung seines

h) Unter seinen Papieren haben sich noch eine Oper, Pervonte, oder die Wünsche, und ein vaterländisches Trauerspiel, die Tartarschlacht, gefunden. Die erstere kenne ich nicht, das letztere kann in seiner jetzigen Gestalt nicht einmal für ein mittelmäßiges Stück gelten.

Amtes, und wußte Ernst und Milde wohl zu mischen, und von beyden, zur rechten Zeit und am rechten Orte, zur Lenkung der ihm anvertrauten Jugend, den besten Gebrauch zu machen. Dieses Zeugniß gaben ihm nicht blos seine Obern; eben so laut, wo nicht lauter, bezeugen die Wahrheit dieser Behauptung die Achtung und Liebe, welche ihm seine Zöglinge, auch nachdem sie aufgehört hatten, es zu seyn, zu beweisen pflegten. Mit nicht geringerer Treue und Redlichkeit sorgte er für seine Familie. Ihr und ihrer Erhaltung hat er in den letzten Jahren seines Lebens, wo er die Herausgabe des Erzählers übernahm, fast alle seine Zeit und seine Kräfte, die er, ohne diese Rücksicht, gewiß auf andere und für ihn befriedigendere Arbeiten verwandt haben würde, willig und doch schwerlich ohne Entsagung gewidmet. Einen Theil seiner Freunde wußte er durch literarische Dienste, die sie bedurften und er gern erwies, zu verpflichten, und einen andern durch seinen Umgang zu verbinden. Hingebend, heiter und offen war er indeß nur in kleinen Zirkeln, und, so zu sagen, unter seines Gleichen; in größern und gemischtern,

wo

wo die Unterhaltung mannichfaltiger und der Wortführer mehrere waren, betrug er sich, sey es aus einer Anwandlung von Eitelkeit, von der er nicht ganz frey war, und die hier nicht immer genährt wurde, oder aus verborgenen Ursachen, zurückgezogener und untheilnehmender, als man wünschte. Um andere kleine Schwächen, die ihm anhingen, zu vergessen, bedarf es keiner Nachsicht, sondern einzig der Erinnerung an seine überwiegenden Vorzüge und Verdienste.

Manso.

Lucius

Lucius Liffmann,

der Heilkunde Doctor in Kassel,

geb. 1772.

gest. 1808.

Der Held dieser biographischen Skizze ist ein edler junger Mann, der schon im Anfange seiner bürgerlichen Laufbahn die Erde verließ. Wer hier verwickelte Situationen, auffallende Charakterzüge, lebhaft unterhaltende Abentheuer, ausgezeichnete glänzende Thaten erwarten wollte, würde sich nicht wenig täuschen. Es ist die Rede von einem Priester des Aesculaps, der in leichter Pinke einen Theil des Lebensoceans unter einförmigem Rudertakt still durchschiffte, mehr als einer Klippe und Syrte glücklich vorüber steuerte und früher als gewöhnlich in dem sichern Hafen des ewigen Friedens anlangte; dessen Herz, dessen Geist es aber verdienet, daß man seinen Grabhügel mit einigen Blumen des liebevollen Andenkens bestreue. Der Freund, der jetzt diesen letzten Dienst übernimmt, glaubt Unpartheylichkeit genug zu besitzen, um lauter dornenlose

menlose Rosen zu spenden. So sey es denn gebracht das schuldige Todtenopfer, schlicht und anspruchlos wie der Verblichene war.

Lucius Liffmann i) ward im Decemb. 1772 in Kassel geboren. Sein Vater war Lippmann Abraham, Hessischer Proviantmeister und Judenvorsteher. Im siebenjährigen Kriege hatte sich dieser ein beträchtliches Vermögen erworben, das ihn in den Stand setzte, ein gemächliches Haus zu bilden und die Erziehung seiner vier Kinder mit Sorgfalt zu betreiben. Die beyden Söhne, dieß war sein Lieblingsplan, sollten sich dem Studium der jüdischen Theologie widmen. Mit dem ältesten gelang es. Er ist ein braver, frommer, in den Mysterien der israelitischen Gelehrsamkeit mehr als gewöhnlich eingeweihter Mann und hat die nahe Aussicht, Rabbiner zu werden. Bey Lucius hingegen scheiterte der Plan. Sein lebhaftes, edel — schwärmerisches Gemüth war die Klippe. Bis in sein vierzehntes Jahr mußte der Knabe fast ununterbrochen die Stube hüten und über dem Talmud

i) Er veränderte seinen Namen um einige Buchstaben. Man wird leicht errathen: Warum? —

und brüten. Der Erfolg entsprach inzwischen keinesweges der väterlichen Hoffnung, denn es war ihm unmöglich, einer solchen Beschäftigung Geschmack abzugewinnen und bedeutende Fortschritte zu machen.

Des Vaters Tod lößte endlich die Fesseln. Seine Mutter und Verwandten begnügten sich nun damit, ihm ferner die Grundsätze der Tugend und Frömmigkeit einzuflößen und seinen Religionseifer zu stärken. Dieser war um jene Zeit sehr feurig. Kein Tag verfloß, ohne daß er nicht zweymal die Synagoge besuchte und sich in den mosaischen Gebräuchen übte. So wie diese Erziehung das unverkennbare Gute hatte, daß sie sein von Natur reines Herz mit einer unbegränzten Liebe zu allem Edlen durchströmte, seine Brust mit einer zarten Gewissenhaftigkeit erfüllte und ihm ein einfaches unschuldiges Leben gleichsam zur Gewohnheit machte; so erzeugte doch auf der andern Seite seine fast klösterliche Eingezogenheit, und die Trockenheit und Einförmigkeit seines Unterrichts die natürliche Folge, daß er beständig einen Anstrich von Schüchternheit und Mangel an Zuversicht behielt, daß er seinem Körper keine gefällige Haltung zu geben wußte

wußte und daß ihm manches fremd blieb, was man sonst spielend zu lernen pflegt. Den Rest der Zeit füllte er mit Schreiben, Rechnen und Lesen aus.

Jetzt kam sein älterer Bruder von Frankfurt am Mayn, wo er gleichsam die jüdische Akademie besucht hatte, zurück k). Die Erstaunterungen und das Beyspiel desselben, waren ein neuer Sporn für Lucius, seinen Fleiß zu verdoppeln. Rastlos arbeitete er nun, öfters bis in die späte Nacht. „Man werde, soll er oft versichert haben, in dem Kasselschen Leihbibliotheken nicht leicht ein gutes Buch finden, das er nicht damals gelesen habe.“ — Auch Sprachen waren jetzt der Gegenstand seiner Anstrengungen.

Harmlos verstrichen so seine Tage bis ins achtzehnte Jahr. Nun nahm ihn sein Oheim, der Ober-Hofagent Abraham, der damals für das preußische Heer sehr ansehnliche Lieferungen besorgte, zu sich, und beschloß, ihn als Buchhalter zu gebrauchen. Er ging hierauf an den Rhein ab und sah die malerischen

Trau-

k) In Frankfurt lebten damals 600 Studenten der jüdischen Theologie.

Traubenhöhen des majestätischen Gränzstroms. Nach Verlauf von zwey Jahren kehrte er ins heimische Land zurück, erhielt eine angemessene Belohnung für seine treugeleisteten Dienste, und war, wie vorhin, unabhängig.

Jetzt entstand die Frage: Welche Laufbahn er sich eröffnen, welches Ziel er sich vorstecken und in Zukunft unausgesetzt verfolgen sollte? — Liffmann's Mutter sträubte sich gegen das Studiren; die Wahl fiel also auf den Handel, da ihm das Vorurtheil der Christen und der noch immer fortdauernde unpolitische Druck seiner Nation jeden andern Ausweg versperrte. Allein Merkurs Stab zu schwingen, war nun einmal seine Sache nicht. Er stand bald wieder auf dem Punkt, von dem er ausgegangen war. Neue Verlegenheit, neues Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung! — Der Zufall, dieser unbegreifliche magische Lenker der menschlichen Schicksale, bot ihm zuletzt seinen Arm. Ein Vetter von ihm heyrathete die Tochter eines bekannten Wechselers in Göttingen, Namens Gumprecht. Dieser nahm ihn als Buchhalter zu sich, und so befand sich auf einmal der Jüngling, der von Wissensdurst brannte, an dem unerschöpflichen

Quell

Quell der Musen und ihrer würdigen Priester. Ja, sey mir immerhin gepriesen, holde Georgia Augusta, die du die verehrte Säugamme der trefflichsten Geister Germanien's warst! —

Liffmann knüpfte mit mehreren jüdischen Studenten einen vertrauten Umgang an, seine Neigung zu den Wissenschaften wuchs von Tage zu Tage. Bald saß er selbst zu den Füßen der Lehrer und hörte die Vorträge der Geschichte, Physik, Philosophie und Sprachen. Der Tod hatte ihm inzwischen seine Mutter geraubt. Ein und zwanzig Jahre alt kehrte er nach Kassel zurück, und nun wurde förmlich der Plan entworfen, sich der Heilkunde zu widmen. Seine Hauptbeschäftigung war während dieses Aufenthalts in der Vaterstadt, die gründliche Erlernung der lateinischen Sprache, in der er bisher vernachläßigt worden war. Sein unermüdlicher Fleiß überwand in Kurzem alle Schwierigkeiten.

Er besuchte hierauf die Akademie zu Marburg, und nahm neben den Collegien noch Privatunterricht. Sein Eifer für die Literatur, seine Anstrengung, mit der er die Vorträge bearbeitete, sein Betragen als akademi-

scher Bürger, war musterhaft. Baldinger (um den nun auch leider Hessen ärmer geworden ist), schenkte ihm seine ganze Gewogenheit. Nach einem zweyjährigen Verweilen in diesem Musensitz eilte er nach Göttingen, wo er ebenfalls zwey Jahre blieb und sich die Achtung aller, die ihn kannten, erwarb. Das fünfte Studienjahr brachte er in Marburg zu und nahm den Doktorhut. Als Student schon wurde er Mitglied der Gesellschaft der Entbindungskunst zu Göttingen; auch legte er als solcher in Baldinger's Magazin für Aerzte, eine lobenswürdige Abhandlung nieder. Bereits auf der Akademie war er für manchen dürftigen Musensohn, ungeachtet er selbst nichts überflüßig hatte, Wohlthäter, späterhin auch Lehrer, und das mit einer Bescheidenheit, die nur die schönste Frucht des wahren Verdienstes und der lautern Sittlichkeit ist.

Im Jahr 1798 kam er als Arzt nach Kassel. Seine Aussichten waren nicht die erfreulichsten. Der größte Theil des Vermögens war auf das Studiren verwendet worden; an einflußreichen Verbindungen fehlte es ihm gänzlich, an Praktikanten war eher Ueberfluß

als

als Mangel, an seine Nation mochte er sich nicht eng anschmiegen, weil er sie in vielen Punkten mit seinen Grundsätzen zu disharmonisch fand, und von Seiten der Christen war wenig zu hoffen, weil sie kein Zutrauen fassen würden. Liffmann sich indessen den Muth nicht sinken, so wie ihm überhaupt selten oder nie vor der Zukunft bangte; ein beneidenswerthes Glück guter Menschen, denen stürmische Leidenschaften fast ganz fremd sind! Ihr Herz gleicht einem Krystallhellen See, den wohl bisweilen ein leichter Windhauch kräuselt, auf dem sich aber nie Orkane brausend der Wogen thürmen. Nach und nach erheiterte sich der Horizont. Mehr als ein Gesetz des Anstoßes mußte aus dem Wege geräumt werden, bis er die Lizenz erhielt. Was der Grund davon war? — Ich mag den Vorhang nicht lüpfen. So viel ist gewiß, daß sich sein Oheim bey dieser Gelegenheit redlich seiner annahm, und sich durch seine lebhaften Empfehlungen sehr um ihn verdient machte. Solch eines Mannes bedurfte Liffmann, denn die Bildsamkeit ist bey den sogenannten Männern der Welt eben kein Weltmannsempfehlungsbrief. Da seine praktischen Geschäfte anfänglich un-

bedeutend waren: so benutzte er seine Muße, nicht um wie die meisten jungen Leute, wenn sie die Collegienhefte bey Seite gelegt haben, den Rolle des Pflastertreters zu spielen, sondern um sich noch ferner auszubilden und jede etwaige Lücke auszufüllen. Mit ganzer Seele warf er sich nun dem Studium der Medicin und Philosophie in die Arme. Kant's, Herbert's, Fichte's, Schelling's Gedankenwerke verschlang er mit Enthusiasmus. Eben so eifrig studirte er die Schriften aller Brownianer, und die des berühmten Stifters dieser Schule. Die neuere Erregungstheorie bot ihm ein unendliches Feld dar, seine Kräfte und Talente als denkender Arzt und Schriftsteller zu versuchen. Zu der Zeit, wo er sich noch in Göttingen und Marburg als Studirender aufhielt, hatte das neuere System der Medicin noch so wenig Eingang bey den Akademien gefunden, daß kein einziger Lehrer Vorlesungen darüber hielt. Hoffmann mußte also alles für sich erlernen, und mit weniger glücklichen Erfolg er in kurzer Zeit in den Geist der Erregungstheorie eindrungen verstand, zeigt eine mit 2. unterzeichnete Abhandlung, welche damals in Hufeland's Journal

mal erschien und gleichsam der Mayländer aller seiner folgenden Arbeiten über die Erregungstheorie ward. Uebrigens führte er das stille, einförmige, abgeschiedene Leben eines philosophischen Denkers, der zwar für die feinern Genüsse eines edlen Epikuräismus Sinn hatte, sie aber selten heftig begehrte und noch seltener schmeckte. Die Erweiterung seiner Kenntnisse, der erquickende Umgang mit den lachenden Grazien in den besten Schriften der Teutschen, die Unterstützung darbender Brüder, die gewissenhafte Behandlung seiner Patienten, der traute liche Umgang mit einigen wenigen Freunden, war die Würze seiner Tage. Seine Geschäfte nahmen öfter Erwarten zu; doch mehr unter den Christen als unter seinen Glaubensgenossen. Seine durchblickende Herzensgüte, seine Uneigennützigkeit, seine Sanftmuth, seine Thätigkeit, sein Eifer, nicht mächtige Gönner, empfahlen ihn. Was ihm aber bey vielen der erstern gewissermaßen zum Fürsprecher diente, machte ihn wenigstens den orthodoxen Anhängern des Judaismus unleidlich, vielleicht gar gehässig; ich meine seine philosophisch-freye Denkungsart über die mosaische Religion, die sich nicht selten mit allzugroßer

Unbefangenheit in Worten und Handlungen äußerte, da er zu wenig Menschen- und Weltkenntniß besaß, um die nachtheiligen Folgen davon zu ahnden oder zu achten, und da er zu moralisch gut war, um die trügerische Larve eines Tartüffe vorzuhalten.

Es war im Anfang des Jahrs 1802, als ich Liffmann von einem vieljährigen Freunde kennen lernte. Der erste Eindruck, den seine Totalität auf mich machte, war, ich muß es offenherzig bekennen, nichts weniger als vortheilhaft. Was seine plastische Form einnehmendes hatte, wurde durch das ungefällige Tragen seines Körpers, durch die Unkunde desjenigen, was man Ton nennt, durch seine jüdisch gelehrte Zaghaftigkeit, durch eine hervorstrebende Tendenz zum Disputiren und Demonstriren, durch den oft mystischen Schwung seiner Worte, durch eine gewisse Einseitigkeit des Wissens außerordentlich geschwächt. Ich beschloß daher in der Stille, die neue Bekanntschaft nicht weiter fortzusetzen. Ein Ungefähr führte uns dennoch zu wiederholtenmalen zusammen und nun lernte ich bald die Schale von dem Kern, die Muschel von der Perle unterscheiden. Sein unbeflecktes Herz, sein Feuereifer für

alles

alles Gute und Schöne, seine Anspruchslosigkeit, seine Verläugnung alles Selbstinteresses, wo es der Erleichterung des Elends galt, seine unschuldigen Träume von einer bessern Welt, sein großmüthiges Vergessen zugefügter Beleidigungen, sein kindlicher Sinn für die einfachen Freuden der Natur und der Wissenschaften, seine warme Innigkeit in der Mittheilung, dies alles zog mich magnetisch an, seine tiefen Einsichten im Gebiet der Heilkunde und der Philosophie, erfüllten mich mit Hochachtung und — wir wurden Freunde. Seit dieser Zeit verlebten wir mit einander manches Stündchen, in stiller Fröhlichkeit, in lehrreicher Unterhaltung hingebracht. Ich will es versuchen, mit leichten Pinselstrichen, die freylich die Hand des Jüngers in der Kunst verrathen werden, sein Konterfey aufzustellen.

Mutter Natur hatte ihn nichts weniger als stiefmütterlich ausgestattet. An seinem Aeussern vermißte man fast ganz das Charakteristische der Nachkommen Abrahams. Er war von mittlerer Statur und zartem Gliederbau, der Mangel gymnastischer Uebungen in der Jugend bewirkte, daß es seinem Körper an Geschmeidigkeit und Gelenksamkeit fehlte.

Mäßiger Ernst ruhte auf der Stirn, sein denkendes Auge funkelte und verrieth die rege Thätigkeit seines Geistes, seine Wangen glühten, ein sanftes Lächeln umschwebte öfters seinen Mund. Offenheit, das Siegel des Edelsinns und der Spott des Schurken, lag über sein Antlitz verbreitet. Sein Sprachorgan war wohltönend, sein Ausdruck rein, warm, gewählt. Nichts von dem singenden Kauderwelsch, dem gewöhnlichen Verräther der meisten Israeliten. Rastlos war die Wirksamkeit seines Geistes, tiefer Scharfsinn, ruhiger Forschungsblick, seltene Abstraktionsgabe, consequentes Denken, feurige Einbildungskraft und treues Gedächtniß waren die hervorstechendsten Eigenschaften desselben. Witz, der sich sonst unter den Juden nicht selten findet, war ihm ein Fremdling: Was er faßte, faßte er weniger schnell, als fest und gründlich. War es aber einmal der Tafel seines genialischen Kopfs eingegraben, so stand es auch unauslöschlich und in seiner ganzen Folgenreihe da. Sein Herz war unschuldig, guter Eindrücke hochempfänglich, heiter, theilnehmend, liebreich. Tugend, Freundschaft und Cosmopolitismus waren für ihn Idole; Bedrückungen, Intriquen, Gauner-

Gaunerstreiche, Kriegereyen, Mißbräuche der süßen Gaben des Bacchus und der paphischen Göttin verabscheuungswürdige Greuel. Die Natur hatte ihm, so schien es mir, einen zu hohen Grad von Sensibilität und zu wenig Kraft, sie zu ertragen, verliehen. Er gehörte unter die Klasse der glücklich-unglücklichen Menschen, die in einer Stunde mehr denken und empfinden, als andere in einem Jahre. Eine köstliche und zugleich traurige Mitgift! Sie schafft Freuden, die den kalten Seelen unbekannt sind, aber auch Qualen, die ihre Vorstellungen übersteigen. Seine Lebensweise war höchst einfach, theils aus Neigung, theils durch die Schranken der äußern Umstände beengt. Ein eifriger Anhänger Brown's zog er ein gutes Stück gebratenes Fleisch und einige Gläser Rebensaft allen übrigen Delikatessen vor. Seine Kleidung und sein Zimmer trug sehr oft das Gepräge einer (ich möchte sagen) gelehrten Nachläßigkeit. Anders, als mit einem Buche in der Hand einzuschlafen, war ihm zur Unmöglichkeit geworden. In der Oekonomie war er ein Laie. Weit entfernt, ein unbesonnener eitler Verschwender zu seyn, wußte er doch den wahren Werth des Geldes,

dieses allmächtigen Herrn aller Dinge, nicht zu schätzen und dasselbe nicht mit weiser Sparsamkeit zu gebrauchen. Allzu uninteressirt beym Erwerben, allzu lässig beym Eintreiben, war er zu gutmüthig, um eine milde Spende zu versagen, zu wenig Rechner, um seine Ausgabe und Einnahme immer in Verhältniß zu bringen. So befand sich der gute Liffmann oftmals in Verlegenheit, ohne gerade die dienlichsten Mittel zur Auflösung derselben zu ergreifen. Einst kam eine arme Frau zu ihm, die unter dem bleyernen Joch einer unglücklichen Ehe seufzte und ihn um eine kleine Unterstützung bat. Leider war Liffmann gerade von Geld entblößt. Unverholen erklärte er, daß es ihm nicht an gutem Willen, sondern nur an Kraft fehle, und suchte sie auf eine andere Zeit zu vertrösten. Flehentlich wiederholte die hülfsbedürftige Gattin ihre Bitte, Thränen rieselten über ihre Wangen. Länger konnte Liffmann nicht widerstehen. Tief gerührt eilte er in ein Nebengemach und gab der armen ein kostbares Tafelgedeck aus der elterlichen Verlassenschaft. — Der Zirkel seiner Freunde und genauern Bekannten war sehr klein. Lieber schloß er sich an Christen, als

an

an Juden an, weil er bey den letzteren meistens zu wenig Berührungspunkte mit sich fand. Prof. Murhard, als Mathematiker und durch seine Reisen vortheilhaft bekannt, und ich pflogen mit ihm einen engern freundschaftlichen Umgang. Ein junger Glaubensgenosse von Kopf und Energie, Isaak Feist aus Bamberg, war ebenfalls durch das Band der Freundschaft und Dankbarkeit mit ihm verkettet. Dieser junge Mann äußerte einmal den Wunsch, Medicin zu studiren; sogleich erbot sich Liffmann, sein Lehrer, sein Rathgeber, und mehr als das, zu werden. Daß er Wort hielt, daß er mehr leistete, als er versprochen, ist leicht zu denken. In socialen Verhältnissen war Liffmann ungemein dienstfertig, bescheiden, verträglich, behutsam. Durchaus ungeschickt auf dem großen Welttheater mit Erfolg eine Rolle zu spielen, war er ganz dazu geschaffen, in der engern Sphäre der Häuslichkeit ein trefflicher, nützlich wirkender Mann zu seyn. Ein lustiger Stutzer oder eine radotirende Dame der eleganten Welt würde sich in seiner Gesellschaft schlecht gefallen haben; ernste wissenschaftliche Männer, vorzüglich wenn sie sich für Heilkunde, Philosophie

und

und Aesthetik interessirten, gute, sinnige, zierlose Frauen würden sie hingegen ganz behaglich gefunden haben. Alles legte er auf das Günstigste aus und ließ sich einmal die Moralität einer Handlung nicht entschuldigen, so war er bemüht, sie als ein bloßes Versehen darzustellen. Einst hatte er einen andern Arzt, der ihn zuerst gereizt, in einer plötzlichen Aufwallung des Bluts einen Charlatan genannt. Dieser drohte ihm mit einer Injurienklage. Liffmann war inzwischen kalt geworden. Reuevoll bot er unverzüglich beyde Hände zum gütlichen Vergleich, und er kam zu Stande. — Rachsucht, Haß, Verläumdung waren ihm überhaupt Utopien. Selbst bieder und wahr, zu spät, und zwar ohne Mentor, geführt auf den trügerischen labyrinthischen Schauplatz der Welt, war er zu vertrauensvoll, kannte er die Menschen und die Falten ihres Herzens zu wenig, um nicht öfters ein Opfer ihrer List und Bosheit zu werden. Wer nie lügt, glaubt leicht, und wer nie hintergeht, ist mit seinem Vertrauen kein Geizhals.

Als Arzt wurde Liffmann von seinen Patienten außerordentlich geschätzt und geliebt,

von

von manchen seiner Zunftgenossen beneidet und gefürchtet. Seine Unverdrossenheit, seine Uneigennützigkeit, seine Bedachtsamkeit, sein sanfter theilnehmender Zuspruch, sein unermüdlicher Eifer im Erforschen und Nachdenken bildeten ein Ganzes, das jedem Siechling Zutrauen einflößte. Mehrere sehr glückliche Kuren erwarben ihm in Kurzem einen bedeutenden Ruf. Wäre er mehr Mann von Welt gewesen, hätte er mit seinen übrigen Vorzügen einen höhern Grad von Dreistigkeit und Stärke vereint; ich wette, er würde mehr als einen alten Hippokrates Sohn außer Cours gesetzt haben. Brownianer war er von ganzer Seele; längere vielseitigere Erfahrungen hätten seinen Enthusiasmus für das System dieses berühmten Briten ohne Zweifel abgekühlt und manche seiner Ansichten und Urtheile unvermerkt modificirt. Seine Praxis wurde von Tage zu Tage größer; bey einer strengen Oekonomie würde er sein hinlängliches Auskommen gehabt haben. Auch erhielt er einen kleinen fixen Zuwachs dadurch, daß er Arzt bey dem jüdischen Hospital wurde.

Als Gelehrter berechtigte Liffmann zu den schönsten Erwartungen; sein frühzeitiger Tod

hat

hat die Ausführung manches nützlichen literärischen Plans vereitelt. Bey seinem brennenden Eifer für die Wissenschaften, bey seinem fast beyspiellosen Fleiße, bey seinen Talenten und eingesammelten Kenntnissen hätte er unfehlbar nichts Mittelmäßiges geleistet. Als ihm einst einer seiner Freunde einen leisen Vorwurf darüber machte, daß er mit zu großem Aufwand von Zeit und Vermögen studirt habe, antwortete er: „Wer die Kunst der Kunst wegen lernt, beseitigt jede andere Rücksicht.“ — Seine Ideen zu einer neuen Darstellung des Brownischen Systems, seine Abhandlungen und der noch zuletzt erschienene Anfang einer medicinischen Zeitschrift verrathen einen scharfsinnigen Kenntnißreichen Selbstdenker [1]). Zu schreiben, blos

1) Selten hat ein junger Heilkünstler das ganze Feld des Idealismus und Brownianismus so durchblickt und überschaut, als unser Liffmann. Seine Anhänglichkeit an dieses philosophische System der Arzneykunde grenzte an Schwärmerey. Das Werk, womit er sich unablässig beschäftigte, wäre eins der vollständigsten geworden; das die neuere Erregungstheorie aufzuweisen gehabt hätte; [illegible] und Lehren sind [illegible] mit einer [illegible] und

Prä-

blos um den Seckel zu füllen, dieß widerstritt schlechterdings seinen Principien. „Schreiben muß man, dieß war eines seiner Lieblingsmottos, als wenn man den Ruhm lieber leben aber, als wenn er einem gleichgültig sey!“ Sein Styl war edel, kräftig und correct; mit unter weitschweifig. Seine Bibliothek war ansehnlich und auserwählt. Kein gutes Buch, das in seine Wissenschaft einschlug, durfte ihm fehlen. Der Anblick seiner Büchersammlung war für ihn eine unschuldige Augenweide. Oefters sagte er, mit einem lächelnden Seitenblick auf die gehaltreichen Quellen des Wissens: „Hierinn bin ich Eklektiker.“ — Als er den

zweyten

Präcision vorgetragen, die man in den Schriften mehrerer neuern Aerzte, die sich mit der Theorie der Heilkunde beschäftigen, oft nur gar zu sehr vermißt. Der erste Theil des Buchs enthält die Physiologie, der zweyte den allgemeinen Theil der allgemeinen Pathogenie. Der dritte sollte den besondern Theil der allgemeinen Pathogenie, der vierte den allgemeinen Theil der besondern Pathogenie und der fünfte den besondern Theil der besondern Pathogenie enthalten. Ein System der Pathologie nach ihrem ganzen Umfange, den Grundsätzen der Erregungstheorie gemäß, hatte Lissmann bekanntlich unter der Feder.

zweyten Theil seiner Ideen herausgab, rieth ihm jemand, dieses Buch den Großen der Vaterstadt zu widmen. „Nicht doch, war seine Antwort, vor allen muß ich Schelling ein Opfer der Dankbarkeit darbringen. Er war mein Lehrer!“ — Mit Schelling, Marcus Herz, Baldinger, Trampel, Michaelis und andern berühmten Koryphäen der Literatur stand er in einem Briefwechsel, der für ihn höchst schmeichelhaft war. Als sich in Kassel ein wohldenkender Kreis junger Leute jüdischer Nation vereinigte, eine Gesellschaft der Humanität zu bilden, um ihre leidenden Mitbrüder mit ihrem eisernen Geschick zu versöhnen, ward Liffmann einstimmig zum Director gewählt. Ein unzweydeutiges Merkmal, daß auch seine Glaubensgenossen seinen Verdiensten allmählig mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließen! — Liffmann nahm den Antrag an, redigirte die Gesetze und hielt mehrere Reden voll Nachdruck und Würde. In kurzer Zeit zählte die Societät über 80 Mitglieder, so daß jährlich eine ansehnliche Summe zum Wohlthun verwendet werden konnte. Politik und manche andere interessante Bräuche des menschlichen Wissens

war

war ihm eine wahre terra incognita. Kaum wird man es glauben, daß er nicht einmal eine politische Zeitung las. „Ich liebe das Reich der Irene," sagte er, und damit wähnte er sich entschuldigt. Hierinn und in manchen andern Dingen zeigte sich eine gewisse Unbiegsamkeit, die aber sicher mehr aus Charakterfestigkeit, als aus Eigensinn entsprang. Cosmopolit war er aus der Fülle seines Herzens. Die Reize der Poesie bezauberten ihn. Ein früheres Studium der hebräischen Dichterwerke hatte ihm hohen Pathos der Gedanken und des Ausdrucks zum Bedürfniß gemacht. Ueber Religion dachte und sprach er mit dem kühnen Edelmuth eines Philosophen. Vollkommen paßten auf ihn die Verse von St. Evremond:

De justice et de charité
Beaucoup plus que de pénitence
Il compoſa ſa piété,

Nie würde er sich dem Judaismus gänzlich ergeben haben; nie sich haben bewegen lassen, die Taufe anzunehmen.

Im Sommer 1803 trat er in P. mit Mariane H., einem gebildeten liebenswürdigen Frauenzimmer, in nähere Bekanntschaft.

Ihre körperliche Anmuth im lieblichsten Einklang mit ihrem hellen Kenntnißreichen Kopfe und ihrem Charakter voll Naivetät, Sittsamkeit und Adel, rührte Liffmanns gefühlvolles Herz mit der Macht einer Zauberruthe. Er bat um ihre Liebe und Hand und — ward erhört. Als Prosaist war er weggegangen; als Dichter kehrte er wieder. Ein ununterbrochener Briefwechsel füllte nun seine Erholungsstunden aus. Jede Antwort von der Hand der Geliebten bereitete ihm ein neues Fest, an dem ich bisweilen (doch erst späterhin) Theil nahm. Die Liebe war ihm jetzt, in allem, was er sann und that, Sporn und Hebel, Mariane die Achse, um die sich alles drehte. Ihre Briefe, ich muß es gestehen, waren voll von Licht und Wärme; mehrere von ihnen hätten den Druck verdient. Kindlich freute er sich, als er eines Tages Ewalds treffliche Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin ꝛc. zu werden, bey mir kennnen lernte. Ungesäumt wurde das Werk gekauft und nach P. gesandt. Ein dichterisches Produkt, Tempel der freundschaftlichen Liebe genannt, zum Geschenk für die Einziggeliebte bestimmt, entsproßte dem

dem Boden der zauberischen mächtigsten der Leidenschaften. Sapphische Glut und orientalischer Schwung wechseln darinn mit Ossianischer Stärke und Einfalt ab. Dessen ungeachtet ist es kein Kunstwerk, das die Fackel der Kritik vorträgt; sondern die schnelle Geburt einer erhitzten Phantasie, einer liebetrunkenen Seele. Eine Vignette stellt das Heiligthum dar. Merkwürdig ist es, daß dieses schriftliche Denkmal noch kurz vor dem Anfang seiner Krankheit seine Vollendung erreichte.

Schon malte ihm Phantasie mit blühenden Farben die Zukunft; schon sah er mit unruhiger Sehnsucht dem nahen Zeitpunkt entgegen, wo ihn Talazius mit der wonnigen Braut seines Herzens auf ewig vereinigen würde, als eine plötzliche Krankheit, durch eine aus Diensteifer vernachläßigte Verkältung zugezogen, ihn auf das Siechbett warf. Sobald ich seinen Unfall erfuhr, eilte ich zu ihm hin. Es war ein Abend in der Mitte des Novembers. Er wird mir immer unvergeßlich seyn. Mit verhülltem Haupte lag Liffmann auf dem Sopha; ein heftiges hitziges Fieber brannte in allen Gliedern; klägliches Gewimmer ertönte, so oft der Kopfschmerz zunahm. Jeden etwas

freyen Augenblick benutzte er zum Reden. Er sprach mit vieler Besonnenheit und lispelte unter andern: „Ihre Gegenwart ist Balsam. Setzen Sie sich mir gegen über. — Ich schwebe in Lebensgefahr, fuhr er nach einer Pause fort, lange werd' ich nicht leiden. Eine Gehirnentzündung oder ein Nervenschlag — —". Bey diesen Worten verstummte er.

Seine Krankheit schien sich einigemal zu lindern, um mit verdoppeltem Ungestüm wieder zu kommen. Bisweilen trieb seine Imagination ein wildes Gaukelspiel, das alle lachen machte; bisweilen war er ruhig und ernst, und dissertirte über die wichtigsten Gegenstände mit rhetorischer Gewandtheit und logischer Consequenz. Gott, Mariane und seine Freunde setzten seine Ideen am meisten in Kreislauf. Seinen Tod hielt er für unausbleiblich; doch entfuhr ihm mehrmals der Wunsch, sein Leben noch einige Zeit gefristet zu sehen. Mit vollem Bewußtseyn machte er mehrere Dispositionen, die ihm beschworen werden mußten. Dahin gehörte unter andern die, daß sein „Tempel der freundschaftlichen Liebe," ein Pfand der innigsten Treue, gleich nach seinem Verscheiden seiner Geliebten mit einem letzten Lebewohl über-

überbracht werden sollte. Seine Aerzte waren der Oberhofrath Piderit und der Hofrath Hundold. Feist, zwey junge Michel und sein Friseur, Kanerin, machten sich um seine Pflege hochverdient, und achteten weder Zeit noch Strapazen, um jedem seiner Winke zuvorzukommen. Viele angesehene Christen und Juden-Familien bezeugten, nicht blos durch Worte, sondern auch durch thätige Hülfe, ihre zärtliche Theilnahme.

Indessen wurde Liffmanns Zustand täglich kritischer, seine vulkanische Phantasie, die hellodernde Flamme der Liebe, der nagende Wurm der Sorgen verzehrte ihn, und er beschloß am 30. Nov. 1803, um halb 2 Uhr des Morgens, im 31sten Jahre seines Alters, mit einer gänzlichen Erschöpfung der Kräfte, seine rühmliche Laufbahn. — Groß war der Schmerz aller derer, die ihn im Leben kannten und ihn zu würdigen verstanden. Viele drängten sich herzu und benetzten seinen skelettähnlichen Leichnam, in dessen Antlitz sich noch sokratische Ruhe und Sanftmuth spiegelte, mit Thränen der tiefsten Empfindung, und — er war ihrer werth! — Die Gelehrten-Republik verlor an ihm einen schätzbaren Schriftsteller, sein Vater-

und einen edlen Bürger, seine Nation einen Mann, auf den sie stolz seyn konnte, die Aerzte einen verträglichen, friedliebenden Gehülfen, Mariane den treusten Geliebten, seine Freunde einen biedern Freund. — Als man Kanerin eine Belohnung ertheilen wollte, schlug er sie großmüthig mit nassen Augen aus und sagte: „Was ich that, that ich aus Liebe und Achtung. So etwas lasse ich mir nicht bezahlen.“ —

Die Körperhülle des Verblichenen wurde am 1. Dec. Nachmittags zur Erde bestattet. Ein zahlreiches Gefolge, das nur durch sein Geschwätz den Eindruck stiller Trauer störte, begleitete ihn. Es war ein schöner Tag, die Sonne strahlte in ihrem winterlichen Glanze. Auch ich folgte in einiger Ferne. Eine heiße Zähre zitterte auf meiner Wange, als der Sarg verschwand. Wie gut Liffmann war, sah man daraus, daß die Besten aufs Beste, die Schlimmsten aufs Schlimmste von ihm sprachen. In Frieden ruhe er in der Wiege des zweyten Lebens und seine Grabschrift heiße:

Die Erde sey ihm leicht!

Kassel. P. F. Brede.

Imma-

Immanuel Joh. Gerhard Scheller,

Doctor der Philosophie, Rector, Professor und Bibliothekar des k. Gymnasiums zu Brieg, der gelehrten Gesellschaft zu Frankfurt an der Oder und der lateinischen zu Jena Ehren-Mitglied.

Geb. d. 22. März 1735.
Gest. d. 5. Jul. 1803.

Scheller hat es seinem lateinischen Wörterbuch und seiner lateinischen Sprachlehre zu verdanken, daß sein Name nicht blos unter den Gelehrten geehrt und berühmt ist, sondern daß er auch von jedem Schulknaben gekannt und genannt wird. Und er hat sich wirklich um die Lernenden wie um die Lehrer sehr verdient gemacht. Gäbe es daher unter uns einen Cato von der Grammatiker in der Art, wie ihn Aristophanes von Byzanz und Aristarchus in Alexandria für die klassischen Schriftsteller der Griechen festsetzten, es müßte Scheller eine Ehrenstelle in ihm zu Theil werden. Wer das gründliche Studium der alten Sprachen erleichtert und befördert, der

leistet der formalen Ausbildung des Verstandes Vorschub, ebnet den Weg zum Studium der andern Sprachen und der Wissenschaften, und giebt uns die Mittel in die Hand, die Einsichten und Muster-Werke der großen Alten zu benutzen, welche die Barbaren verachten, weil sie sie nicht kennen.

Da Schellers Verdienst in seinen Schriften liegt: so verliert das Publicum wenig, wenn es über sein Leben und seine Schicksale nicht ausführlich unterrichtet wird. Er selbst hat einen Aufsatz über sein Leben hinterlassen, der aber, bis jetzt wenigstens, nicht im Druck erschienen ist. Was über ihn von einem Collegen geschrieben worden, ist freylich höchst mager und dürftig, kann uns aber doch zum Leitfaden dienen [m]).

Scheller war zu Ihlow, einem kursächsischen Dorfe unweit der Stadt Dahme, wo sein Vater, der Verf. einer Reise nach Lappland, Prediger war, gebohren. In seinem fünften Jahre verlohr er schon seinen Vater und

m) Denkmal des Hrn. J. J. G. Schellers, von Joh. Friedr. Just. Heuser, Prof. am k. Gymnas. Brieg. 56 S. 8. mit Schellers Bildniß.

und mit ihm fast alles; denn der Mutter blieb kein anderer Schatz als — ein Häuflein von neun Kindern: dennoch war ihr der Wunsch ihres verstorbenen Gatten heilig, daß sie den jüngsten Sohn — dieß war unser Schiller — seiner Fähigkeiten wegen, studiren lassen möchte. Sie zog zuerst nach Dahme, hierauf nach Weißenfels, von dort nach Apolda im Herzogthum Weimar. Er besuchte die Schulen dieser Städte, aber der eigentliche Grund zu seiner Ausbildung wurde von dem Rector Schreegaß in Apolda gelegt; einem Mann, der, bey einem lächerlichen Cynismus in seinem Aeußern, das Griechisch- und Lateinische nach einer guten und leichten Methode lehrte, Lust und Liebe dafür einzuflößen wußte, und die Liebe und Hochachtung aller seiner Schüler, so wie Schillers besaß, der seiner noch in seinen Schriften dankbar gedenkt. Mit Wehmuth sah er sich der Leitung dieses Mannes entrissen, als seine Mutter 1747 nach Eisenberg im Herzogthum Altenburg zog, wo er das Lyceum besuchte, aber so wenig Erfolg fand, daß er eher zurück als vorwärts ging. Doch im J. 1752 noch that das Glück zu Theil, unter die Alumnen der Thomas-Schule in

Leipzig, deren Zierden damals Ernesti und Fischer waren, aufgenommen zu werden. Unter solchen Lehrern, unterstützt von den besten Hülfsmitteln der classischen Literatur, entwickelte er sich schnell und faßte bald eine entschiedne Vorliebe für die Humanioren. Am meisten wurde er durch Ernesti's Unterricht angezogen und von dessen Vertrauen und Gewogenheit belohnt.

Vom J. 1757 — 60 studirte er in Leipzig Philologie in Verbindung mit der Theologie. Sein vorzüglichster Lehrer blieb auch hier Ernesti. Höchst dürftig und drückend war seine ökonomische Lage, die er aber durch Unterricht, welchen er gab, und durch andere literarische Arbeiten erträglicher machte. Im J. 1760 schrieb er seine erste Abhandlung: de historiae antiquae utilitate. Zwey lateinische Satyren von Klotz brachten ihn dermaßen in Harnisch, daß er gegen diesen, wiewohl er sein akademischer Freund war, schrieb. Somnium, in quo, praeter caetera, Genius Seculi cum Moribus eruditorum vapulat. 1761. Natürlich, daß der ernste, trockne, solide Grammatiker dem leichten, sprudelnden Witz des

philo-

philologischen Elegant keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte.

Im J. 1761 nahm er den Ruf als Rector des Lyceums zu Lübben in der Nieder-Lausitz an, wo er zehn Jahre ein überaus thätiges Leben führte, indem er, außer seinen Amts-Stunden, täglich 9—10 Privat-Stunden gab, jährlich verschiedenemal zu predigen hatte, mehrere Programmen und seine „Anleitung, die alten lat. Schriftsteller philologisch und kritisch zu erklären und den Cicero gehörig nachzuahmen, nebst einem Anhange von einer ähnlichen Lehrart in der griech. und hebräischen Sprache." Halle 1770. Zweyte vermehrte und verbesserte Aufl. 1783, schrieb. Klotz, der seinem Freund das gegen ihn gerichtete Somnium nicht nachtrug, führte diese „Anleitung" durch eine Vorrede ins Publicum ein, und half ihn vielleicht dadurch, da sein Name damals viel galt, die gute Aufnahme vorbereiten, die sie im Publicum fand. Doch sie war schon durch sich selbst so geeigenschaftet, für jene Zeit Aufsehn zu erregen; sie verrieth den selbstdenkenden Lehrer der alten Literatur, der, dem Schlendrian entsagend, die Bahn für ein gründlicheres und weniger

ein-

einseitiges Studium der Alten brach und eine Menge fruchtbare Winke und Bemerkungen über den Geist der lat. Sprache einstreute, die gewiß zu unserm zweckmäßigern Studium der A. Literatur das ihrige beygetragen haben. Diese Schrift war es denn auch, die Schellers Namen zuerst über seinen beschränkten Wirkungs-Kreis herausführte, und die das Dresdner Ober-Consistorium veranlaßte, ihn, da eben das Rectorat an der dortigen Creuzschule erledigt worden war, zur Haltung einer Probelection nach Dresden kommen zu lassen. Mittlerweile erhielt er aber durch Zedlitz, der ebenfalls auf den denkenden Schulmann aufmerksam geworden war, 1771 den Ruf als Rector am k. Gymnasium zu Brieg, welchen er annahm.

Dieser Stelle stand er bis an sein Ende, nahe an 32 Jahre, vor. Er schränkte sich in seinen Schularbeiten auf einige wenige Fächer, meist auf das Lateinische, ein, schrieb eine Menge Programmen, die sich großentheils auf die Angelegenheiten des Schul- und Erziehungs-Wesens bezogen, und führte im Uebrigen ein stilles, eingezogenes, seinen literarischen Geschäften gewidmetes Leben. Wiewohl er als

Rector

Rector das Seinige redlich that, so ist doch wohl sein Werth als Haupt einer Schulanstalt und als Lehrer selbst nicht allzuhoch anzuschlagen; an der Gabe eines angenehmen Vortrages fehlte es ihm, und der Geist und Ueberblick, der zur Organisirung und Leitung eines umfassenden Ganzen gehört, war ihm wohl auch nicht gegeben. Man fühlte längst, daß das Gymnasium zu Brieg eine Umgestaltung bedürfe; diese wurde ihm 1792, so viel wir wissen, hauptsächlich nach einem vom Prof. Schummel entworfenen Plan gegeben, und kurz vor Schellers Tode war man mit neuen Veränderungen und Verbesserungen, die indessen nothwendig geworden waren, beschäftigt.

Desto ausgezeichneter sind seine Verdienste um das grammatische Studium der Alten, die er sich durch diejenigen Werke erwarb, welche er während der Jahre, da er in Brieg lebte, ausarbeitete. Wir haben schon bemerkt, daß er nichts weniger als Nachbeter war; er zeichnete sich vor mehrern Schülern jenes großen Mannes aus, die das von ihm Ueberkommene wie ein Heiligthum ansahen, ohne etwas davon oder hinzuzuthun, und er wagte es, zu einer

Zeit,

Zeit, wo noch das Ansehen unbedingt von Ernesti galt, in vielen Puncten andrer Meynung zu seyn, ihm in der Lehre von den consecutio temporum zu widersprechen, an dessen allgemein gepriesener clavis Ciceroniana verschiedne Ausstellungen zu machen und manche Grundsätze, nach welchen Ernesti bey der Bearbeitung der Ciceronischen Werke verfahren war, so wie dessen Verbesserungen einzelner Stellen, in Anspruch zu nehmen. Dieß geschah unter andern in Schellers observationes in scriptores quosdam. 1785. War der fesselose Geist und der Freymuth, den er hier bewies, zu loben, so fehlte er doch wenigstens in der Form, und anstatt daß er einen Mann von solcher Bedeutung, mit dem er überdem einst in so genauen Verhältnissen gestanden hatte, immer mit Achtung und Schonung hätte behandeln müssen, spielte er bey aller Gelegenheit die Rolle eines Ernesti Mastix und zog sich dadurch von vielen Seiten, auch von billigen Nicht-Ernestianern, gerechten Tadel zu, um so mehr, da auch er sich, von Partheylichkeit verleitet, in seinen Critiken über Andre, manche Versehen zu

Schul-

Schulden kommen ließ, manche einseitige Sätze annahm und in seinen Conjecturen und Erklärungen nicht immer vom guten Glück begleitet wurde.

Er hatte viel über die lateinische Sprache, ihre Art, Quellen, Ausbildung und Umwandlungen, überhaupt über alles, was sie betrifft, gedacht und geforscht; er war einer der Ersten unsrer Gelehrten, der das Vorurtheil, als wenn nur die R. Schriftsteller des sogenannten goldnen Zeitalters oder gar nur Cicero, gut Latein geschrieben hätten, zerstören half, der dem Styl und der Sprache der spätern R. Schriftsteller volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und der die Schönheit des Vortrags nicht in den einzelnen Wörtern, sondern in der Art ihres Gebrauchs und ihrer Verbindung suchte, wie er dieß vorzüglich in den Vorreden zum großen Wörterbuch ausgeführt hat. „Durch die Verbindung, sagt er hier, erhalten die Wörter die Schönheit, den Schmuck, die Anmuth, die uns entzückt.“ So viel Wahres in allen diesen Bemerkungen lag, so scheint es doch nicht geläugnet werden zu können, daß er in seinen Räsonnements über diese

Gegen-

Gegenstände manches übertrieb, oder zu allgemein und unbestimmt faßt. Auch die Wörter einzeln betrachtet, können mehr oder weniger Werth, Schönheit, Vollkommenheit haben, je nachdem sie nach der Analogie ausgeprägt sind, den Begriff, den sie bezeichnen sollen, deutlich und vollständig ausdrücken, und endlich sich durch Wohllaut auszeichnen. Wenn Schiller eifernd behauptet, daß die Wörter insgemein (ein Lieblingsausdruck von ihm) Erfindung des Pöbels sind, und daß ja auch Cicero, Cäsar ꝛc. keine andre Wörter als solche, die man zu ihrer Zeit geredet, habe gebrauchen können, weil sie sonst ausgelacht oder nicht verstanden worden wären: so bedachte er nicht, daß wenigstens ein sehr beträchtlicher Theil der Sprache, der Kunst- und wissenschaftliche, den wir mehr als die Sprache des gemeinen Lebens in Latium kennen, von den Gelehrten, und nicht von dem Pöbel, ausgebildet, und daß namentlich Cicero erst eine philosophische, zum Theil auch rhetorische Sprache nach der Analogie der Griechischen schuf. Noch mehr, der Schriftsteller braucht auch da, wo er von nichtgelehrten Gegenstän-

den

den handelt, die von dem gemeinen Haufen erfundnen oder gebrauchten Wörter nicht ohne Unterschied, sondern er wirft das platte, übelklingende, unregelmäßig gebildete, schwankende aus und nimmt blos das mit einem guten Gepräge versehene in die Buchsprache auf. Was sollen wir von Schellers lateinischen Wörterbüchern sagen? Sie sind in den Händen aller Studirenden, und werden nach Verdienst und Würdigkeit geschätzt. In ihnen hat sich Scheller dauerhafte Denkmale seines Ruhms gesetzt. Nach dem kleinen latein. Wörterbuch 1779, welches noch zweymal in verbesserter Gestalt aufgelegt wurde 1780, 1790, und an die Stelle von Cellarius Taschen-Wörterbuch trat, erschien das „Ausführliche und möglichst vollständige lateinisch-deutsche und deutsch-lateinische Lexicon, zum Behufe der Erklärung der Alten und Uebung in der lat. Sprache" zuerst 1783 in 3 Bänden, dann umgearbeitet 1788, 1789 in 4 Bänden, von welchen beyden Ausgaben auch Auszüge 1791 und 1796 herauskamen, und erst nach dem Tode des Verf. trat die dritte, zu einem vollständigern und ausführlichern Werk über

den ganzen lateinischen Sprachschatz umgeschmolzne Ausgabe in 7 Bänden ans Licht. Es war ein besondres Glück, daß das ganze Mscpt., die Vorrede nicht ausgeschlossen, schon in den Händen des Verlegers war, als der Tod den Verf. abrief. Stolz kann und muß die teutsche Nation auf ein Werk seyn, wie es keine andre in dieser Art aufzuweisen hat. Selbst die Holländer ließen eine freye Uebersetzung davon durch Ruhnkenius veranstalten, welche dieser aber mehr unter seinen Namen scheint haben besorgen zu lassen, als daß er selbst viel dafür gethan haben sollte. Daher Schelle r von dieser holländischen Bearbeitung wenig oder gar keinen Vortheil für die neueste Ausgabe seines Wörterbuchs ziehen konnte. Gleiches Glück machte Schellers „lateinische Sprachlehre" sowohl die „ausführliche," wovon die erste Ausgabe 1779, die vierte 1803 erschien, als die „kurzgefaßte," wovon die erste 1780, die dritte 1785 herauskam. Nur an der Bröderschen Sprachlehre fand sie eine Nebenbuhlerin, welche ihr in den letzten Jahren einen Abbruch zu thun schien. Endlich müssen wir noch eines

der

der ausgearbeitetesten Werke Schellers erwähnen, welches er als eine Fortsetzung und weitere Ausführung seiner „Anleitung, die alten latein. Schriftsteller zu erklären,“ angesehen wissen wollte. „Praecepta stili bene latini, in primis Ciceroniani, seu eloquentiae romanae, quatenus haec nostris temporibus in dicendo et scribendo usurpari potest.“ 2 Bde. 1778. zweyte Ausgabe 1784. dritte 1797, wovon auch ein Auszug in zwey Ausgaben erschien: Compendium praeceptorum stili bene latini. So sehr der Verf. kritischer Kenner der lateinischen Sprache, selbst seiner Muttersprache war, über welche er seine Bemerkungen in verschiednen Gelegenheitsschriften vorlegte, so schrieb er doch nicht schön. Sein lateinischer Styl war korrect, aber ohne Reiz und Leben, und sein deutscher Ausdruck hatte noch etwas von dem altväterischen Deutsch der Schule, in der er sich gebildet hatte. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften giebt Meusel und Heuser's Denkschrift.

Was sich Scheller immer gewünscht hatte, einen sanften, schnellen Tod, das ging bey ihm in Erfüllung. Nach einem Leben voll der

angestrengtesten Thätigkeit, die höchst selten durch Krankheit war unterbrochen worden, starb er den 5. Julius 1803, nach einer Krankheit einiger Tage, beweint von Allen, die er liebte und von denen er geliebt war, seiner Gattin und seinem Sohn, preuß. Reg., Conf. und Pupillen-Rath in Kalisch, dem einzig übrig gebliebenen von fünf Kindern, und von seinen übrigen Freunden und Schülern. Ein feyerliches Leichenbegängniß drückte die Gesinnungen aus, die man für ihn hegte. Er ruhe sanft von seiner Arbeit.

C. G. Lenz.

Johann

Joh. Ernst Wichmann,

Königl. Großbritannischer Leibarzt zu Hannover, Mitglied der K. Societät der Wiss. zu Göttingen und anderer gelehrten Gesellschaften,

geb. d. 10. May 1740,
gest. d. 11. Jun. 1802 m).

Noch zu gut sind mir im Andenken die ängstlichen, theilnehmenden Fragen nach Wichmanns Befinden, so lange er lebte und krank war. Noch sehe ich den Ausdruck des Schrecks

m) Das Wichtigste, was hier über Wichmann gegeben wird, ist aus der Feder des Hrn. Hofmedicus Lodemann in Hannover, der unter dem Druck der Zeitumstände sein Vorhaben, über den Verewigten zu schreiben, aufgab, und seine Materialien oder den ersten unausgebildeten Entwurf einer Denkschrift zum beliebigen Gebrauch für den Nekrolog überliess, von dessen Herausgeber er um Beyträge zu Wichmanns Biographie war ersucht worden. Der Zugabe vermischter Bemerkungen hat man auch einige Worte des Andenkens über Wichmanns verstorbene Gattin und seinen Bruder, den Prediger in Celle, eingewebt, wie sie dem Verf. sein Gefühl und sein Herz eingaben.

und inniger Trauer, mit der man die Nachricht von seinem Tode empfing, die man Einigen selbst verheelen mußte. Auch bürgt der hier geäußerte Wunsch, das Nähere von seinem Leben zu erfahren, so wie die auswärtigen Anfragen, dafür, daß Wichmann ein Gegenstand des Publikums sey, für den es sich lebhaft interessirt, von dem es sich gerne werde unterhalten lassen.

Vielleicht sollte ich es einer andern Feder überlassen, die bey mehrerer Geübtheit in dieser Art von Zeichnung die einzelnen Züge mehr getrennt und schärfer dargestellt hätte. Allein Wichmann war keiner von den selbstgefälligen Schwätzern, die viel von sich selbst reden und erzählen. Daher wissen Wenige, die vielleicht seinen Werth unpartheyischer und kritischer beleuchtet haben würden, als ich es kann, den Zusammenhang seines Schicksals, die Motive seiner Handlungen so gut als ich, dem ein fast täglicher Umgang und andere Verhältnisse den nähern Weg zu seinem Herzen und zu seinen Reminiscenzen gestatteten, ob ich gleich selbst beklagen muß, viel weniger unterrichtet zu seyn, als ich es wünsche, weil die Unterhaltung mit ihm so schwer fiel. Indessen hoffe

ich,

ich, wird man das Gemälde, das ich von ihm gebe, treu genug finden, um das theure Original, das wir leider entbehren müssen, darinn wieder zu erkennen. Die Rücksicht, daß ich von einem nahen Verwandten reden muß, dem ich unendlich große Verbindlichkeiten habe, soll meine Feder weder von der Aufzeichnung seiner Vorzüge, noch seiner Schwächen abhalten.

Winckelmann war der Sohn des Hof-Chirurgus Winckelmann in Hannover und im J. 1740 geboren. Seine Mutter, die Tochter des Superintendenten Lodemann zu Osterode, war äußerst gesund, und eine Frau von dem besten, wohlwollendsten Herzen, die auf die körperliche Erziehung ihrer Kinder, und namentlich ihres Ernst, alle Sorgfalt angewandt haben wird, durch die jedoch die von dem Vater angeerbte zärtlichere Constitution vielleicht nur noch mehr verzärtelt worden ist, wozu der spät anhaltende strenge Winter des Jahrs, in welchem unser Winckelmann geboren ward, noch besondere Veranlassung in Rücksicht seiner dargeboten haben mag. Gewiß ist es, daß er von seiner frühesten Jugend an eine delikate Gesundheit hatte. Vielleicht war es

mehr hierinn als in andern psychologischen Ursachen gegründet, daß er früh einen entschiedenen Hang zu stillen ungestörten Vergnügungen und Widerwillen gegen die rauschenden Spiele seiner Gespielen äußerte, von ihnen sich fort zu seinen Büchern oder zur Einsammlung und Anordnung seiner kleinen Naturaliensammlung schlich.

Vater und Mutter freuten sich des Ernsts ihres Sohnes, und ahneten von jeher, daß er einmal ein großer Mann werden würde. Fleiß, Wißbegierde und Skepsis zeichneten ihn wirklich schon früh aus. Leider hatten seine Aeltern keinen Begriff von planmäßiger Entwickelung der Geisteskräfte, sondern hofften getrost, nach dem damals herrschenden Schlendrian: alles werde sich von selbst finden. — So ward Wichmann nach väterlicher Weise auf die lateinische Schule seiner Vaterstadt geschickt, wo er indessen höher nicht, als in Tertiam hinaufrückte. Dann nahm sein Vater einen eigenen Lehrer ins Haus, und selbst von wissenschaftlicher Bildung entblößt, mochte er glauben, nun für alles gesorgt zu haben, da doch in der That nichts geschehen war, indem der Lehrer ein unwissender träger Mann war.

Ein

Ein Magister Schmidt, der damals in Hannover lebte, unternahm es dann, die Lücken in seinem Unterrichte auszufüllen. Durch diesen lernte er gründlich Latein. So vorbereitet wurde er von seinem Vater nach Bremen geschickt, wo ihm sein Aufenthalt auf dem Lyceum, welches damals wegen gründlichen Sprachunterrichts berühmt war, ferner sehr nützlich gewesen seyn wird.

Seine Bestimmung war vom Anfange an, die Medicin zu studiren. Nur kurze Zeit scheint sein Vater die Absicht gehabt zu haben, einen Chirurgus oder vielmehr Feldscheerer aus ihm zu bilden, da er ihn einmal anhielt, auf dem Waisenhause in Hannover die Bärte der alten Fröbener zu kappen und das Aderlassen zu lernen.

Nachdem er die Schule verlassen, machte er 1758 eine Excursion zum Kriegshospital bey Meurs, wo er doch nicht über einige Monate blieb, weil ihm das tumultuarische Leben das selbst nicht gefiel. Zu Ostern 1759 ging er nach Göttingen. Hier studirte er unter Brendel, Rudolph Vogel und Röderer mit großem Fleiße. Leider aber traf der siebenjährige Krieg in diese Periode, der, wie alle

seine Brüder, den Musen nicht hold war, oft Ferien veranlaßte, und nur ein rhapsodisches tumultuarisches Studium möglich machte. So klagte er besonders über den Abgang des anatomischen Unterrichts, den er mittelst seines eisernen Fleißes durch Bücher und Kupfer zu ersetzen suchte. Rudolph Vogel war es besonders, an den er sich hielt, obgleich Wagslers Freundschaft ihn zu Röderer hätte ziehen können. Wrisberg und Richter waren seine Freunde und wetteiferten mit ihm im Studiren a). Im J. 1762 nahm er die medicinische Doctorwürde an. Seine Inauguraldissertation b), die er selbst verfertigt, unter Vogels Vorsitze vertheidigte, erweckte schon eine gute Erwartung von ihm. Eine andere, die über denselben Gegenstand zu Bützow erschien, stand ihr, nach Vogels Zeugnisse, weit nach.

Nach geendigten Universitätsjahren kam er krank nach Hannover zurück, wo er einen Sommer zubrachte, und dann im Herbst 1763 nach

a) In der Balhornschen Schrift wird auch der berühmte Hensler als sein akademischer Freund genannt.

b) de venenis.

nach Paris reiſete, wo auch ſein Vater ein Jahr lang geweſen war. Er genoß dabey, wie dieſer, der Unterſtützung der Regierung. Indeß war er mit Paris in Beziehung auf den Zweck ſeines dortigen Aufenthalts, nicht ſonderlich zufrieden. Zwar fand er hier für den Unterricht in der Chirurgie gut geſorgt, hingegen für die übrige Arzneywiſſenſchaft, der er ſich faſt ausſchließlich widmete, war hier wenig zu gewinnen.

Er ſparte daher ſo viel er nur immer konnte, um von hier nach London gehen zu können. Hier kam er im Frühjahr 1764 an, und fand reichliche Nahrung für ſeine Wißbegierde. Die großen Hoſpitäler boten ihm hinlängliche Gelegenheit dar, mit dem praktiſchen Geiſte der engliſchen Arzneykunde vertraut zu werden, und was ihm etwa ſo noch entging, das erſetzte der Umgang mit Gelehrten ſeines Fachs — unter denen Pringle vorzüglich genannt zu werden verdient, mit dem er eine wahre Freundſchaft knüpfte, die beyde durch fernern Briefwechſel unterhielten. Der Hannöveriſche Miniſter von Behr in London ſchenkte ihm ſein Wohlwollen auf eine recht auffallende und ihm ſehr nützliche Weiſe. Nicht nur empfahl

er

er ihn zuerst an Pringle, und verschaffte ihm den Eintritt in ein und das andere Hospital, sondern, als Wichmann sein Geld aufgezehrt hatte, und nun wehmüthig kam, sich bey dem Minister zu beurlauben, bestellte ihn dieser auf den andern Tag wieder zu sich und legte ihm, da er kam, die unerwartete Alternative vor: ob er wieder als Hofmedicus sogleich zurückkehren, oder 100 Thaler empfangen wolle, um länger in London bleiben zu können. Wichmann wählte aus Liebe zur Wissenschaft ohne Bedenken das Letzte. — Ein Schritt, den er wohl Ursache gehabt hätte, zu bedauren, wenn seine Kunst ihm nicht über alles gegangen wäre; denn, nun ward er früher nicht, als 1767 zum Hofmedicus befördert, und zwar ohne Gehalt zu bekommen. Eben so unerwartet überraschte ihn einst die Gewogenheit des Ministers auf eine andere Weise. Dieser, welcher ihn öfters zur Tafel lud, mochte mit der Garderobe seines Gastes nicht ganz zufrieden seyn, der auf Kleider nicht viel aufzuwenden hatte. Einstmals erschien unerwartet ein Schneider, nöthigte den befremdeten Wichmann, Tuch zum Kleide auszuwählen, und brachte es ihm fertig wieder, ohne

sagen

sagen zu wollen oder zu können, auf wessen Befehl. Wichmann errieth indessen seinen Gönner richtig und stattete dem Minister seinen Dank ab, der ihn auch annahm.

In England selbst legte er den Grund zu seiner Hochachtung für die englische Medicin, die er bis an das Ende seines Lebens beybehalten hat, so wie er dagegen nie einige Achtung für die französischen Praktiker hat fassen können.

Gegen das Ende des Jahrs 1764 kehrte er über Holland nach Hannover zurück, wo er sich nun fixirte, und seine eigentlich praktische Laufbahn begann.

Sein Vater war bereits 1762 gestorben. Er nahm nun seine Mutter und Schwester zu sich und lebte anfangs sehr eingeschränkt, wie es sich erwarten läßt, da Werlhofs Glanz damals jeden andern Arzt in Schatten setzte.

Des Ministers von Behr Empfehlungen, ließen ihn indessen vom Anfange nicht unbemerkt, wofür er selbst auch durch einige gehaltreiche Aufsätze im Hannöversch. Magazin, und durch gutgerathene Uebersetzungen einiger vorzüglichen Englischen Schriften von Monro sorgte, und Werlhof gab ihm mannichfalti-

ge

ge Beweise seiner Achtung und Freundschaft. Da ihm bald die Sorge für die armen Stadt-Kranken und für das Waisenhaus übertragen wurde: so hatte er zugleich Gelegenheit, seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er that dieses mit der ihm eigenen Energie so sehr, daß bald auch Kranke von Bedeutung sich an ihn wendeten, und als nun vollends Werlhof 1767 starb, vermehrte sich sein Wirkungskreis so wie sein Ruf ausnehmend. Noch in demselben Jahre ward er Hofmedicus. Um das Jahr 1769 kränkelte Wichmann, warf zuweilen Blut auf, wenn er, um Kranke auf dem Lande zu sehen, zu Pferde sich erhitzt hatte, und hielt sich selbst damals schon für einen Candidaten der Lungensucht. Im Jahr 1770 erhielt er von der Regierung den Auftrag, die im Celle'schen ausgebrochene Kribbelskrankheit an Ort und Stelle zu untersuchen, die er nicht sowohl dem Mutterkorne als dem überhaupt verdorbenen Roggen, und dem daraus gebackenen unverdaulichen Brodt beymaß. (Siehe seinen lehrreichen Beytrag zur Geschichte der Kribbelkrankheit. 1770. Vermischte Schriften, 1799.) Im J. 1775 gab er Werlhofs Werke heraus, wodurch er vorzüglich

aus-

auswärts zuerst bekannt wurde. Späterhin 1782 besorgte er eben diesem verehrten Lehrer und Freunde ein marmornes Denkmahl, welches, durch verschiedene Beyträge, auf dem Neustädter Kirchhofe errichtet wurde.

Im J. 1778 heyrathete er. Seine Gattin, ein Ideal häuslicher Tugend, die jüngste Tochter des zu Blumenau verstorbenen Oberamtmann Meyer, war lange Zeit eine seiner merkwürdigsten Kranken gewesen, deren Wiederherstellung als ein Triumph seiner Geschicklichkeit, so wie das Geschenk ihrer Hand, als die angemessenste Belohnung seiner treuen Sorgfalt für sie, betrachtet werden konnte. Leider verbitterte oft wiederkehrende Kränklichkeit derselben, so wie der frühzeitige Tod mehrerer Kinder, das Glück des seltnen Ehebundes. Um das Jahr 1780 fing der Horizont unsers Wichmanns von einer andern Seite an sich zu trüben. Er ward harthörig, erst auf einem Ohr, dann auf beyden, so daß er zuletzt nur mühsam durch eine Cornette hören konnte. Welch ein Hinderniß bey seinen Geschäften! Wie groß muß das Zutrauen des Publikums seyn, das dadurch nicht abgeschreckt

wurde,

wurde, ihn um Rath zu fragen? Gleichwohl sind auch Beyspiele der letztern Zeit bekannt, wo dieses Hinderniß ihn von alten sehr verpflichteten Bekannten trennte. Ueberhaupt hatte dieser Umstand einen großen Einfluß auf Wichmanns späteres Leben. Er, der sonst sehr gesellig, munter und launig in Gesellschaften gewesen war, fühlte sich nun in der Gesellschaft einsam, und nicht an seinem Platze.

Das Kartenspiel ward ihm dadurch eine fast unentbehrliche Zuflucht und eine nothwendige Zerstreuung. Zwar liebte er von jeher das L'hombre-Spiel, aber nicht, wie in einer Streitschrift gegen ihn angedeutet wird, auf Kosten seiner Kranken, nie länger als ein paar Stunden und nicht täglich. Er spielte gerne hoch, aber mehr um dem Spiel Interesse zu geben, als zu gewinnen. Er spielte mit der größten Gemüthsruhe, aber gut.

Von dem Argwohn, der tauben Menschen beyzuwohnen pflegt, zeigten sich bey ihm keine Spuren, welches um so mehr zu bewundern ist, da er von Natur äußerst reizbar und empfindlich war, leicht gekränkt oder beleidigt seyn konnte, wobey er aber niemals heftig oder ungestittet reagirte, wohl aber schneidend und sarkastisch.

kastisch. 1782 starb seine Mutter, die bis dahin unzertrennlich bey ihm gelebt hatte.

Ob er gleich neben Zimmermann stand, der in manchem Betracht eine glänzendere Rolle spielte, weil in die Wagschale seiner Verdienste außer dem Arzte auch besonders der schöne Geist, und der National-Schriftsteller gelegt wurde: so hatte er doch als Arzt unstreitig einen größern Würkungskreis. Der Prinz Carl von Mecklenburg (jetziger Herzog), die Minister, und der größte Theil des Adels und des Mittelstandes suchten seinen Rath, indessen vorzüglich der sentimental und genialisch seyn wollende Theil des Publikums sich mehr an Zimmermann hielt.

Zimmermann und Wichmann achteten einander gegenseitig hoch. Letzterer verehrte im Ersten das Genie, vermißte aber in ihm die gänzlich praktische Application, und die auf strenge Beobachtung gegründete Erfahrung, deren er sich bewußt war, und wovon Ersterer theoretisch schön geschrieben hatte. Zimmermann wollte Wichmann sich nicht gleich geachtet wissen, doch trauete er seinem Beobachtungsgeiste sehr viel. Wichmanns Empfindlichkeit wurde von Zimmermann zu

weilen mit Galle bestraft. Freunde waren sie nie, aber sie lebten höflich neben einander. Wichmann rief nie Zimmermann zu Kranken seines Hauses, wohl aber umgekehrt Zimmermann, wie er denn in seiner letzten Krankheit sich selbst ihm anvertraute.

Einer Ligue, die ein College bey Zimmermanns Ankunft, gegen diesen stiften wollte, versagte Wichmann ernsthaft und mit Unwillen seinen Beytritt, wie überhaupt Intrigue und Cabale ihm verhaßt war.

Nie suchte er dem Fortkommen Anderer Hindernisse in den Weg zu legen, vielmehr beförderte er gerne, zumal junge Leute, bey denen er Talent und Zutrauen fand.

Dummköpfe ignorirte er mehr, als er sie perhorrescirte.

Ueberhaupt war er als College äußerst verträglich, und in den äußern Formen schonend, ohne doch seiner Meynung etwas zu vergeben, welches seine Festigkeit nicht litt, die wohl Niemand mehr besessen hatte, als er.

Dahin gehört seine Beharrlichkeit bey dem einmal entworfenen Curplan, und bey den verordneten Mitteln, worinn er zuweilen zu weit ging. So war ihm z. B. Einfachheit im Plan

und

und in den Mitteln ein groſses Gesetz; dabey verschmähete er aber zu sehr, auf die Eigenheiten seiner Kranken, und auf die Erleichterung der Symptome Rücksicht zu nehmen.

Schätzbar ward er aber eben dadurch als Führer junger Aerzte, am Krankenbette, die er nicht an den kleinen Krieg, sondern daran gewöhnte, dem Feinde gerade auf den Leib zu gehen, den er möglichst diagnostisch genau bestimmt ihnen darstellte, und nach der Fülle eigner und aus den Schriften der Praktiker geschöpfter Erfahrung sie bekämpfen lehrte.

Weniger lehrreich ward er durch pathologische Erklärungen, weil er keiner Theorie, keinem Systeme huldigte. Auf genaue Beobachtung und Analogie gestützte Empirie war der Charakter seines ärztlichen Handelns.

Genaue vorurtheilsfreye Beobachtung macht auch den Werth seiner Schriften aus, deren vorzüglichste seine Ideen zur Diagnostik ist, die richtiger Beyträge zur Diagnostik heiſsen sollte, indem sie nicht das Wesen und die Gesetze der Diagnostik entwickelt, sondern vielmehr ihre Anwendung in Beyspielen zeigt.

Philosophische Erhebung auf einen gemeinschaftlichen Standpunkt, von dem das Ganze übersehen und erklärt werden konnte, war nicht so sehr seine Sache, als kritische Musterung des Details.

Etwas allgemein Gültiges leicht anzunehmen hinderte ihm sein Skepticismus, daher eine Abneigung gegen die neue philosophische Behandlung der Arzneykunst. Desto fester hielt er an dem Einzelnen, was er auf dem Probirstein der Erfahrung geprüft hatte; z. B. die Milbentheorie bey der Krätze.

Erfahrung ging ihm über alles; daher war er mißtrauisch gegen neuempfohlne Mittel, bis jene für sie entschieden hatte. Wo aber jene dafür glaubhaft sprach, da war er nicht der Letzte, der sie gebrauchte und empfahl. Die Inoculation der Menschenpocken half er aus allen Kräften empfehlen, wie nachmals die Vaccination.

Wenn er gleich nicht jedes Mittel augenblicklich aufgriff, wie es empfohlen ward: so verfolgte er doch die Geschichte desselben sehr sorgsam, las alles darüber, erkundigte sich in Briefen; kurz, er hielt immer Schritt mit der

der Vervollkommnung seiner Kunst, so weit sie praktisch betrieben wurde.

Allgemeine Theorien, wie gesagt, zogen ihn nicht an, so wie er Feind von allen Subtilitäten war, die über die Erfahrungen hinausgingen.

In einer Rezension in der A. L. Zeit. von Browns System, wagte er vorherzusagen, in wenigen Jahren würde nicht mehr die Rede davon seyn p). Er hatte hier Recht und Unrecht zugleich. Im Grunde kannte er dieses System doch nicht ganz.

Als Mensch war er ein sehr warmer Patriot, ein zärtlicher treuer Gatte, ein liebevoller Vater, ein warmer Freund, eine mitleidige Stütze der Armen, alles ohne Geräusch und Affectation, aus Herzensgrund.

Ehrgeitz war ihm nicht fremd, jedoch hatte er nur wenig von der Eitelkeit, die einem Mann, der blos durch eigene Kraft sich Celebrität verschafft hatte, in dem Maaße, höchst verzeihlich war,

Eigennutz kannte er nicht. Die thätige Erkenntlichkeit eines unbemittelten Clienten,

p) Doch wohl A. L. Z. 1795. N. 274. 275?

verursachte ihm oftmals Verlegenheit, wenn er nicht wagte, sie abzulehnen.

Undank konnte ihn heftig ärgern, wie überhaupt alle Indiscretion gegen seine Person.

Gereizt konnte er sehr bitter seyn, doch führte ihn der Unwille nie über die Gränzen der Moralität. Bey einigen ironischen sarkastischen Bemerkungen ließ er es gerne bewenden. Damit ist aber nicht gesagt, daß er sogleich auf der Stelle verzieh. Je nachdem die Beleidigung war, konnte er lange das Andenken davon bewahren, und wer einmal sein Vertrauen verscherzt hatte, gewann es nicht leicht wieder. Nie hat er eine einzige Gelehrte Fehde unterhalten, obgleich er einigemal angegriffen worden. Betraf der Widerspruch gelehrte Gegenstände, z. B. seine Erklärung über die Krätze, wogegen eigne Schriften erschienen, oder das Zahnen der Kinder: so vertheidigte oder erläuterte er seine Meynung gelegentlich in seinen spätern Schriften; war aber sein Charakter angegriffen (wie in dem Streit über Zimmermann und Marcard): so überließ er es dem Publikum, ihn zu richten, je nachdem es ihn kannte, was wohl ein gutes Gewissen voraussetzt. Ohnerachtet er viel

recen-

recenſirt hat, ſowohl in der Allgem. deutſch. Bibl. als in der A. L. Zeit. hat er nie eine Anticritik erhalten.

Ueber ſein religiöſes Syſtem hat er ſich nie geäußert, ſo wenig wie über metaphyſiſche Gegenſtände. Er wich hier abſichtlich aus, wenn man ihn darauf führen wollte, wie er denn überhaupt zurückhaltend mit ſeinen Meynungen war, und nicht gerne diſputirte.

Doch traf dies nicht ſein ärztliches Wiſſen, das er jedem gerne mittheilte. Nichts iſt daher unwahrer, als daß er ein Arcanum gegen den Bandwurm beſeſſen, und mit ins Grab genommen habe. Alles Nützliche betrachtete er als ein Gemeingut.

Seine Geſundheit, die nie ſtark geweſen war, fing ſeit 1790 merklich an, ſchwächer zu werden. Außer dem immer zunehmenden Gehörmangel, fühlte er Abnahme der Kräfte, und fing an mehr oder weniger anhaltend zu huſten. Eine Reiſe ins Carlsbad, die er in dieſem Jahre unternahm, blieb fruchtlos für ihn. Seit 1793 bekam er im Frühjahr öfters catarrhaliſche Fieber, die ſeine Bruſt ſtark angriffen, und ihn immer mehr entkräfteten, und endlich einen anhaltenden Huſten mit ſtarkem Auswurf zurückließen. Die

lange schmerzhafte Krankheit seines ältesten hoffnungsvollen Sohnes August, der endlich 1796 starb, und das oft wiederkehrende Leiden seiner geliebten Gattin, das immer nur der Zeit, und fast nie den Mitteln des mitleidenden Arztes wich; untergruben immer mehr seine Zufriedenheit, wie seine Gesundheit; und als nun vollends eine nicht mehr erwartete Schwangerschaft, zugleich mit der Entbindung plötzlich den 20. April 1799 den Tod seiner Gattin herbeyführte, da galt ihm das Leben nichts mehr. Man kann sagen, daß er seitdem nie wieder heiter ward. Oft und viel flossen im Verborgenen seine Thränen um die Unvergeßliche, die trotz ihrer Schwächlichkeit stets wie ein Schutz- und Bundes-Engel in sein Leben eingewirkt hatte. Er weinte, kann man im eigentlichen Sinn sagen, sich die Augen aus; denn bald nach dem Tode seiner Frau, erblindete das linke Auge vom grauen Staar, und wer weis, wie es mit dem andern geworden wäre, vor dem schon fixe Punkte schwebten, wenn er länger gelebt hätte? Unerachtet der zunehmenden Abnahme seiner Kräfte und der trüben Stimmung seiner Seele, blieb er dennoch immer thätig bis an sein Ende. Nicht nur besuchte er, bis er sich auf das Ster-

bebette

bebette legte, regelmäßig seine Kranke, sondern arbeitete auch noch den dritten Theil seiner Diagnostik vollständig aus, dessen Abdruck gerade vor seiner letzten Krankheit beendigt ward. Daß ihm seine Geschäfte mehrentheils herzlich sauer in der letzten Zeit werden mußten, leuchtet von selbst ein; und wenn gleich die Sorge für seine Kinder, ihm die Pflicht aufzulegen schien, sein Leben fristen zu müssen: so war doch bey der Beschwerde, die er fühlte, und bey der traurigen Aussicht, die er selbst unterhielt, wie des Gehörs, so auch vielleicht bald seines Gesichts völlig beraubt zu werden, der Wunsch verzeihlich, der Lebensbürde entledigt zu werden.

Weit entfernt über die Symptome des nahenden Todes, die sich früh im Jahr 1802 durch ein fast unmerkliches Abendfieber ankündigten, zu erschrecken, benutzte er vielmehr unerschrocken diese Signale der nahenden Erlösung, um alles in Ordnung zu bringen, Gelder, z. B., die er in den Englischen Foyds hatte, herauszuziehen, die Vormundschaft seiner Kinder zu realisiren u. s. w. Ja selbst in dieser Zeit arbeitete er noch die kleine anonyme Schrift: Pächter Jobst vom Branntwein aus, worinn er Hrn. Geh. Rath Hufeland

felands zu weit ausgedehnte Behauptungen (wie es ihm schien), einzuschränken suchte.

Als ihn endlich im April 1802 ein bestimmter Fieberanfall ergriff, da legte er sich, als er von seinen Kranken zurückkehrte, in der gewissen Ueberzeugung zu Bette, daß er es nun nicht wieder verlassen würde.

Kaum konnte ich ihn überreden, einige Arzney zu nehmen. Er litt es indessen, daß ich für ihm verordnete, und mehrere Wochen fuhr er ohne weitern Widerspruch damit fort. Endlich aber glaubte er der Sache genug gethan zu haben, und er bat nun dringend, ihn damit zu verschonen. Freylich hatte ich keine grössere Hoffnung eines glücklichen Erfolgs als er selbst; aber wer kann es mir verargen, daß ich den geliebten Freund, der mir wie ein Vater über alles theuer war, auf alle Weise festzuhalten suchte? Ich hoffte neue Folgsamkeit von ihm, wenn sein würdiger College, der verdienstvolle Leibmedicus Lentin seine Bitten mit den meinigen verbände, und wirklich erhielt ich die Erlaubniß, ihn zu ihm führen zu dürfen. Vereinigt boten wir nun alles auf, den resignirten Flüchtling aufzuhalten, aber seine Kräfte schwanden, wie seine Eßlust immer

mer mehr, und der 11te Jun. 1802 befreyete ihn von allen fernern Leiden. —

Wie richtig läßt sich auf ihn anwenden: Ist das Leben köstlich, so ist es Mühe und Arbeit!

Niemand kann sich vielleicht mehr rühmen, den Zweck eines ehrliebenden Fleißes erreicht zu haben, als Wichmann. In einer wenig bekannten Familie gebohren, arbeitete er sich zu der ersten Stelle seines Fachs in seinem Vaterlande empor, genoß der Achtung seines Publikums, wie des Auslandes, in einem vorzüglichen Grade, und hinterließ seiner Familie ein nicht unbedeutendes Vermögen. — Aber es ist ihm nicht leicht geworden. Nichts bot sich ihm dar, alles mußte er mühsam erringen.

Er war 23 Jahre Hofmedicus, und der Arzt der ersten Stände, ohne irgend einen Gehalt zu bekommen. Als ihm endlich 1790 der Landgraf von Hessen-Cassel das ehrenvolle Anerbieten that, ihn zum Hofrath ernennen zu wollen, und er unter der Hand die Erlaubniß nachsuchte, diesen Titel annehmen zu dürfen, so ward er zum zweyten Leibmedicus mit Gehalt ernannt. So diente er bis zu Zimmermanns Tode. Es konnte mit Recht

wohl

wohl nicht die Frage davon seyn, ob er an seine Stelle eintreten solle! Indessen blieb die Resolution doch lange aus, nicht ohne Kränkung für ihn — die wahrscheinlich an einer schweren Krankheit, welche er um diese Zeit erlitt, großen Antheil hatte. Es ward auch hier deutlich, daß eine Parthey gegen ihn arbeitete, und ihn mehr nach höfischer Politik, als nach Erkenntlichkeit und nach Verdienst behandelte.

Diese zwiefache Stimmung gab sich noch deutlicher zu erkennen, als er in der Person des Leibmedicus Lentin einen in allem Betracht würdigen Collegen bekam. Ohne daß dieser es wünschte oder veranlaßte, ward von einer Parthey für ihn gegen Wichmann gewirkt. Viele von des Letztern Freunden, die ihm große Verpflichtungen hatten, wurden von ihm losgerissen, deren Mehrere aber, weil sie ihr Unrecht erkannten, wieder zu ihm zurückkehrten. — Es war dies eine trübe Periode unsers Wichmanns, die er aber ehrenvoll zurücklegte, auch in sofern, daß er mit der unschuldigen Veranlassung seines Kummers, mit seinem Collegen stets im freundschaftlichen Vernehmen blieb.

Gewiß

Gewiß ist es übrigens, daß ihn nichts so sehr kränkte, als wenn ihm das Vertrauen entzogen ward, besonders von denen, die langjährige und vielfache Beweise seiner großen Aufmerksamkeit und seiner Geschicklichkeit erhalten hatten. Fast jedesmal hatte ein Vorfall der Art, eine Krankheit bey ihm zur Folge, und selbst sein letztes Krankenlager ist wahrscheinlich dadurch schneller herbeygeführet worden.

Wichmann verdient als Arzt große Hochachtung und stete Erwähnung in der Geschichte der Kunst; denn wenn gleich die allgemeine Erkenntniß und Behandlung der Krankheiten wenig durch ihn gewonnen hat, weil er kein System hatte, und fast alle Fälle rhapsodisch und empirisch behandelte, so verdankt ihm doch die specielle Pathologie und Therapie desto mehr, indem er mehrere wichtige Krankheiten, die man bis dahin leicht verwechselt hatte, genau unterscheiden lehrte; das zu allgemein angenommene Daseyn anderer Uebel, z. B. das schwere Zahnen der Kinder, bestritt und einschränkte, und von andern, z. B. von der Krätze, die Aetiologie berichtigte, welches alles auf die praktische Behandlung den größten und wohlthätigsten Einfluß haben muß, so daß jetzt

ein

ein Bader und Dorfbarbierer, der zufällig Wichmanns Schriften gelesen hat, im Stande ist, manche Fälle leicht und glücklich zu behandeln, an denen ehedem Boerhave's und Werlhofs Kunst gescheitert war.

Ein großes Verdienst war ferner bey ihm die große Einfachheit, mit der er seine Kranken behandelte. Am liebsten war es ihm, wenn er mit einem einzigen Mittel ausreichen konnte. Dieses aber wandte er beharrlich und nachdrücklich an, worüber oft andere Aerzte erstaunten. So gab er z. B. von der Ammoniakmilch selten unter zwey Eßlöffel voll, gewöhnlich alle 3 Stunden. Vom Aconitextract, vom Bilsenkrautextract, vom magisterio bismuthi ungewöhnlich große Gaben. Für das Opium hatte er großen Respect, gab es selten und in kleinen Dosen, besonders Kindern. China und Rhabarber brauchte er sehr viel, ersteres fast in allen anhaltenden Fiebern, sobald sich nur die Remissionen anfingen deutlich zu zeigen; so auch in hektischen Fiebern, mit und ohne Eyterung.

Die meisten Krankheiten leitete er von der Witterung, namentlich von gestörter Ausdünstung, und vom Genuß schädlicher Speisen

und

und Getränke, oder vom Uebermaaß derſelben her. Daher brauchte er viel, und zumal im Anfang der Krankheiten und bey Kindern, ausleerende Mittel, denen er jedoch bald ſtärkende folgen ließ, wie er denn überhaupt auf die Erhaltung der Kräfte ſtets möglichſte Rückſicht nahm. Dem ehemaligen Auflöſungs-Syſtem war er nicht ſehr gewogen. Von gaſtriſchen Unreinigkeiten in den ſogenannten zweyten Wegen, und den darauf gebaueten Infarctus Träumereyen, wollte er nichts wiſſen. Doch verhinderte ihn dies nicht, oft und anhaltend Clyſtire nach Kämpf's Manier anwenden zu laſſen, weil Beobachtung ihn lehrte, daß näher liegende Unordnungen des Darmkanals in manchen Fällen ſicher dadurch gehoben werden können. Ohne Humoral-Pathologe zu ſeyn, nahm er doch in manchen Fällen eine Neigung des Bluts zur Fäulniß an, wogegen er mit großem Vertrauen mineraliſche Säuren, beſonders das Acidum Vitrioli in ſtarken Gaben verordnete. Beſonders war dies der Fall beym morbo maculoſo haemorrhagico Werlhofii, bey Fleckfiebern, bey manchen Gallenfiebern, und bey ſchwarzen Blattern.

Bey

Bey den sogenannten Nervenfiebern verließ er sich hauptsächlich auf China, Campher, und, wenn heftige Nervenzufälle hinzukamen, auf Moschus.

Wie alle gute Aerzte, war er vorzüglich streng in seinen diätetischen Vorschriften, die er im größtmöglichsten Detail zu ertheilen pflegte. Oft ward er daher den Kranken, die kein gutes Gewissen hatten, durch seine Strafpredigten fürchterlich. Oefftere Erfahrungen hatten ihn mißtrauisch in dieser Hinsicht gemacht, so daß er trotz aller Gegenversicherung sich oft nicht ausreden ließ, es sey gebratener Aal gegessen, oder zu viel Rheinwein getrunken, wenn es auch nicht der Fall war. Aber er kannte seine Leute. Er selbst gab ein vortreffliches Muster der Enthaltsamkeit, ohne welche er schwerlich so lange seinen schwachen Körper erhalten hätte. Die Einreden seiner Kranken gegen Mittel und Diät, wenn sie nicht wesentlich gegründet waren, fanden wenig Gehör bey ihm. Die Krankheit zu heilen hielt er für wichtiger, als den Gaumen zu kitzeln. Auf die Erleichterung nahm er oft zu wenig Rücksicht.

Er

Er war im höchsten Grade unverdrossen, wo er seine Mühe nothwendig fand; versagte nicht, die Nacht zu kommen, besuchte unaufgefordert bedenkliche Kranke oft sehr spät und sehr früh am Tage, und blieb Stundenlang, wenn die Beobachtung es forderte. Desto nachdrücklicher aber wehrte er sich gegen die Anmaßungen derer, die ihn nach Launen behandeln wollten. Die Aeußerungen seiner Empfindlichkeit wurden dann von denen, die sie trafen, wohl Sarkasmen genannt.

Als Gelehrter konnte Wichmann auf keinen außerordentlich großen Umfang von Kenntnissen Anspruch machen. Er war praktischer Arzt, und als solcher sah er sich vornehmlich nach dem um, was ihm nützen konnte. Ausgebreitet war daher seine Bekanntschaft mit der Literatur des praktischen Fachs. Nicht leicht entging ihm hier ein wichtiges Buch, das er nicht entweder aus eigner Ansicht, oder wenigstens aus Recensionen gekannt und nach den ausgehobenen wichtigen Momenten benutzt hätte. Außer seiner Muttersprache und Latein verstand und sprach er Englisch und Französisch sehr gut und fertig. — Wenn er eine interessante Beobachtung oder Notiz fand, excerpirte

er sie, und ordnete sie nach den Rubriken, nach denen er seine eignen Beobachtungen geordnet und gesammelt hat.

Auf die Engländer hielt er viel, und ließ oft mit großen Kosten ihre Schriften kommen. Mit den Franzosen war dieß nicht der Fall. Die Alten im eigentlichen Sinn studirte er eben nicht, weil er ihre Beobachtungen unzuverläßig oder dunkel fand. Aber Sydenham, Morton, de Haen, Stoll, Grant und viele Neuere waren ihm große Namen. Morgagni, Lieutaud wurden oft von ihm befragt. In den Hülfswissenschaften besaß er nur nothdürftige Kenntnisse, und hielt nicht völlig Schritt mit seinem Zeitalter, was auch bey seinen Berufsgeschäften nicht wohl möglich war. Doch wußte er, sobald eine Sache ins Praktische schlug, z. B. die Anwendung der Elektricität, des Galvanismus, der verschiedenen Gasarten, sich bald die nothwendigen Notizen zu verschaffen, und vor Fehlern, dergleichen sich wohl weniger unterrichtete Schriftsteller schuldig machen, gut in Acht zu nehmen. Von der Mathematik wußte er mehr nicht, als die ersten Elemente. Um Philosophie bekümmerte er sich auch wenig. In der Geschichte

war

war er nicht bewandert. Geographie hatte er gut inne, las gerne Reisebeschreibungen und die Zeitungen mit großem Interesse. Er schrieb in seiner Jugend sehr leserlich, späterhin fast unleserlich. Zeichnen konnte er nicht. Musik verstand er nicht, liebte sie aber, und beklagte es z. B., als ihm in spätern Jahren sein Gehörfehler verhinderte, den Tod Jesu von Graun aufführen zu hören, der ihn immer so sehr gerührt hatte.

Was Wichmanns Celebrität betrift, so konnte man freylich an ihn wohl nicht, wie ehedem an den großen Boerhave in Europa schreiben; es glänzt sein Name nicht, wie Hallers Name, auch war Zimmermann berühmter und beehrter als er. Allein kein deutscher Arzt darf ohne eigne Schande Wichmann geringschätzen, und auch in fernen Ländern kennt man das Verdienst seiner Schriften, deren jedoch keine, meines Wissens, in fremde Sprachen übersetzt ist. Könige haben ihn nie rufen lassen, und Kaiserinnen nicht mit ihm correspondirt. Doch ist seines eignen Königs Urtheil über Wichmann gegen einen Dritten das gewesen: „er wisse wohl von ihm, daß er „ein Mann sey, der Haare auf den Zähnen

„habe.“ Ausländer aus deutschen Gegenden haben ihn oft consulirt. In der intricaten Gemüthskrankheit des letztverstorbenen Fürsten von Lippe-Detmold ward Wichmann zugezogen, und der glücklich hergestellte Fürst behielt stets ein dankbares Andenken an seinen Arzt, den er immer selbst besuchte, wenn er nach Hannover kam, oder dem er stets etwas Verbindliches sagen ließ, wenn sein wackerer Leibarzt Scherf, Wichmanns vertrauter Freund, dahin reisete.

Auch der jetzt regierende Herzog von Mecklenburg-Strelitz schätzte Wichmann hoch, und als seine Tochter, die Königin von Preussen, einst durch Hannover kam, ließ sie ihn rufen, blos um den treuen Arzt wiederzusehen, der in ihrer Kindheit ihr so gute Dienste geleistet hatte, und stellte ihn bey dieser Gelegenheit dem Könige, ihrem Gemal, vor, eine Auszeichnung, die ihm wohl nicht gleichgültig war, da die Aufmerksamkeit der Großen für ihn einen bedeutenden Werth hatte.

Sein Briefwechsel mit auswärtigen gelehrten Aerzten war ausgebreitet und interessant. Fast alle ausgezeichnete deutsche Namen der letztern Zeiten finden sich unter seinen Correspon-

spondenten. Vorzüglich regelmäßig hat er mit Wagler und Scherf Briefe gewechselt.

Als Geschäftsmann und Hausvater zeichnete sich W. durch die größte Ordnung nach Raum und Zeit aus, und nicht grämlicher konnte er werden, als wenn ihm hierinn entgegen gehandelt wurde. Er konnte nur ordentliche Leute um sich dulden. Er schob nie etwas auf, was bald geschehen konnte. Alle Briefe beantwortete er so bald als möglich; alle Aufträge, denen er sich unterzog, verrichtete er mit der größten Pünktlichkeit, und so, daß er nichts zu wünschen übrig ließ. Vorzüglich betraf dies Verwendungen, durch die er Vielen genützt hat. Von seinen Kranken hielt er genaue Listen, die ihn bey seinen Besuchen vor Vergessenheit sicherten.

Einnahme und Ausgabe verzeichnete er genau; alle Rechnungen bezahlte er pünktlich, ohne Knickerey.

Er lebte frugal, aber rechtlich, und liebte eine mäßige Eleganz. Auf die Erziehung und den Unterricht seiner Kinder verwandte er viel. Er stand im Sommer vor 6 Uhr, im Winter 7 Uhr auf, und ging 10 Uhr zu Bette. Müßig war er nie, wenn er sich irgend wohl befand.

Verzeichniß der Wichmannischen Schriften.

1) Gedanken über die Vorurtheile der Kranken. Hannöv. Magaz. 1762. St. 11. 2) Die Moden der Aerzte. Ebendaſ. St. 91. 1765. 3) Geſchichte der Laiſerſchen Droguen. Ebendaſ. 1765. St. 98. 4) Donald Monro Beſchreibung der Krankheiten, welche in den brittiſchen Feldlazarethen am häufigſten geweſen, überſ. 1766. 8. 5) Donald Monro von der Einimpfung der Pocken, überſetzt. 1766. 8. 6) Geſchichte der Einimpfung der Pocken. Hannöv. Magaz. 1766. St. 52. 7) Von dem Einfluſſe des Mondes auf den menſchl. Körper. Ebendaſ. 1766. St. 61. 8) Werlhofii Opera medica. ed. Hannov. 1775. 4. 9) Pringle über einige neue Mittel, die Geſundheit der Seeleute zu erhalten, überſ. Gött. 1777. 12. 10) Ein mediziniſches Räthſel. Balding. Magaz. B. I. St. 4. B. II. 6. 11) Vom Gürtel des Regenwurms. in d. Beſchäftig. der Berliner Naturforſchenden Freunde. B. III. 1777. 12) Beytrag zur Geſchichte der Kriebelkrankheit. 1770. 8. 13) De Pollutione diurna. Goett. 1782. überſetzt von Waiz, 1792. 14) Ueber

ein

ein Bruſtgeſchwür. Abh. der Soc. der Wiſſenſchaft. zu Göttingen. Th. 1. Siehe Gött. Anz. 1773. St. 17. 15) The Caſe of Mr. Winder, who was cured of a paralyſis by a flash of lightning. by Dr. Wilkinſon, an die Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen. Siehe Gött. G. Anz. 1764. St. 144. 16) Aetiologie der Krätze. Hannover 1786. 8. neue Auflag. 1791. 17) Von der Wirkung des Schreckens, an die Societ. der Wiſſenſchaften in Göttingen. S. Gött. G. Anz. 1786. St. 26. 18) Rettung des Buchſtaben C. Hannöv. Magaz. 1768. 19) Ueber die Wahl des Alters bey der Einpfropfung der Blattern. Hannöv. Mag. 1773. 20) Gutachten über die Leichenöfnung eines vermeintlich Wahnſinnigen. Steht wider Wiſſen und Willen des Verf. in Waitz mediz. chirurg. Aufſätz. Samml. 1. 21) Ueber Gifte. in Scherfs Beyträgen zum Archiv der mediz. Polizey. Samml. 3. St. 2. 1792. 22) Carl White Bemerk. üb. den kalten Brand, aus dem Engl. überſ. 1792. 23) Die Schwindſucht, eine Polizeyangelegenheit. Hannöv. Magaz. 1780. St. 51. 24) Ideen zur Diagnoſtik. Th. I. 1794. Th. II. 1797. Th. III. 1802. 25) Ueber Millar's Aſthma und die heutige

Braune. In Hufelands Journal f. d. praktische Heilkunde. 1795. St. 1. 26) Ueber den Pemphigus. An die Mainzer Akademie der Wissenschaften zu Erfurt. 1792. 27) Ueber den Genuß des frischen Roggens. Hannöv. Mag. den 17. Jul. 1795. 28) Joh. Ge. Zimmermanns Krankheitsgeschichte; ein biographisches Fragment, für Aerzte bestimmt. Hannov. 1796. 8. 29) Ueber die Wirkung mineralischer Wasser, besonders des Wildunger. Hannover 1797. 8. 30) Ueber die Spinnen, eine Anfrage. Hannöv. Magaz. 1797. 31) Kleine medizinische Schriften. Hannover 1799. 8. 32) Pachter Jobst vom Branntwein. 1802. 8.

* * *

Lassen wir dem aus Lodemanns Papieren bis hieher Mitgetheilten noch einige vermischte Bemerkungen folgen, die den Arzt und den Menschen angehen, und theils aus eigner Bekanntschaft mit dem ehrwürdigen Kalokagathen, theils aus andern Nachrichten, einiges auch aus der kleinen Schrift des D. Ballhorn in Hannover: „Wichmann, K. Leibarzt in

Han-

Hannover. Ein biographisches Fragment. Göttingen 1802." geschöpft sind.

Wichmanns Angesicht hatte den Ausdruck von klugem und weisen Ernst, der aber mit Zügen von Freundlichkeit, Milde und Wohlwollen zusammenfloß. Sein Bildniß vor einem Bande der allg. deutschen Bibliothek ist nicht unkenntlich, aber nur ein schwacher Schattenriß. Sprechender drückt eine in Hannover gearbeitete Büste seine Individualität aus.

Er hatte sich durch Lectüre, durch Reisen, durch Umgang mit den verfeinerten Ständen und den Menschen aller Classen, zu denen dem Arzt der Zutritt offen steht, eine vielseitige Ausbildung des Geistes gegeben, und wiewohl er außer seinem Fache keine zusammenhängende und tiefeindringende Kenntniß anderer Wissenschaften besaß, so bewahrte ihn doch sein Genius, sein Sinn für Natur, Kunst, Wissenschaft und Geistescultur überhaupt, und sein Streben, sich wenigstens die Resultate fremden Forschens zu eigen zu machen, vor einseitigem Pedantism. Mit einem offnen Sinn für alles Rein-Menschliche nahm er gern die Eindrücke einer schönen Natur in sich auf, und suchte sich diesen Genuß wo möglich jährlich

einmal zu verschaffen, indem er sich auf eine oder ein paar Wochen aufs Land begab, wo er sich in einsamen Spaziergängen und im Umgang mit der Natur am glücklichsten fühlte. Aber sein Geist schwelgte nicht blos in Gefühlen und Phantasien, wenn es ihm einmal so gut ward, die Natur ohne Medium anzuschauen; das Studium derselben hatte viel Anziehendes für ihn, er stellte mancherley interessante Beobachtungen über Naturkörper und Erscheinungen an, und hatte sich selbst ein artiges Naturalienkabinet gesammelt. Der Geschmack für Werke der bildenden und redenden Künste war ihm nicht abzusprechen, und die schöne Literatur, wie sie sich in den Meisterwerken der Franzosen, Britten und Deutschen aus seinen frühern Lebensperioden darthat, war ihm nicht fremd geblieben. Er selbst war nicht arm an Witz, und wir haben Briefe voll Humor und Laune von ihm gesehen. Seine sinnreiche Schutzschrift für den Branntwein, die er einem Pächter in den Mund legte, und zu einer Zeit, wo ihn schon des baldigen Todes Vorboten umschwebten, abfaßte, trägt ebenfalls das Gepräge dieser muntern und scherzhaften Laune, so wie bey manchem ungewöhnlichen

lichen Menschen ein scherzhafter, witziger Ton der Vorläufer des nahen Todes zu seyn pflegt. Um nicht ganz fremd in den Gebieten des menschlichen Wissens zu bleiben, in welchen einheimisch zu werden es ihm an Zeit, Kraft und Vorkenntnissen gebrach, suchte er wenigstens aus Zeitungen und Journalen eine oberflächliche Bekanntschaft mit ihnen zu gewinnen. So erinnern wir uns unter andern, daß er mit besonderm Wohlgefallen die kleinen Böttigerschen antiquarischen oder archäologischen Aufsätze, welche im N. T. Mercur, im Modejournal und anderwärts vorkommen, las, die Gelehrsamkeit und die Kunst ihres Verf., das Alte und Neue so geschickt an einander zu knüpfen, bewunderte, und oft den patriotischen Wunsch äußerte, daß dieser Mann nach Göttingen gezogen werden möchte.

Es ist zu verwundern, wie er bey einer so ausgebreiteten praktischen Wirksamkeit noch als Schriftsteller so oft auftreten, und überhaupt mit den Fortschritten seiner Kunst gleichen Schritt halten konnte, da die alten vielbeschäftigten Praktikanten unter den Aerzten gewöhnlich, im Vertrauen auf ihre Kenntnisse, Erfahrungen und Uebungen, nicht weiter fort

studiren. Aber Wichmann verfuhr höchst haushälterisch mit seiner Zeit, und konnte durch die eigensinnigste Tages- und Lebensordnung manches möglich machen, was der Zerstreute, der an keine feste Regel sich bindende, nicht zu leisten vermag. Nicht allein wartete er also unverdrossen alle seine Kranken, ohne Ansehen der Person, in Palläſten und Hütten, ab, sondern er besorgte auch zu Hause einen weitläuftigen Briefwechsel, schrieb die Krankheitsgeschichten derer nieder, die er in seiner Kur hatte, ließ überhaupt keine seiner der Aufbehaltung werthen Beobachtungen und Erfahrungen unaufgezeichnet q), arbeitete mehrere kleine und große Schriften aus, und ersparte noch immer Stunden und Minuten, die er seiner Familie widmete. Für Assembleen und überhaupt zeitversplitternde Gesellschaften fand und suchte er auch wenig Zeit; und vorzüglich in den spätern Jahren, da seine Körperkraft abnahm und sein Gehör schwer wurde, sehnte er sich am Abend eines dem öffentlichen Beruf

q) Aus den Händen des Erbens dieser Papiere, des Hofmedicus Lodemann, hat sich das Publicum vielleicht noch manche schätzbare Ausbeute daraus zu versprechen.

Beruf aufgeopferten [illegible]
sein einsames Museum [illegible]

Bey allen Unbe[illegible]
Gehörschwäche für [illegible]
selbst hatte, war [illegible]
übersehen, den auch [illegible]
tend macht, daß [illegible]
und ungestörtem [illegible]
machte, und [illegible]
mehr übte.

„[illegible]
horn, und [illegible]
obachtete er [illegible]
mit der [illegible]
ne, hielt [illegible]
seine [illegible]
einfachsten, [illegible]
und bewerkte [illegible]
lang.“

Die [illegible]
ten schien [illegible]
so viel auch [illegible]
gesunden [illegible]
[illegible]
wohl [illegible]
[illegible]

stuiren. Aber Wichmann verfuhr höchst haushälterisch mit seiner Zeit, und konnte durch die eigensinnigste Tages- und Lebensordnung manches möglich machen, was der Zerstreute, der an keine feste Regel sich bindende, nicht zu leisten vermag. Nicht allein wartete er also unverdrossen alle seine Kranken, ohne Ansehen der Person, in Palläſten und Hütten, ab, sondern er besorgte auch zu Hause einen weitläuftigen Briefwechsel, schrieb die Krankheitsgeschichten derer nieder, die er in seiner Kur hatte, ließ überhaupt keine seiner der Aufbehaltung werthen Beobachtungen und Erfahrungen unaufgezeichnet q), arbeitete mehrere kleine und große Schriften aus, und ersparte noch immer Stunden und Minuten, die er seiner Familie widmete. Für Assembleen und überhaupt zeitversplitternde Gesellschaften fand und suchte er auch wenig Zeit; und vorzüglich in den spätern Jahren, da seine Körperkraft abnahm und sein Gehör schwer wurde, sehnte er sich am Abend eines dem öffentlichen Beruf

q) Aus den Händen des Erbens dieser Papiere, des Hofmedicus Lodemann, hat sich das Publicum vielleicht noch manche schätzbare Ausbeute daraus zu versprechen.

Beruf aufgeopferten Tages aus der Welt in sein einsames Museum zurück.

Bey allen Unbequemlichkeiten, die seine Gehörschwäche für die Kranken und für ihn selbst hatte, war doch der Vortheil nicht zu übersehen, den auch Ballhorns Schrift geltend macht, daß sie ihn zu einem noch genauern und ungestörtern Beobachter am Krankenbette machte, und sein Gefühl und Gesicht noch mehr übte.

„Mit langem Stillschweigen, sagt Ballhorn, und scharfem, unverwandten Blick beobachtete er den Kranken, untersuchte dann mit der sorgfältigsten Genauigkeit das Einzelne, hielt bald einen Punkt fest, vereinigte seine Aufmerksamkeit auf diesen, schritt zu den einfachsten, oft den bekanntesten, Mitteln, und bewirkte die sicherste und schnellste Heilung.“

Die Strenge seiner diätetischen Vorschriften schien Manchem übertrieben zu seyn, und so viel auch immer auf die Lebensordnung in gesunden Tagen und noch mehr bey gestörtem Gesundheitszustand ankommt, mag er doch wohl jezuweilen hierin über die Linie des Nothwendigen hinaus gegangen seyn. Durch eigne

Schwäch-

Schwächlichkeit und eine etwas hypochondrische Stimmung zu einer ängstlichen Aufmerksamkeit auf alle Veränderungen in sich, und die Einwirkungen der Luft, der Nahrungsmittel u. s. w. auf sich geleitet, brachte er auch diese ängstliche Vorsicht zu dem seiner Kur Untergebenen mit.

„Innigst durchdrungen, sagt Ballhorn, von der Würde des gemeinschaftlichen Berufes, war sein Benehmen gegen andere Aerzte sowohl in Form als Gehalt höchst musterhaft, stets ehrebringend für die Wissenschaft. Hatte er über eine Krankheit eine andere Ansicht, wie der Arzt, zu dessen Beystand er aufgefordert ward; glaubte er selbst Fehler bemerken zu müssen: so blieb doch sein Urtheil, das er mit großer Freymüthigkeit seinem Amtsbruder zu äußern pflegte, jedem Andern ein Geheimniß.“

Ungeachtet die große Verschiedenheit der Charaktere Zimmermanns und Wichmanns und ihrer beyderseitigen Art zu seyn und zu handeln, keine eigentliche und innige Freundschaft zwischen ihnen aufkommen ließ: so erkannte doch Wichmann das Uebergewicht des Geistes von Zimmermann an, sprach oft mit

mit einem gewissen Respect von ihm, und der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich selbst noch wohl, wie er ihn bewog, die persönliche Bekanntschaft Zimmermanns zu machen, und ihm vorher sagte, weich' einen geistvollen und liebenswürdigen Gesellschafter er in ihm finden würde. Beyde Aerzte sahen sich zuweilen und schrieben sich zuweilen verbindliche Billete. Zimmermann fand in seiner letzten, traurigen und schmerzhaften Krankheit an Wichmann einen so theilnehmenden, unermüdeten, mit seiner Kunst sowohl als durch Zusprache und Trost kräftig beystehenden Arzt, als wäre er unter den Händen seines vieljährigen vertrauten Freundes gewesen. Die lange körperliche und Gemüthskrankheit des unglücklichen Zimmermann hatte so sonderbare Gerüchte im Publikum veranlaßt, die Krankheit und ihre Umstände waren so merkwürdig, daß es keinen Tadel, sondern Lob verdiente, daß Wichmann diese Krankheitsgeschichte in einer Druckschrift ihrer wahren Beschaffenheit nach öffentlich bekannt machte, und darinn zugleich Zimmermann als Mensch, Arzt und Schriftsteller mit einem scharfen Blick beurtheilte. Marcards Gegenschrift (1796) machte

machte dem Herzen und der Achtung ihres Verf. für Zimmermanns Manen Ehre, aber sie konnte die Wahrheiten der Wichmannischen Schrift nicht entkräften. Unter den Aerzten der jüngern Generation unterhielt Wichmann von den Talenten des itzigen Hofmedicus Stieglitz schon lange, und noch früher als dieser zu den gesuchtesten Aerzten in Hannover gehörte, eine große Meynung. Der itzige Hofmedicus Lodemann besaß Wichmanns ganzes, wohlverdientes Vertrauen; ihm öffneten sich die Schätze von den vieljährigen Erfahrungen und Einsichten dieses großen Arztes; ihm wurde die Besorgung eines Theils der Kranken desselben anvertraut, und er genoß dabey des Rathes und der leitenden Winke seines ältern Freundes, durch welche er seine letzte Ausbildung als praktischer Arzt erhielt.

Wichmann hatte auch als Praktiker die Launen des wechselnden Glücks erfahren, und ob seine ärztlichen Verdienste gleich zu groß waren, als daß er je allen Beyfall hätte verlieren können, doch Perioden einer steigenden und fallenden Praxis gehabt; war aber auch die Waagschaale zu seinem Nachtheil einmal gesunken, immer hob sie sich nach einiger Zeit

wie-

wieder zu seinem Vortheil. Selbst da, als er außer ältern Mitärzten von gleichbewährtem Ruhm, junge talentvolle Männer neben sich aufblühen und vom Publikum begünstigt sah; als die neuere Philosophie und die Erregungs-Theorie diejenigen Aerzte, die nicht in diese Ideen hineingingen, mit Annihilirung bedrohten, selbst da blieb Wichmann fest und unerschüttert stehen. Aber freylich Alter, Leiden, Kränklichkeit hatten ihn doch nach und nach etwas abgestumpft, und, so unverdrossen, wohlwollend und theilnehmend er immer am Krankenbett gewesen war, so konnte er doch itzt, von Kummer und Schwachheit niedergedrückt, nicht immer seinen Kranken eine finstre Stirn und einen grämlichen Blick verbergen. So groß daher noch immer seine Praxis war, so fühlte er doch, daß es bald Zeit zum Abtreten sey. „Ich bin aus der Mode gekommen, pflegte er zu sagen, man tolerirt mich nur noch; ich bin ihnen zu alt.“

Wiewohl er nicht gleichgültig gegen Anerkennung seiner Verdienste und die Aeußerungen dankbarer Gesinnungen war, so konnte ihn doch der Schein der Uebertreibung oder eines aus Absichten herfließenden Lobes beleidigen.

Braune. In Hufelands Journal f. d. praktische Heilkunde. 1795. St. 1. 26) Ueber den Pemphigus. An die Mainzer Akademie der Wissenschaften zu Erfurt. 1792. 27) Ueber den Genuß des frischen Roggens. Hannöv. Mag. den 17. Jul. 1795. 28) Joh. Ge. Zimmermanns Krankheitsgeschichte; ein biographisches Fragment, für Aerzte bestimmt. Hannov. 1796. 8. 29) Ueber die Wirkung mineralischer Wasser, besonders des Wildunger. Hannover 1797. 8. 30) Ueber die Spinnen, eine Anfrage. Hannöv. Magaz. 1797. 31) Kleine medizinische Schriften. Hannover 1799. 8. 32) Pachter Jobst vom Branntwein. 1802. 8.

* * *

Lassen wir dem aus Lodemanns Papieren bis hieher Mitgetheilten noch einige vermischte Bemerkungen folgen, die den Arzt und den Menschen angehen, und theils aus eigner Bekanntschaft mit dem ehrwürdigen Kalokagathen, theils aus andern Nachrichten, einiges auch aus der kleinen Schrift des D. Ballhorn in Hannover: „Wichmann, K. Leibarzt in Han-

Hannover. Ein biographisches Fragment. Göttingen 1802." geschöpft sind.

Wichmanns Angesicht hatte den Ausdruck von klugem und weisen Ernst, der aber mit Zügen von Freundlichkeit, Milde und Wohlwollen zusammenfloß. Sein Bildniß vor einem Bande der allg. deutschen Bibliothek ist nicht unkenntlich, aber nur ein schwacher Schattenriß. Sprechender drückt eine in Hannover gearbeitete Büste seine Individualität aus.

Er hatte sich durch Lectüre, durch Reisen, durch Umgang mit den verfeinerten Ständen und den Menschen aller Classen, zu denen dem Arzt der Zutritt offen steht, eine vielseitige Ausbildung des Geistes gegeben, und wiewohl er außer seinem Fache keine zusammenhängende und tiefeindringende Kenntniß anderer Wissenschaften besaß, so bewahrte ihn doch sein Genius, sein Sinn für Natur, Kunst, Wissenschaft und Geistescultur überhaupt, und sein Streben, sich wenigstens die Resultate fremden Forschens zu eigen zu machen, vor einseitigem Pedantism. Mit einem offnen Sinn für alles Rein-Menschliche nahm er gern die Eindrücke einer schönen Natur in sich auf, und suchte sich diesen Genuß wo möglich jährlich

einmal zu verschaffen, indem er sich auf eine oder ein paar Wochen aufs Land begab, wo er sich in einsamen Spaziergängen und im Umgang mit der Natur am glücklichsten fühlte. Aber sein Geist schwelgte nicht blos in Gefühlen und Phantasien, wenn es ihm einmal so gut ward, die Natur ohne Medium anzuschauen; das Studium derselben hatte viel Anziehendes für ihn, er stellte mancherley interessante Beobachtungen über Naturkörper und Erscheinungen an, und hatte sich selbst ein artiges Naturalienkabinet gesammelt. Der Geschmack für Werke der bildenden und redenden Künste war ihm nicht abzusprechen, und die schöne Literatur, wie sie sich in den Meisterwerken der Franzosen, Britten und Deutschen aus seinen frühern Lebensperioden darthat, war ihm nicht fremd geblieben. Er selbst war nicht arm an Witz, und wir haben Briefe voll Humor und Laune von ihm gesehen. Seine sinnreiche Schutzschrift für den Branntwein, die er einem Pächter in den Mund legte, und zu einer Zeit, wo ihn schon des baldigen Todes Vorboten umschwebten, abfaßte, trägt ebenfalls das Gepräge dieser muntern und scherzhaften Laune, so wie bey manchem ungewöhnlichen

lichen Menschen ein scherzhafter, witziger Ton der Vorläufer des nahen Todes zu seyn pflegt. Um nicht ganz fremd in den Gebieten des menschlichen Wissens zu bleiben, in welchen einheimisch zu werden es ihm an Zeit, Kraft und Vorkenntnissen gebrach, suchte er wenigstens aus Zeitungen und Journalen eine oberflächliche Bekanntschaft mit ihnen zu gewinnen. So erinnern wir uns unter andern, daß er mit besonderm Wohlgefallen die kleinen Böttigerschen antiquarischen oder archäologischen Aufsätze, welche im N. T. Mercur, im Modejournal und anderwärts vorkommen, las, die Gelehrsamkeit und die Kunst ihres Verf., das Alte und Neue so geschickt an einander zu knüpfen, bewunderte, und oft den patriotischen Wunsch äußerte, daß dieser Mann nach Göttingen gezogen werden möchte.

Es ist zu verwundern, wie er bey einer so ausgebreiteten praktischen Wirksamkeit noch als Schriftsteller so oft auftreten, und überhaupt mit den Fortschritten seiner Kunst gleichen Schritt halten konnte, da die alten vielbeschäftigten Praktikanten unter den Aerzten gewöhnlich, im Vertrauen auf ihre Kenntnisse, Erfahrungen und Uebungen, nicht weiter fort

studi-

ſtudiren. Aber Wichmann verfuhr höchſt haushälteriſch mit ſeiner Zeit, und konnte durch die eigenſinnigſte Tages- und Lebensordnung manches möglich machen, was der Zerſtreute, der an keine feſte Regel ſich bindende, nicht zu leiſten vermag. Nicht allein wartete er alſo unverdroſſen alle ſeine Kranken, ohne Anſehen der Perſon, in Palläſten und Hütten, ab, ſondern er beſorgte auch zu Hauſe einen weitläuftigen Briefwechſel, ſchrieb die Krankheitsgeſchichten derer nieder, die er in ſeiner Kur hatte, ließ überhaupt keine ſeiner der Aufbehaltung werthen Beobachtungen und Erfahrungen unaufgezeichnet q), arbeitete mehrere kleine und große Schriften aus, und erſparte noch immer Stunden und Minuten, die er ſeiner Familie widmete. Für Aſſembleen und überhaupt zeitverſplitternde Geſellſchaften fand und ſuchte er auch wenig Zeit; und vorzüglich in den ſpätern Jahren, da ſeine Körperkraft abnahm und ſein Gehör ſchwer wurde, ſehnte er ſich am Abend eines dem öffentlichen Beruf

q) Aus den Händen des Erbens dieſer Papiere, des Hofmedicus Lodemann, hat ſich das Publicum vielleicht noch manche ſchätzbare Ausbeute daraus zu verſprechen.

Beruf aufgeopferten Tages aus der Welt in sein einsames Museum zurück.

Bey allen Unbequemlichkeiten, die seine Gehörschwäche für die Kranken und für ihn selbst hatte, war doch der Vortheil nicht zu übersehen, den auch Ballhorns Schrift geltend macht, daß sie ihn zu einem noch genauern und ungestörtern Beobachter am Krankenbette machte, und sein Gefühl und Gesicht noch mehr übte.

„Mit langem Stillschweigen, sagt Ballhorn, und scharfem, unverwandten Blick beobachtete er den Kranken, untersuchte dann mit der sorgfältigsten Genauigkeit das Einzelne, hielt bald einen Punkt fest, vereinigte seine Aufmerksamkeit auf diesen, schritt zu den einfachsten, oft den bekanntesten, Mitteln, und bewirkte die sicherste und schnellste Heilung."

Die Strenge seiner diätetischen Vorschriften schien Manchem übertrieben zu seyn, und so viel auch immer auf die Lebensordnung in gesunden Tagen und noch mehr bey gestörtem Gesundheitszustand ankommt, mag er doch wohl jezuweilen hierin über die Linie des Nothwendigen hinaus gegangen seyn. Durch eigne

Schwäch-

Schwächlichkeit und eine etwas hypochondrische Stimmung zu einer ängstlichen Aufmerksamkeit auf alle Veränderungen in sich, und die Einwirkungen der Luft, der Nahrungsmittel u. s. w. auf sich geleitet, brachte er auch diese ängstliche Vorsicht zu dem seiner Kur Untergebenen mit.

„Innigst durchdrungen, sagt Ballhorn, von der Würde des gemeinschaftlichen Berufes, war sein Benehmen gegen andere Aerzte sowohl in Form als Gehalt höchst musterhaft, stets ehrebringend für die Wissenschaft. Hatte er über eine Krankheit eine andere Ansicht, wie der Arzt, zu dessen Beystand er aufgefordert ward; glaubte er selbst Fehler bemerken zu müssen: so blieb doch sein Urtheil, das er mit großer Freymüthigkeit seinem Amtsbruder zu äußern pflegte, jedem Andern ein Geheimniß."

Ungeachtet die große Verschiedenheit der Charaktere Zimmermanns und Wichmanns und ihrer beyderseitigen Art zu seyn und zu handeln, keine eigentliche und innige Freundschaft zwischen ihnen aufkommen ließ: so erkannte doch Wichmann das Uebergewicht des Geistes von Zimmermann an, sprach oft

mit

mit einem gewissen Respect von ihm, und der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich selbst noch wohl, wie er ihn bewog, die persönliche Bekanntschaft Zimmermanns zu machen, und ihm vorher sagte, weich' einen geistvollen und liebenswürdigen Gesellschafter er in ihm finden würde. Beyde Aerzte sahen sich zuweilen und schrieben sich zuweilen verbindliche Billete. Zimmermann fand in seiner letzten, traurigen und schmerzhaften Krankheit an Wichmann einen so theilnehmenden, unermüdeten, mit seiner Kunst sowohl als durch Zusprache und Trost kräftig beystehenden Arzt, als wäre er unter den Händen seines vieljährigen vertrauten Freundes gewesen. Die lange körperliche und Gemüthskrankheit des unglücklichen Zimmermann hatte so sonderbare Gerüchte im Publikum veranlaßt, die Krankheit und ihre Umstände waren so merkwürdig, daß es keinen Tadel, sondern Lob verdiente, daß Wichmann diese Krankheitsgeschichte in einer Druckschrift ihrer wahren Beschaffenheit nach öffentlich bekannt machte, und darinn zugleich Zimmermann als Mensch, Arzt und Schriftsteller mit einem scharfen Blick beurtheilte. Marcards Gegenschrift (1796) machte

machte: dem Herzen und der Achtung ihres Verf. für Zimmermanns Manen Ehre, aber sie konnte die Wahrheiten der Wichmannischen Schrift nicht entkräften. Unter den Aerzten der jüngern Generation unterhielt Wichmann von den Talenten des itzigen Hofmedicus Stieglitz schon lange, und noch früher als dieser zu den gesuchtesten Aerzten in Hannover gehörte, eine große Meynung. Der itzige Hofmedicus Lodemann besaß Wichmanns ganzes, wohlverdientes Vertrauen; ihm öffneten sich die Schätze von den vieljährigen Erfahrungen und Einsichten dieses großen Arztes; ihm wurde die Besorgung eines Theils der Kranken desselben anvertraut, und er genoß dabey des Rathes und der leitenden Winke seines ältern Freundes, durch welche er seine letzte Ausbildung als praktischer Arzt erhielt.

Wichmann hatte auch als Praktiker die Launen des wechselnden Glücks erfahren, und ob seine ärztlichen Verdienste gleich zu groß waren, als daß er je allen Beyfall hätte verlieren können, doch Perioden einer steigenden und fallenden Praxis gehabt; war aber auch die Waagschaale zu seinem Nachtheil einmal gesunken, immer hob sie sich nach einiger Zeit

wie-

wieder zu seinem Vortheil. Selbst da, als er außer ältern Mitärzten von gleichbewährtem Ruhm, junge talentvolle Männer neben sich aufblühen und vom Publikum begünstigt sah; als die neuere Philosophie und die Erregungs-Theorie diejenigen Aerzte, die nicht in diese Ideen hineingingen, mit Annihilirung bedrohten, selbst da blieb Wichmann fest und unerschüttert stehen. Aber freylich Alter, Leiden, Kränklichkeit hatten ihn doch nach und nach etwas abgestumpft, und, so unverdrossen, wohlwollend und theilnehmend er immer am Krankenbett gewesen war, so konnte er doch itzt, von Kummer und Schwachheit niedergedrückt, nicht immer seinen Kranken eine finstre Stirn und einen grämlichen Blick verbergen. So groß daher noch immer seine Praxis war, so fühlte er doch, daß es bald Zeit zum Abtreten sey. „Ich bin aus der Mode gekommen, pflegte er zu sagen, man toleritt mich nur noch; ich bin ihnen zu alt.“

Wiewohl er nicht gleichgültig gegen Anerkennung seiner Verdienste und die Aeußerungen dankbarer Gesinnungen war, so konnte ihn doch der Schein der Uebertreibung oder eines aus Absichten herfließenden Lobes beleidigen.

Ein talentvoller und biederer Mann hatte durch die Verwendung Wichmanns, der ihn sehr hochschätzte, eine gewisse Stelle bekommen, und sagte seinem Gönner in einem Danksagungsschreiben viel Schönes und Verbindliches über dessen Humanität und Verdienste. Weit gefehlt, daß diese freygebig ausgespendeten Lobeserhebungen gut auf Wichmann hätten wirken sollen, regten sie in ihm vielmehr den Verdacht an, als halte ihn der Schreiber des Briefes für eitel oder kleinlich genug, sich gern in Wolken von Weihrauch einhüllen zu lassen, und er antwortete in einem sehr gereizten und bittern Tone, worin er bemerkte, wie in gar keinem Verhältniß das ihm ertheilte unmäßige Lob mit dem kleinen Dienst stehe, den er dem Freund geleistet habe.

Wichmann hatte sich durch Betriebsamkeit und praktische Thätigkeit zu einem gewissen Wohlstand empor gearbeitet, und diesen durch Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit theils erhalten theils vermehrt. Je saurer ihm der Erwerb seines Vermögens geworden war, ein desto strengerer und sorgsamerer Haushalter des Erworbenen war er. Aber er war es nicht auf Kosten der Liberalität der Gesinnungen;

gen; Feind aller Verschwendung, aller Ueppigkeit und alles unnöthigen Luxus, machte er doch einen seiner Lage angemeßnen Aufwand, übte eine edle Gastfreyheit aus, und zeigte sich oft (selbst im Verborgenen) großmüthig, freygebig und mildthätig. Daß er auf die beste mögliche Erziehung seiner ihm so sehr an Herzen liegenden Kinder bedeutende Summen verwandte, ist schon oben erwähnt worden; zwey seiner Söhne ließ er in der Erziehungsanstalt seines Bruders im Lüneburgischen Celle, und zuletzt auf dem Gymnasium zu Gotha erziehen und ausbilden. Ueberhaupt war er weniger im Großen als im Kleinen genau, und hielt den Heller zu Rathe, als ein kluger Haushalter bedenkend, daß mehrere kleine Summen addirt ein großes Ganzes geben.

Im Besitz eines wohlerworbenen Ruhms, einer blühenden, liebenswürdigen Familie, eines gesegneten Wohlstandes, was konnte seinem Glück fehlen, als daß der Sonnenschein desselbigen bis an sein Ende fortdauerte. Aber, ach! — „qui si mortem tum obiisset, in ampliſſimis fortunis occidisset, is propagatione vitae quot, quantas, quam incredibi-

dibiles hausit calamitates r).“ Denn in die letzten Jahre des ehrwürdigen Mannes drängten sich alle Bitterkeiten zusammen, die den Ausgang seines Lebensprozesses beschleunigten. Theure, hoffnungsvolle Kinder, eine unaussprechlich geliebte Gattin, einen Bruder, an dem sein Herz mit Zärtlichkeit hing, riß ihm das Todesschicksal von der blutenden Brust; sein Gehör verließ ihn; sein Auge erblindete; Kränkungen verschiedner Art, die in dem vorstehenden Aufsatz angedeutet worden sind, wurden ihm nicht sparsam zubereitet. Was er durch die langwierige, schmerzhafte Krankheit und den Tod seines zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Sohnes August, in dem er die Stütze seines Alters, den Erben seiner für die Arzneykunst wichtigen Sammlungen sich zu denken gewöhnt hatte, was er durch diesen Todesfall litt, beschreibt keine Feder, obgleich der Nekrolog dieser Leiden in der Biographie August Wichmanns gedacht hat. Er wußte sich zu fassen und wenigstens äußerlich ruhig zu seyn, auch um den Gram seiner mitleidenden reizbaren Gattin nicht zu vermehren,

r) Cic. T. Q. 1, 35.

ten, so wie diese edle Seele hinwiederum alles that, die vorige Wunde bey ihm nicht aufs neue aufzureißen. „Das Weib kann mehr tragen, schrieb sie einmal in diesen Beziehungen, als der Mann. Ihm möchte ich gern jede Erinnerung ersparen, dem guten Vater!“

Noch konnte Wichmann nicht ganz unglücklich seyn, so lange ihm dieses edle Wesen zur Seite stand, sie, die für ihn und nur für ihn lebte, die alles Unangenehme von ihm abzuwehren, in jede seiner Eigenheiten hinein zu gehen, und alles, was sie wußte, daß ihm angenehm sey, zu thun einzig beflissen war, die sich selbst seiner ärztlichen Angelegenheiten treulich annahm, und ihm über die Kranken, die in seiner Abwesenheit da gewesen, oder von denen Nachricht eingegangen war, pünktlichen Bericht abstattete, die die sorgsamste Hausmutter und die treueste, gewissenhafteste Erzieherin ihrer Kinder war. Ein stilles, bescheidnes, anspruchloses Weib, lebte sie nur den Ihrigen und ihrer Pflicht; ohne gelehrte Ausbildung hatte sie doch ihre guten Anlagen nicht verwahrlost, und sie fuhr fort, sich durch eine verständig gewählte Lectüre und durch Nachdenken über die wichtigsten Angelegenhei-

ten aufzuklären, wobey sie auch die Absicht hatte, sich als Erzieherin ihren Kindern desto nützlicher zu machen. Dem wärmsten, innigsten Pflichtgefühl stand bey ihr ein frommer Glaube an Gott, und, was mit ihm Eins ist, der himmlische Sinn zur Seite. Wie Schade, daß das häusliche Glück dieses Paares, ja selbst die innre Harmonie der Gesinnungen und Handlungen dieser schönen weiblichen Seele durch ein periodisches Nervenübel, das ihre freye Wirksamkeit in den Sommermonaten und in Schwangerschaften lähmte, so oft gestört ward! Wie überstreng sie in den Perioden, wo ihr Geist stark war, ihre Verstimmung zur Zeit ihres Uebelbefindens beurtheilte, wie ernstlich sie rang, über ihre krankhaften Gefühle die Oberhand zu behalten, davon möge folgender Brief, geschrieben am Geburtstage ihres verewigten August, d. 16. Nov. 1797, zeugen! „Auch heut bin ich froh; ich habe „Gott diesen Morgen mit innigem Gefühle „für die Freuden gedankt, die er mir zwanzig „Jahre durch dieses Kind, was er mir nicht „länger schenken wollte, verlieh. Ich fühlte „es tief, aber ohne große Traurigkeit, „daß ich viel verlohren habe, sagte mir aber

„auch

„auch selbst: Wie? wenn ich nun dies Gut
„entweder gar nicht, oder noch viel kürzere
„Zeit genossen hätte? Hätte ich dann Recht zu
„murren? Wars nicht immer große unver-
„diente Güte, daß ich dies Gut besaß und
„zwanzig Jahre besaß? Sehen Sie, ich suche
„die Lichtseiten, deren es gewiß in meinem
„Leben recht viele gibt, so gern heraus. Aber
„Gott weiß es, woran es liegt! Es ist wirk-
„lich, als ob zwey verschiedene Naturen in
„mir wohnen. In dem Zeitpunkt von Ostern
„bis Michaelis bin ich ein ganz unterschiedner
„Mensch von dem, was ich in den für jeden
„Andern trüberen Wintertagen bin. Alle
„Kraft meines Körpers und Geistes möchte
„ich gern anwenden, wenn ich diesem Uebel
„ausweichen könnte, was mich dann immer
„so beschleicht, daß ich die erste Entstehung
„kaum bemerke, und von dem ich mich daher
„auch während der Epoche kaum überreden
„kann, daß es körperlich ist. Nur wenn ich
„mich wieder froh fühle, wenn gleichsam der
„Sturm wieder vorüber ist, dann merke ich,
„da ich durch Medicin allein wieder ein ganz
„anderer Mensch geworden bin, daß es doch
„blos körperlich seyn muß. Wollen Sie wohl

„glauben, daß ich mich itzt schon wieder vor „Ostern fürchte! Aber mein Zustand ist dann „auch abscheulich. Mit mir selbst, mit allen „Menschen, mit Gott, möchte ich wohl sagen, „selbst mit allem nicht zufrieden, mißtrauisch „gegen meine besten Freunde, immer mißver„gnügt, nur die wenigen Abendstunden abge„rechnet, wo Alles um mich herum ruhet. „Sehen Sie, so lebe ich mir und meinen be„sten Freunden, meinem guten Mann und „Kindern dann wirklich zur Last, habe immer „die Kräfte der Seele noch, mir selbst zu sa„gen: Es ist nicht recht, so zu denken und zu „handeln, gräme mich oft recht herzlich dar„über, fasse bestimmte recht gute Vorsätze, „die ich aber höchstens ein-, zweymal, mit „vieler Anstrengung ausführe, um dann gleich „wieder desto tiefer zu fallen, und mich dann „wieder desto schrecklicher zu quälen. Denken „Sie nun nicht, daß ich mich vielleicht so be„trage, wenn es nicht nach meinen Wünschen „in der Welt geht, oder mich häusliches Lei„den drückt! Auch hieran liegt es nicht; denn „sonst müßte ich gerade jetzt, wo ich wirklich „ein recht großes Leiden mit trage, mich so „fühlen, und doch ist das, Gott Lob! gar

„nicht

„nicht der Fall. Ich nehme den herzlichſten,
„thätigſten Antheil an einem höchſt traurigen
„Familienleiden, aber dabey bleibe ich doch
„ſtark, voll Vertrauen auf eine gütige Vorſe-
„hung, murre nicht, verrichte alle meine häus-
„lichen und Mutterpflichten mit Ordnung und
„Pünktlichkeit, ſo viel meine immer nicht ſtar-
„ken Kräfte es mir erlauben. Nach dieſer
„Schilderung meines Zuſtandes ſagen Sie mir
„offenherzig, was kann, was muß ich thun,
„um mir, wo möglich, dieſen Zuſtand zu er-
„leichtern oder ganz abzuwenden! Die medi-
„ciniſchen Vorſchriften ſoll mir mein Mann
„treulich angeben.“ Wirklich brachte ſie es
im folgenden Jahre durch feſtes Anſtemmen
gegen das Uebel und durch den unwandelbaren
Vorſatz, die Seele nicht von dem Körper un-
terjochen zu laſſen, dahin, daß ihr Zuſtand er-
träglicher ward. Acht Tage vor ihrem Ende
ſchrieb ſie, d. 12. Apr. 1799: „Wir haben
„den Winter, trotz der Kälte, doch alle gut
„überſtanden, auch mein guter Ernſt, Gott
„ſey Dank! Ich nähere mich jetzt aber faſt
„mit jeder Stunde einem Zeitpunkte, wo mir
„der Gedanke des Todes ſehr nahe liegt. Ich
„ſoll noch einmal Mutter werden, und mein

„Befinden ist nicht so, daß ich mir dies so „ganz leicht denken darf. — Ich bin auch „auf alles das gefaßt, was mein guter Va„ter für mich bestimmt. Zwar kann ich nicht „leugnen, daß mir die Trennung von meinem „guten Mann und Kindern schwer werden „wird. — denn ich habe auch hier viel Veran„lassung zu Freuden — Doch denke ich auch „— Ueber eine Spanne, und wir werden uns „auf ewig wieder sehen!“ Die letzten Worte ihres im Vorgefühl des Hinscheidens geschriebenen Briefes, den der Empfänger nie ohne tiefe Rührung, nie ohne sich das schöne Bild der Edlen zu vergegenwärtigen, wieder lesen kann, waren: „Leben Sie wohl bis zum fro„hen Wiedersehen, wo es uns allen unendlich „wohl seyn wird, und ich mich auch der dort „wieder zu Findenden freuen werde.“ Der Verlust einer Gattin, die seine Welt und sein Himmel gewesen, war ein zu schwerer Schlag des Schicksals, als daß sich der bedauernswürdige Wittwer von ihm hätte erholen können. Das Kind, dessen Geburt der Mutter das Leben kostete, erneuerte bey ihm täglich und stündlich wehmüthige, bittersüße Empfindungen. Mit unbeschreiblicher Liebe hing der

Vater

Vater an der kleinen Lucie, sorgte mit rastlosem Bemühen, diese zarte, hinfällige Pflanze zu erhalten und hatte noch die letzte Freude, sie unter seinen schützenden und pflegenden Händen gedeihen zu sehen.

Noch einen Verlust hatte er zu überstehen, ehe er aufhörte zu leben und zu leiden. Sein Bruder, der Pastor

Carl Rudolph Christian Wichmann in Celle starb den 10. Dec. 1800 im 56sten Jahre seines Alters. Bey einer sehr verschiedenartigen Ausbildung fand doch im Wesentlichen eine große Uebereinstimmung der Gesinnungen zwischen beyden Brüdern statt, und das engste Herzens-Verein dauerte unter ihnen bis zum Tode des jüngern. Sie unterhielten einen nie unterbrochenen, wöchentlichen Briefwechsel mit einander, machten sich wechselseitig zu Vertrauten aller ihrer Geheimnisse, ihrer Leiden wie ihrer Freuden, und standen einander mit Trost, Rath und mit der That bey. Auch diese süße Gewohnheit des wechselseitigen Gebens und Empfangens hatte nun ihren Gegenstand und ihre Nahrung verlohren! Der Prediger Wichmann hatte seine Schul-Ausbildung in Hannover und auf dem k. Pädago-

dagogium zu Ilfeld erhalten: von Jugend auf von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, ergriff er diesen, ohne eigentlich einen Beruf dafür zu fühlen. Er studirte in Göttingen, brachte seine Candidaten-Jahre als Hospes im Kloster Loccum unter dem Abt Chappuzeau, dem er stets mit großer Verehrung zugethan blieb, hin, und wurde hierauf Prediger im Lüneburgischen Celle, erst an der Blumenlager-Kirche, und sodann an der Neuenhäuser, an welcher er zwanzig Jahre stand, wiewohl ihm eine Reihe von Jahren hindurch, seiner Schwächlichkeit halber, ein Collaborator beygesetzt wurde. Als Prediger war er, so lange ihm seine Brust verstattete auf der Kanzel aufzutreten, gern gehört worden, und seine Amtsführung zeichnete sich durch Abstellung einiger unpassenden, veralteten Gebräuche, durch zweckmäßigere Einrichtungen, vornehmlich auch durch wohlthätige Fürsorge für die Armen, und durch Einführung des Rochow'schen Kinderfreundes, des Noth- und Hülfsbüchleins, des Gesundheits-Katechismus und ähnlicher nützlicher Schriften in die Schule seiner Gemeinde aus. Aber sein Haupt-Verdienst lag in der Errichtung einer

Erzie-

Erziehungsanstalt, die im Jahr 1782 zufällig und im Kleinen begann, sich bald ausbreitete und selbst Ausländer, Engländer, Franzosen, Dänen unter ihren Zöglingen zählte. Es ist schon in andern Schriften, selbst im Nekrolog, gesagt worden, daß sich die Erziehung hier möglichst an die Form der elterlichen und häuslichen anschloß, daß die jungen Leute, bis zur Universität vorbereitet wurden, und daß außer Wichmanns eignen gutgerathnen Kindern mehrere andre wackre Jünglinge aus diesem Erziehungshause hervorgingen, unter denen der Nekrolog das Andenken des jungen August Wichmann und des Freyherrn von Knigge gefeyert hat. Wichmann, unterstützt von einer Gattin, welche die ihr zufallenden Geschäfte der Fürsorge und Pflege mit Liebe und Eifer umfaßte, und von mehreren Lehrern, widmete seiner Anstalt fast seine ganze Kraft, welches ihm durch die Erleichterung, die er in seiner Amtsführung erhalten hatte, möglich gemacht ward. Er studirte eifrig die neuern pädagogischen Werke, benutzte, was auf sein Local und seine Verhältnisse anwendbar war, und stiftete dadurch Gutes. Selbst die Regierung schenkte seiner Anstalt ihre Aufmerksamkeit

samkeit, machte ihn ein Geschenk von 500 Thalern, und munterte ihn auf, in seinem gemeinnützigen Bemühen fortzufahren. Nur Ein unüberwindliches Hinderniß drückte ihn; er hatte seit Jahren mit einem siechen Körper zu kämpfen, der seines Geistes-Aufstrebungen niederhielt, seine Ansicht der Welt und seine ganze Stimmung trübte, und ihn oft auf das Krankenlager niederwarf. Dieß vermochte ihn endlich, ein Jahr vor seinem Tode sein Institut ganz eingehen zu lassen; er versprach sich nun ruhigere, heitere Tage, aber nur der Tod konnte sein Arzt und Retter von allem Uebel werden. Er litt lange, er sah seinem Befreyer mit Fassung und Resignation ins Angesicht, bat seine Gattin und Kinder, ihn nicht durch ihr Jammern weich und wehmüthig zu machen, bestellte mit aller Gegenwart des Geistes sein Haus und schlief ein, beynahe um die Stunde, die er vorher gesagt hatte. Er hatte Muth genug, Tags vorher seiner Gattin die Anzeige, die sie über seinen Tod in die Zeitungen setzen lassen sollte, selbst zu dictiren. Die Seinen verlohren an ihm einen sehr treu und sorgsam waltenden Hausvater.

Nach

Nach diesem letztern von mehreren herzzerschneidenden Verlusten näherte sich der Leibarzt Wichmann mit schnellen Schritten seinem Grabe. Er war sieben Wochen bettlägerig, ehe ihn der Tod ganz ausspannte. Seine letzte Noth war groß, doppelt groß für ihn den Arzt, der, wie er auch äußerte, die Symptome der sich ankündigenden letzten Katastrophe alle kannte, alle nach einander auftreten sah, und berechnete, was, wie viel, wie lange er noch zu leiden hatte. Die Unbekanntschaft mit der Zukunft, die so vieles erleichtert, kam ihm nicht zu Hülfe. Aber er leerte den Becher geduldig, still, voll Ergebung in sein Schicksal, obgleich mit Sehnsucht nach seiner Erlösung, nur darüber bekümmert, daß er den Seinigen Sorge, Kummer und Mühe mache, aber durchdrungen von Rührung und Dankbarkeit für die Beweise von Aufmerksamkeit, Liebe und Zärtlichkeit seiner ihn umgebenden Kinder und Verwandten und seiner Freunde überhaupt. Sein ältester Sohn, der damals noch auf dem Gymnasium in Gotha war, eilte herbey, um noch den väterlichen Segen zu empfangen. Ihn, den Gutgearteten, noch einmal zu sehen, war Labung für den scheidenden Vater. In den

letzten

letzten Tagen seines Lebens ließ er sein Sterbebette immer mit vielen Blumen umgeben, unter denen er, nach ausgekämpften bangen Todeskampf, zuletzt sanft entschlummerte,

— — dubio, quem non in turbine rerum
Deprendit suprema dies, sed abire paratum
Ac plenum vita [s]).

Sechs Kinder waren ihm in die Ewigkeit vorangegangen; ein Sohn, zwey erwachsene liebenswürdige Töchter und die kleine Lucie überlebten ihn. Letztre wurde nach Wichmanns letzten Wunsch und Willen der Pflege und Erziehung einer würdigen Frau, der verwittweten Mme Böries, Schwester des Hofmedicus Lodemann, anvertraut, bey der sie an Geist und Körper zunimmt und fröhlich heranwächst.

Gotha. Lenz.

Joh.

s) Statius Wälder, B. 2, 125 f.

Joh. Dan. Overbeck,

Doctor der Theologie und Rector des Gymnasiums zu Lübeck.

geb. 1715.
gest. 1802 t)

Das Leben eines Schulmannes beut in der Regel von sogenannten Merkwürdigkeiten, d. h. Vorfällen, die in das Rad der öffentlichen Begebenheiten sichtbar eingreifen, nur wenig dar. Dagegen ist es oft von einer nicht geringen, wiewohl nur selten bemerkten Wichtigkeit, in Beziehung auf den verborgenen Gang der Dinge, den wir den Zeitgeist nennen. Wie der Meister, so der Schüler? Wie viel liegt also nicht

t) Das Leben dieses verdienten Lehrers und Directors einer ansehnlichen Schulanstalt hat einen trefflichen Beschreiber gefunden, unter dessen Hand es recht sehr unterrichtende Lectüre geworden ist: „Leben Hrn. J. D. Overbecks, von einem nahen Verwandten und vormaligen Schüler des Verewigten. Lübeck 1803. 8. 47 S." — Der Nekrolog hat die Erlaubniß, jene einzelnen Bogen aufzunehmen, die hier in einem genauen Abdruck folgen.

nicht daran, wie der Mann selber gebildet war, zu welchen wissenschaftlichen und sittlichen Grundsätzen er sich bekannte, was für Kunstfertigkeiten er besaß, der einer zahlreichen Jugend, bevor sie in höheren oder niederen Rollen auf dem Weltschauplatze auftrat, Bildung und Fertigkeiten ertheilte! Mag immerhin vom Schulstaube im gewöhnlichen Tone gesprochen werden! Unläugbar keimet unter diesem Staube ein großer Theil derjenigen Kraftäusserungen des menschlichen Geistes, unter denen das Reich der Natur und der Sitten sich zu beugen genöthiget wird.

Den Schulmann bezeichnet vor allem seine Methode. Jedes Zeitalter schafft sich eine Lehrart nach Zeitbegriffen, nicht immer nach Zeitbedürfnissen. Drey Schulepochen folgten seit der Reformation im protestantischen Teutschlande auf einander so, daß doch die eine die andere nicht ganz verdrängte. Die erste, ein Verdienst Melanchthons und seiner Mitarbeiter, ging unmittelbar vom Papstthum und den Klosterschulen aus, wo unter mönchischer Disciplin alle Literatur den Stempel der herrschenden scholastischen Philosophie trug. Kein Wunder, daß innere und äussere Form

der

der neuen Anstalt von jener Abkunft und dieser Herrschaft zeugte. Doch war es gewiß ein richtiger und nur durch Uebertreibungen verfälschter Blick, der bey der Schuljugend verhältnißmäßig mehr das Gedächtniß als den Verstand, mehr die Phantasie als das ernste Nachdenken in Anspruch zu nehmen gebot. Uebrigens verrieth sich damals eine doppelte Tendenz: einmal, das neue Licht der im südlichen Italien nach langem Todesschlaf erwachten klassischen Literatur dankbar zu benutzen; und fürs andere, das eben so neue Licht der in Deutschland vollendeten Religionsreinigung eifrig festzuhalten. Daher auf der einen Seite die treue Anhänglichkeit an jenen Kenntnissen, die, zur Bezeichnung des gelungenen Austritts aus der Barbarey des Mittelalters, mit dem Namen der Menschlicheren (Humaniora) beehret wurden! und auf der anderen Seite das begünstigende Hinneigen zu theologischen Studien; in der That ein Bedürfniß damaliger Zeit. Zwey volle Jahrhunderte hindurch blieb diesen Schulen nach Melanchthons Regel fast die Alleinherrschaft. Und alle Bildung bereitete den künftigen Gelehrten.

Inzwischen verscheuchte Leibnitzens Genius die Nebel der Scholastik. Die Vernunft untersuchte freyer in ihren Angelegenheiten; und allmählich traf die Reihe auch die bisher unverletzlichen Sätze des Kirchenglaubens: mit welchem Fuge oder nicht? das gehört nicht hieher. Eine freyere Philosophie, zumal in der Muttersprache verkündigt, kann nie das ausschließende Eigenthum der Gelehrten bleiben. Sie populärisiret sich unter den Händen ihrer Bearbeiter, und dann dringt gleich der von ungefälliger Form entbundene Stoff elastisch unter das Volk. Die mit Kenntnissen nun auch bereicherten anderen Stände begehrten Bildung auch für ihre Jugend; und dies führete um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die zweyte Schulepoche herbey. Das Signal dazu gaben Basedow und seine Gehülfen; sichtbar wiederum mit einer zwiefachen Tendenz. Einmal nämlich galt es, gleichsam das wissenschaftliche Patriciat des gelehrten Standes zu vernichten, und auch dem Plebejer, dem Layen das Licht zu bringen; dann aber fürs andere, der bestehenden, bey allmähliger Ausartung und übertriebener Gedächtnißkunst, vielleicht zu einseitig in bloße Wortgelehrsamkeit sich verlierens

sierenden Methode, sogenannte Sachkenntnisse entgegenzusetzen. Diese, zumal auf den Layen schon mitberechneten, aber das Gedächtniß und die Phantasie ungerecht vernachläßigenden Sachkenntnisse (Realien), mußten anderswo als aus der Literatur einer ausgestorbenen Welt, mußten aus Erfahrungen unserer modernen gesellschaftlichen Existenz geschöpfet werden. Man hätte das Eine thun und das Andere nicht gänzlich lassen mögen. Aber die goldene Mittelstraße zu halten, fällt seit Adam schon so schwer! da gingen in Philantropinen und Realschulen die Humaniora beynahe zu Grunde.

Die dritte Epoche bezeichnet die neueren Bemühungen, auf der einen Seite dem Gelehrtenstande neben den Sachkenntnissen gleichwohl die klassische Literatur zu retten, und auf der anderen zugleich das Bedürfniß der übrigen Stände, mit Hinsicht auf Zeitmangel, durch zweckmäßige Anstalten zu befriedigen. Gymnasien trennen sich nun von sogenannten Bürgerschulen; so wie diese letzteren sich wieder von Industrie- und Erwerbsschulen unterscheiden, allwo der Jugend des gemeinen Mannes nicht blos Kopf und Herz

durch Lehrunterricht, sondern auch die Hayd und der Erwerbsgeist durch Arbeitsfleiß, geübt wird.

Es ist hier nicht der Ort, diese drey Revolutionen des deutschen Schulwesens, mit gehöriger Rücksicht auf den Gang der Cultur und der Sitten zu würdigen. So viel möchte indessen nicht können geleugnet werden, daß eine Bildung junger Gelehrten, die der Humanioren und der Klassiker sich allenfalls überheben zu können glaubt, einen sehr schönen Standpunkt höherer Cultur verläßt. Man wird allerdings durch die Erfahrungswissenschaften und ökonomistischen Fertigkeiten unserer Zeit — auch abgesehen von bloßen Brodstudien — ein sehr nützliches Mitglied der Staatsgesellschaft. Allein wenn dies Alles ist, so möchte doch eben da der Fehler liegen, daß im Allgemeinen zu wenig jetzt auf den Menschen und zu ausschließlich alles auf den Staat, so wie er ist, berechnet wird, diese der eigentlichen Humanität doch meistens abholde und immer eigensüchtige Maschine, die den Menschen ja nur als Sinnenwesen, fast nur als nutzbares Thier, würdiget, hingegen weder achtet noch entwickelt, was für eine übersinnliche

Welt

Welt und deren Zwecke, über allen Staatshorizont weit hinaus, in seiner Brust verschlossen ist. Das that zwar, als solcher, der Staat der Alten auch nicht; aber ihre Erziehung bezweckte doch ganz etwas anderes, als die bloße Routine in unsern Staatskammern und Behörden, oder auch die bloßen Freuden des Erwerbs. Ihre Gymnastik z. B. die den Jüngling sich fühlen und seiner Kraft sich freuen lehrte, wie verschieden vom heutigen militärischen Drillwerke! Dann ihre Vorhöfe der Philosophie, bis zum inneren Heiligthume selbst; wo es theils Uebungen des Scharfsinns, theils aber auch Erhebung des Gemüthes galt, Seelenadel und Verachtung dessen, was gemein ist. Endlich die Kunst, die das Streben nach dem Idealischen aufregt, ohne welches man, bey auch noch so hoher einseitiger Bildung, dennoch in gewissem Sinne ein gemeiner Mensch bleibt. Auch ihr Kriegesdienst, als Opfer auf dem Altare des Vaterlandes, nicht mit dem heutigen willenlosen Gehorsam; auch des Jünglings früherer Eintritt in die activen Rechte einer so schönen Bürgersphäre; selbst die politische Eminenz der damaligen gebildeten Welt über alles Ausland; sogar der

Standpunkt des männlichen Geschlechts gegen das weibliche; alles dies und noch vielmehr dergleichen trug mächtig dazu bey, den Gesichtskreis des gebildeten Mannes jener Zeit hoch und weit zu öffnen, seine Brust zu spannen, und mit Kraft und Würde sie zu erfüllen. Daher denn so ein großherziger Ton in den Schriften der Alten; so viel über unsere ärmliche Conventions- und Finanzwelt unendlich Erhabenes. Jede Zeile ihrer Dichter, ihrer Redner, Geschichtschreiber u. s. w. wie athmet sie diese selbstständige Hoheit! Sollten sie nicht noch immer dergleichen auf die Seele des Jünglings wirken, der bey ihnen aufwächst? wohlverstanden, wenn der Lehrer selbst mit ihnen empfindet, wenn er ihren Geist zu ergreifen weis, wenn er in ihren Geschmack eindringt, und vor allem sie nicht zu bloßen Exempelbüchern für Syntax und Grammatik herabwürdigt. —

Doch genug, und vielleicht mehr als genug, zur Vorrede. — Der Mann, von dessen Lebensumständen in diesen Blättern Bericht ertheilet wird, bekannte sich zur Lehrform der ersten zween Schulperioden, mit einer Brust voll Liebe zu den Alten. Ihm war die Zweyte

recht eigentlich zuwider; und an der Dritten nahm er, als abgelebter Greis, keinen Antheil mehr.

Johann Daniel Overbeck ward gebohren zu Rethem, einem Lüneburgischen Städtchen an der Aller, den 23. Jun. 1715, der vierte unter vierzehn Geschwistern, worunter acht Söhne waren. Sein Vater, Caspar Nikolas Overbeck (st. 1752), anfangs Conrector zu Zelle, nachher Pastor zu Rethem, dann zu Pattensen, und endlich Superintendent der Bardowieckischen, nach Pattensen verlegten, Inspection, ein trefflicher Schulmann und gelehrter Exeget (S. dessen Biographie von v. Seelen, Lübeck 1752. Fol.), zeugte ihn in zweyter Ehe mit Helena Magdalena Metzendorf (st. 1729).

Väterlicher Seits war sein Großvater Christoph Overbeck, zuerst Pastor zu Hornebburg im Bremischen, dann zu St. Nicolaihof vor Bardowieck; und die Großmutter Anna Elisabeth, des sehr verdienten Rectors der Lüneburgischen Johannisschule, Nikolas Zimmermann, Tochter.

Sein Großvater mütterlicher Seits war Matthias Metzendorf, hinter einander

Conrector zu Osterode, Rector zu Uelzen, Conrector an der Lüneburgischen Johannisschule, und Pastor erstlich zu St. Lambert, hernach zu St. Nikolai in Lüneburg. Seine Großmutter derselben Seite hieß Anna Götz; ihr Vater, eines Rathmannes Sohn aus Uelzen, hat in Göttingen gelebt.

Von seinen entfernteren Vorfahren wissen wir, außer dem väterlichen Aeltervater Caspar Overbeck, Kaufmann in Lüneburg, und der Religion halber ein Flüchtling aus Westphalen, keinen namentlich anzugeben. Ob der wegen einer milden Stiftung in Hamburg bekannte Jobst v. Overbeck sich mit Recht für einen Verwandten gehalten habe, und ob demnach eine gemeinschaftliche Herkunft aus den Niederlanden, wo noch heutiges Tages der Overbecke viele sind, nachzuweisen sey; das sind unausgemachte Dinge.

Von den Geschwistern des Unsrigen starben zwey Brüder und vier Schwestern in früher Kindheit. Die übrigen, die Er jedoch alle überlebte, waren: Johann Adolf (gebor. 1706), Pastor zu Handorf im Lüneburgischen; Levin Conrad (geb. 1712), Pastor zu Salzhausen ebendaselbst; Georg Christian

(geb.

(geb. 1713), der Rechte Doctor und Consulent in Lübeck; Gottfried Ferdinand (geb. 1717), der Apothekerkunst Beflissener; August Friedrich (geb. 1719), Schullehrer zu Hermannsburg; Dorothea Elisabeth (geb. 1722), Gattin des Pastors Müller zu Hanstedt; und Anna Elisabeth (geb. 1725), unverheirathet.

Ein so zahlreiches Familienhäuflein ohne Vermögen noch Anhalt, durfte sich keiner anderen Hoffnung überlassen, als solcher, die auf eigenen Verhalten beruhet: in der That die schönste! Uebrigens hatte unsern Johann Daniel Mutter Natur mit glücklichen Talenten beschenkt; auch den Empfehlungsbrief an die Menschen, ein anziehendes Aeusseres, hatte sie ihm nicht versagt. So schien es nicht zweifelhaft, daß er die Bahn seiner Väter betreten würde; ungeachtet einst (da die Studien so vieler Söhne dem Vater kostbar fielen), von einer Handlungsdienerschaft in Hamburg die Rede war, und nachher auf der Universität ihm die Lust zu noch anderen Fächern anwandelte.

Die erste Bildung erhielt er in häuslicher Stille von seinen Eltern selbst. Noch schwebte es

es in späteren Jahren ihm lebhaft vor, wie der Vater den vierjährigen Knaben hingezeichnete Buchstaben nachmalen ließ, und wie die Mutter biblische Historien, auch weltliche, ihm vorsagte, Kirchenlieder mit ihm sang, dann aber mit Fragen aus der europäischen Regententafel endigte; denn sie liebte die Wissenschaften, und las fleißig die heil. Schrift mit eigenen Ansichten. Eine Zeitlang besuchte er nachher die öffentliche Schule zu Rethem, und trieb Schreiben und Rechnen, den Katechismus und Latein, unter dem Rector Wilde. In der Folge traten Hauslehrer hinzu: einer unter diesen war der Vater des berühmten Hamburgischen Professors Büsch.

Solchen Unterricht theilten mit ihm die zwey nächsten seiner ältern Brüder; die er zu erreichen pflegte, wo nicht übertraf: so daß er würdig befunden ward, Ostern 1726 mit ihnen die erste Classe der Michaelisschule in Lüneburg zu betreten. Ob damals ein heimliches Gift in dieser Schule umherschlich? genug, er hat es oft als eine besondere Vorsehung Gottes mit innigem Danke gepriesen, daß sein dortiger Aufenthalt nicht von langer Dauer war, ohne sich über die Ursache näher

zu

zu erklären. Wie viel moralisches Unheil würde der Welt erspart, hätte es über diesen Punkt von jeher aufmerksame Lehrer und Schulvorsteher gegeben!

Die Brüder kehrten nacheinander ins Vaterhaus zurück; und hier kam ihnen, was sie in Lüneburg hatten lernen können (auch Musik unter der vorzüglichen Anleitung des Cantors Dreyer), um so viel besser zu Statten. Ihr liebreicher Vater, das Lehramt freylich gewohnt, vorzüglich mit Pfarr- und Inspectionsgeschäften genug überhäuft, ermüdete nicht, sie in allem weiter zu führen. Noch vorhandene Jugendproben beweisen, welch ein kräftig voller Lehrer er war; neben auch, wie damals die Humaniora blühten. Wer sieht zu unserer Zeit (es mögen noch einige Schulen in Sachsen und Schwaben die Ausnahme machen), wer sieht zwölfjährige Knaben sich in griechischen Nachahmungen zuvor lateinisch geschriebener Aufsätze, dann in den mannichfaltigsten Versmassen der römischen Dichter üben? — Historie und Geographie trug wiederum ein Hauslehrer vor.

In diesen Zeitraum fällt eine kleine häusliche Geschichte. Nahe am Pfarrhofe zu Pattensen

tonsen schattirte ein kleines Gehölz, dessen freyere Benutzung der Predigerfamilie gestattet war. Sämmtliche Brüder, Freunde der Natur und der Gartenkunst, schufen ein Lustgehölz aus diesem Walde, mit durchgehauenen Gängen und Lauben. Nach Kleinlohe — der Name des Waldes — wallfahrteten also bald Lüneburger und Harburger. Wenn dann hin und wieder an heiteren Nachmittagen das Los der neuen Anlage in den Lustgängen erscholl, so lauschte nicht selten in irgend einer Laube auf Baumwipfeln einer der jungen Schöpfer, und genoß eines recht glücklichen Augenblicks.

Das Jahr 1793 trennte unser Brüderblatt. Die beyden ältern bezogen um Michaelis die Universität Jena. Johann Daniel blieb zurück, nicht etwa aus Ungleichheit in den Wissenschaften, sondern des Kostenpunkts wegen halber. Manchen an seiner Stelle hätte das geschmerzt; ihn gar nicht. Vielmehr geschah, was ihm von Herzen lieb war. Sehnlich wünschte er noch, durch fortgesetzte Uebungen in todten und lebenden Sprachen, in deutschen und lateinischen Versen und anderen Ausarbeitungen, in der Kenntniß der besten Schriftsteller

steller alter und neuerer Zeit, dann auch in der Meßkunst und Musik, sich weiter auszubilden. Die Freude, seinem unvergleichlichen Vater hiedurch noch mehr Zufriedenheit zu erwecken, sein Rath und seine Unterstützungen erwunterten ihn dabey ganz ungemein, und erleichterten manche Schwierigkeit, zu vielen Anderen und seiner eigenen Verwunderung.

Doch froher war er fast nie gewesen, als da im folgenden Jahre ein Anverwandter aus Lübeck, Namens Schröder, Schreiber beym h. Geisthospitale, ihm gegen einigen Privatunterricht bey dessen Kindern Haus und Tisch antrug. Welche Aussicht! Im Gymnasium zu Lübeck, unter der Anleitung der berühmtesten Lehrer, schwelgen zu dürfen in allem was nur ächte Schulwissenschaft heißen kann! Mit beyden Händen wurde der Antrag, auch vom Vater, angenommen; und so sah er denn zum erstenmal diese ruhmvolle Stadt, die ihm zehn Jahre darauf, (das hoffte er nicht,) zwote Vaterstadt werden sollte.

Sein Vater brachte ihn selbst hieher, und der in unvergeßlichen Verdiensten gestorbene Rector von Seelen setzte ihn, nach vollzogener Prüfung in die erste Classe, weit über

Ande-

Andere seines Alters hinauf. Die ganz vortreflichen Lehrer, die er außer dem bereits genannten Ersten unter ihnen bekam, die herrlichen Uebungen im Sprechen und in der Lektüre, wozu man hier im Gymnasium durch ernstes Handanlegen und eine Fülle von Aufgaben gelangte, der schöne Vorschmack, den man in der Büchervunde und Gelehrtengeschichte gewann, das reizende Beyspiel so vieler treflichen Mitschüler, unter denen einige nachher die größten Männer geworden sind; dies und noch viel mehr Hiehergehöriges waren Dinge, um derentwillen er bis an sein Lebensende die Stunde segnete, worinn diese Stadt ihn zuerst aufnahm. Mit innigstem Dank verehrte er die Asche des berühmten von Seelen und des sehr geschickten beyden Correctoren Gildelius und Lange; deren letzterer damals Subrector war: dreyer Lehrer, mit denen man, seinem Urtheile nach, nur wenig andere vergleichen kann. Ganz unerwartet prophezeyte ihm schon damals Lange, er werde noch einst sein Nachfolger werden.

So

So verlebte er in Lübeck drittehalb Jahre, ohne seinen Vater eben viel zu kosten. Er ward in guten Häusern bekannt, gab Stunden und erhielt hie und da für einen Wochentag den Haustisch. „Ich habe," sagt er in einem unvollendeten Aufsatze, „allerley gesehen, „gelernt, erfahren, das mir zur Warnung, „zur Prüfung und zu einer behutsamen Aufführung, hernachmals auch zur Beförderung, „dienlam gewesen ist. Ich habe überhaupt „fröhliche und betrübte Tage, heitere und „dunkele Stunden, angenehme und zum Theil „auch sehr beschwerliche Umstände abwechselnd „hinnehmen müssen. Im Winter hätten mir „für Kälte, weil es mir an einer eigenen „Stube fehlte, oft die Finger krumm frieren „mögen. Doch muß ich gestehen, in Lübeck „dazumal weit mehr Freude als Leid, aller „meiner eingeschränkten Umstände ungeachtet, „gehabt zu haben." — Nirgends war er vergnügter, als in der Schule. Außer derselben lockten den feurigen Jüngling in müßigen Stunden Musik und Tanz. Auch ins Sängerchor ging er ein Jahr lang. So wäre er gerne noch ein Jahr und länger hier geblieben, mit seines Vaters völliger Zustimmung; hätten

ten sich nicht Umstände ereignet, die ein Anderes nothwendig machten.

Sein schon genannter dritter Bruder, (dem er nachmals nach Lübeck zog, und dadurch die Gründung der Familie daselbst veranlaßte,) stand zu der Zeit, nach vollendeten nur zweyjährigen Universitätsstudien, bey einem Anverwandten in Lauenburg, dem auch unser Johann Daniel bekannt war, als Hauslehrer. Diesem hatte noch vor Ablauf seiner zwey Contractsjahre sich die Aussicht zu einer Verbesserung gezeigt. Um ihn loszumachen, ward unser Overbeck zum Ausdienen an seiner Stelle in Vorschlag gebracht. Der Lauenburger war geneigt, den Candidaten mit dem Schüler zu vertauschen; und so mußte er denn Lübeck früher verlassen, als sonst sein Wunsch und seine Hoffnung war. In damals kriegerischen Zeitläuften hielt er am 14. October 1734 im Gymnasium die Abschiedsrede öffentlich de bello a literarum studiosis adversus ignorantiam gerendo. Rector von Seelen hatte die Zuhörer durch eine gelehrte Schrift de DEO bellatore, ad Exod. XV, 3. (S. dessen Meditatt. Exeget. P. III. p. 832—836) dazu eingeladen.

In

In Lauenburg verrichtete er das ihm aufgebürdete Jahr hindurch seine viele Arbeit, wider eigenes Vermuthen, doch mit Vergnügen; obgleich er auf den Unterricht mehr Zeit verwandte, und ihn auf mehr Gegenstände erstreckte, als verlangt war. Seiner Zöglinge waren sechs; und der täglichen Unterrichtsstunden war noch eine mehr. Außer den Sprachen lehrte er nicht nur Religion, Logik, Geschichtskunde und Meßkunst, sondern auch Rechnen und Schreiben, Musik und Tanz. Diese mannigfaltige Geschäftigkeit gewährte ihm Frohsinn und Liebe bey den Hausgenossen; und auch das Jahr in Lauenburg ward ihm eines der angenehmsten seines Lebens.

Um Michaelis 1735 befahl ihm endlich sein Vater, die akademische Laufbahn anzutreten. Ueber Hannover, allwo er den Hofstaat Georg des IIten, der damals seine deutschen Lande besuchte, und auch den König selbst öffentlich speisen sah, ging er nach Helmstädt. Dort war er an das Mosheimische Haus empfohlen; in diesem nahm er auch seine Wohnung, — ein Umstand, der Epoche in seiner Lebensgeschichte macht. — Mosheim, damals öffentlicher Lehrer der Theologie in Helmstädt, nachher

Abt, und endlich Kanzler der Universität Göttingen, ein geborner Lübecker, stand bereits in dem ausgezeichneten Ruhme, den er durch sein Moralwerk, seine Kirchengeschichte und seine Kanzelreden begründete. Der leutselige Mann flößte sogleich dem Jünglinge Vertrauen ein; umgekehrt mißfiel der wohlunterrichtete und wißbegierige Jüngling dem großen Gelehrten nicht. Mosheims Lehrstunden wurden ihm unentgeldlich geöfnet; und schon im ersten halben Jahre hörte er dessen Vorträge über den Brief an die Römer, so wie Lackemachers über den Propheten Hoseas. Vielen Anderen vielleicht ein zu hoher Anfang; ihm nicht, denn er kam von der Lübeckischen Schule. Doch hörte er auch Logik und Wolfische Metaphysik bey Frobese; Anderes bey Andern. Vieles außer der gewöhnlichen Ordnung: hiezu bestimmte ihn vorzüglich die Voraussetzung, daß ihm, wie seinen Brüdern, die akademische Zeit wohl nicht länger als auf zwey Jahre zugemessen seyn dürfte. Allein schon um Ostern 1736 zeigten sich hierinn günstigere Aussichten: Mosheim gab ihm den Tisch und nahm ihn zum Hauslehrer seiner Kinder an, einer Tochter von neun, und zweyer Söhne von acht

und

und vier Jahren. Wie froh machte ihn dies Geschäft! Wie lehrreich verflossen ihm die Tischstunden, wenn er an der Seite des beredten und gedankenreichen Mannes im engsten Familienkreise saß. — Gepredigt hatte er schon verschiedenemale mit Beyfall; den Stand eines Landgeistlichen hatte er schon lieb gewonnen. So hielt er sich bisher berufen für die Kanzel. Nun aber wirkte ein neues Vorbild auf seine jugendliche Seele: Mosheim, der Professor, ward sein Ideal; und so erwachte in ihm die Begierde nach akademischer Anstellung. Wer war in ähnlicher Lage, und erlag nicht derselben kleinen Eitelkeit?

Noch manches kam hinzu, das dem auflodernden Ehrgeize Nahrung gab. Auf Mosheims erstes Prorectorat hatte er Veranlassung, zwey Gedichte zu schreiben; eines deutsch und anonym, das andere lateinisch in fremdem Namen. Beyde erhielten ausgezeichneten Beyfall. Das erstere hatte der neue Prorector sogleich der Menge aller übrigen vorgezogen, und dies Urtheil auch nicht verändert, nachdem er den Verfasser erfahren. Für den Urheber des letzteren hielt er lange einen andern geschickten jungen Mann, fand sich aber angenehm

nehm überrascht, als einst bey einem häuslichen Schmause der wahre Verfasser sich ihm entdeckte. Jetzt überhäufte er ihn mit freundlichen Aufmunterungen, jetzt nannte er ihm das Beyspiel eines Overbeck, seines väterlichen Oheims, der ein grundgelehrter Mann gewesen sey, und mit welchem Leibnitz Briefe gewechselt habe. Muthig, lieber junger Freund! flüsterte er ihm zu wiederholtenmalen ins Ohr; muthig hinan, und aufs Höchste studiret! — Man kann denken, daß dergleichen Worte tief in die Seele des Jünglings drangen. Sie wirkten desto kräftiger, je väterlicher sich der treffliche Mann ihm hingab. Nicht nur verschafte er ihm Stipendien, sondern er übertrug ihm auch Correctur und Register mancher seiner eigenen Schriften, die Uebersetzung Calmet's und Cave's, und die Verfertigung manches deutschen und lateinischen Gedichtes, wozu irgend eine öffentliche Veranlassung entstand. Solche Arbeiten wurden auch manchmal gut bezahlt; und so sah der junge Mann sich über eigenes Vermuthen im Stande, seinen Aufenthalt in Helmstädt auf ganzer sieben Jahre, ohne Belästigung seines Vaters, auszudehnen. Ja, es gelang ihm,

einen

einen jüngeren Bruder nach sich zu ziehen, und auch diesem einige seiner Ausgaben bestreiten zu helfen.

Den Fortgang seiner Studien schildert er selber: „Daß ich fortfuhr, alles was Mos„heim in öffentlichen und Privatstunden las, „aufs fleißigste zu hören, versteht sich von „selbst. Kirchenhistorie, Hermeneutik, Exe„getik, Dogmatik, Moral, Pastoral, Pole„mik, kurz: was er nur vortrug, ward aus „seinem so beredten Munde mit begieriger „Seele von mir aufgefangen, und zum Theil „mehreremale wiederholt. Ein gleiches ge„schah mit Frobesens philosophischen und „mathematischen Stunden; ein gleiches mit „Reuffels Naturrecht, Sittengesetz und „Staatskunst. Ferner besuchte ich Pyre„meisters Experimentalphysik, wobey dieser „Mann zugleich sein Kunstkabinet und seine „kostbare Naturaliensammlung vorzeigte. Ich „hörte Breithaupts natürliche Gottesge„lahrtheit, auch von der Herbts hebräi„sche Sprachlehre und seine Erklärung jüdi„scher Alterthümer. Ferner Schlegers über „die Apostelgeschichte und die Paulinischen „Briefe; denselben über die griechischen Al-

„kerthümer des Lambert Bos, und über „die hebräischen des Reland. Abt Seidel „brachte dazumal nichts zu Ende; doch höre „ich, was er zu lesen anfing. In den Gesell„schaften, in welchen Wagner die merkwürs„digsten Himmelserscheinungen bey Tage oder „zur Nachtzeit beobachtete, unterließ ich nicht, „mich allemal einzufinden. Als der nachmas„lige Professor in Stuttgart, M. Rues, „von Jena nach Helmstädt kam, erklärte er „mir nebst der übrigen Mosheimischen Haus„gesellschaft, zu welcher er selbst gehörte, zu „seiner Uebung die von ihm kurz vorher unter „Hamberger getriebene Naturlehre. Nach„dem ich bey dem Lector der französischen „Sprache, d'Ireval, der sich einen Mar„quis nannte, und bey einem andern Sprach„meister, Rol, im Französischen zu einer „ziemlichen Fertigkeit gekommen war, so ließ „ich den Umstand nicht unbenutzt, daß der „itzige schwedische Bischof in Hernösand, Kiör„ling, in Mosheims Hause eine Stube „nahm, in welche aus der Meinigen unmit„telbar eine Thüre ging. Dieser Mann hatte „wirklich die Stelle eines Predigers an der „französischen lutherischen Kirche in Stock„holm,

„holm, von welcher er die Einkünfte zog. „Allein mit Erlaubniß der Vorsteher seiner „Gemeine war er ins zweyte Jahr in Paris „gewesen, blos um das Französische nach der „neuesten und allerfeinsten Aussprache zu trei„ben. Jetzt kam er nach Helmstädt, um sich „vom Abt Mosheim den Doctorhut aufs„setzen zu lassen, wie auch geschehen ist. Alle „Abende, an welchen wir konnten, war er „entweder bey mir, oder ich bey ihm, um uns „mit einander theils über andere Dinge zu „unterhalten, theils auch die Feinheit der „französischen Mundart, besonders in Absicht „auf die Aussprache, weiter auszuüben. Auf „diese Art behielt er desto besser, und gewann „ich zu gleicher Zeit mit ziemlichem Glücke, „was er in Paris gelernt hatte. Mir ward „nachher von Leuten, die auch vor kurzem aus „Paris gekommen waren, gemeiniglich das „Zeugniß ertheilet, daß ich es in der guten „Aussprache weit gebracht hätte. Im Engli„schen und einigen anderen der heutigen Spra„chen übte ich mich für mich selbst. Auf das „Arabische pflegte man sich dazumal noch nicht „so sehr, als itzt, zu legen. Das Rabbini„sche verleidete mir Mosheim. Dem Sy„

Andere seines Alters hinauf. Die ganz vortreflichen Lehrer, die er außer dem bereits genannten Osten unter ihnen bekam, die herrlichen Uebungen im Sprechen und in der Lektüre, wozu man hier im Gymnasium durch ernstes Handanlegen und eine Fülle von Aufarbeitungen in deutscher sowohl als lateinischer und griechischer, gebundener und ungebundener Rede, gelangte, der schöne Vorschmack, den man in der Bücherkunde und Gelehrtengeschichte gewann, das reizende Beyspiel so vieler trefflichen Mitschüler, unter denen einige nachher die größten Männer geworden sind; dies und noch viel mehr Hiehergehöriges waren Dinge, um derentwillen er bis an sein Lebensende die Stunde segnete, worinn diese Stadt ihn zuerst aufnahm. Mit innigstem Dank verehrte er die Asche des berühmten von Seelen und der sehr geschickten beyden Correctoren Gildelins und Langes, deren letzterer damals Subrector war: dreyer Lehrer, mit denen man, seinem Urtheile nach, nur wenig andere vergleichen kann. Ganz unerwartet prophezeyte ihm schon damals Langes, er werde noch einst sein Nachfolger werden.

So

So verlebte er in Lübeck drittehalb Jahre, ohne seinen Vater eben viel zu kosten. Er ward in guten Häusern bekannt, gab Stunden und erhielt hie und da für einen Wochentag den Haustisch. „Ich habe," sagt er in einem unvollendeten Aufsatze, „allerley gesehen, „gelernt, erfahren, das mir zur Warnung, „zur Prüfung und zu einer behutsamen Aufführung, hernachmals auch zur Beförderung, „dienlam gewesen ist. Ich habe überhaupt „fröhliche und betrübte Tage, heitere und „dunkele Stunden, angenehme und zum Theil „auch sehr beschwerliche Umstände abwechselnd „hinnehmen müssen. Im Winter hätten mir „für Kälte, weil es mir an einer eigenen „Stube fehlte, oft die Finger krumm frieren „mögen. Doch muß ich gestehen, in Lübeck „dazumal weit mehr Freude als Leid, aller „meiner eingeschränkten Umstände ungeachtet, „gehabt zu haben." — Nirgends war er vergnügter, als in der Schule. Außer derselben lockten den feurigen Jüngling in müßigen Stunden Musik und Tanz. Auch ins Sängerchor ging er ein Jahr lang. So wäre er gerne noch ein Jahr und länger hier geblieben, mit seines Vaters völliger Zustimmung; hätten

ten sich nicht Umstände ereignet, die ein Anderes nothwendig machten.

Sein schon genannter dritter Bruder, (dem er nachmals nach Lübeck zog, und dadurch die Gründung der Familie daselbst veranlaßte,) stand zu der Zeit, nach vollendeten nur zweyjährigen Universitätsstudien, bey einem Anverwandten in Lauenburg, dem auch unser Johann Daniel bekannt war, als Hauslehrer. Diesem hatte noch vor Ablauf seiner zwey Contractsjahre sich die Aussicht zu einer Verbesserung gezeigt. Um ihn loszumachen, ward unser Overbeck zum Ausdienen an seiner Stelle in Vorschlag gebracht. Der Lauenburger war geneigt, den Candidaten mit dem Schüler zu vertauschen; und so mußte er denn Lübeck früher verlassen, als sonst sein Wunsch und seine Hoffnung war. In damals kriegerischen Zeitläuften hielt er am 14. October 1734 im Gymnasium die Abschiedsrede öffentlich de bello a literarum studioso adversus ignorantiam gerendo. Rector von Seelen hatte die Zuhörer durch eine gelehrte Schrift de DEO bellatore, ad Exod. XV, 3. (S. dessen Meditatt. Exeget. P. III. p. 832—856) dazu eine geladen.

In

In Lauenburg verrichtete er das ihm aufgebürdete Jahr hindurch seine viele Arbeit, wider eigenes Vermuthen, doch mit Vergnügen; obgleich er auf den Unterricht mehr Zeit verwandte, und ihn auf mehr Gegenstände erstreckte, als verlangt war. Seiner Zöglinge waren sechs; und der täglichen Unterrichtsstunden war noch eine mehr. Außer den Sprachen lehrte er nicht nur Religion, Logik, Geschichtskunde und Meßkunst, sondern auch Rechnen und Schreiben, Musik und Tanz. Diese mannigfaltige Geschäftigkeit gewährte ihm Frohsinn und Liebe bey den Hausgenossen; und auch das Jahr in Lauenburg ward ihm eines der angenehmsten seines Lebens.

Um Michaelis 1735 befahl ihm endlich sein Vater, die akademische Laufbahn anzutreten. Ueber Hannover, allwo er den Hofstaat Georg des IIten, der damals seine deutschen Lande besuchte, und auch den König selbst öffentlich speisen sah, ging er nach Helmstädt. Dort war er an das Mosheimische Haus empfohlen; in diesem nahm er auch seine Wohnung, — ein Umstand, der Epoche in seiner Lebensgeschichte macht. — Mosheim, damals öffentlicher Lehrer der Theologie in Helmstädt, nachher

Abt, und endlich Kanzler der Universität Göttingen, ein geborner Lübecker, stand bereits in dem ausgezeichneten Rahme, den er durch sein Moralwerk, seine Kirchengeschichte und seine Kanzelreden begründete. Der leutselige Mann flößte sogleich dem Jünglinge Vertrauen ein; umgekehrt mißfiel der wohlunterrichtete und wißbegierige Jüngling dem großen Gelehrten nicht. Mosheims Lehrstunden wurden ihm unentgeldlich geöfnet; und schon im ersten halben Jahre hörte er dessen Vorträge über den Brief an die Römer, so wie Lackemachers über den Propheten Hoseas. Vielen Anderen vielleicht ein zu hoher Anfang; ihm nicht, denn er kam von der Lübeckischen Schule. Doch hörte er auch Logik und Wolfische Metaphysik bey Frobese; Anderes bey Andern. Vieles außer der gewöhnlichen Ordnung: hiezu bestimmte ihn vorzüglich die Voraussetzung, daß ihm, wie seinen Brüdern, die akademische Zeit wohl nicht länger als auf zwey Jahre zugemessen seyn dürfte. Allein schon um Ostern 1736 zeigten sich hierinn günstigere Aussichten: Mosheim gab ihm den Tisch und nahm ihn zum Hauslehrer seiner Kinder an, einer Tochter von neun, und zweyer Söhne von acht

und

und vier Jahren. Wie froh machte ihn dies Geschäft! Wie lehrreich verflossen ihm die Tischstunden, wenn er an der Seite des beredten und gedankenreichen Mannes im engsten Familienkreise saß. — Gepredigt hatte er schon verschiedenemale mit Beyfall; den Stand eines Landgeistlichen hatte er schon lieb gewonnen. So hielt er sich bisher berufen für die Kanzel. Nun aber wirkte ein neues Vorbild auf seine jugendliche Seele: Mosheim, der Professor, ward sein Ideal; und so erwachte in ihm die Begierde nach akademischer Anstellung. Wer war in ähnlicher Lage, und erlag nicht derselben kleinen Eitelkeit?

Noch manches kam hinzu, das dem auflodernden Ehrgeize Nahrung gab. Auf Mosheims erstes Prorectorat hatte er Veranlassung, zwey Gedichte zu schreiben; eines deutsch und anonym, das andere lateinisch in fremdem Namen. Beyde erhielten ausgezeichneten Beyfall. Das erstere hatte der neue Prorector sogleich der Menge aller übrigen vorgezogen, und dies Urtheil auch nicht verändert, nachdem er den Verfasser erfahren. Für den Urheber des letzteren hielt er lange einen andern geschickten jungen Mann, fand sich aber ange-

nehm überrascht, als einst bey einem häuslichen Schmause der wahre Verfasser sich ihm entdeckte. Jetzt überhäufte er ihn mit freundlichen Aufmunterungen, jetzt nannte er ihm das Beyspiel eines Overbeck, seines väterlichen Oheims, der ein grundgelehrter Mann gewesen sey, und mit welchem Leibnitz Briefe gewechselt habe. Muthig, lieber junger Freund! flüsterte er ihm zu wiederholtenmalen ins Ohr; muthig hinan, und aufs Höchste studiret! — Man kann denken, daß dergleichen Worte tief in die Seele des Jünglings drangen. Sie wirkten desto kräftiger, je väterlicher sich der treffliche Mann ihm hingab. Nicht nur verschafte er ihm Stipendien, sondern er übertrug ihm auch Correctur und Register mancher seiner eigenen Schriften, die Uebersetzung Calmet's und Cave's, und die Verfertigung manches deutschen und lateinischen Gedichtes, wozu irgend eine öffentliche Veranlassung entstand. Solche Arbeiten wurden auch manchmal gut bezahlt; und so sah der junge Mann sich über eigenes Vermuthen im Stande, seinen Aufenthalt in Helmstädt auf ganzer sieben Jahre, ohne Belästigung seines Vaters, auszudehnen. Ja, es gelang ihm,

einen

einen jüngeren Bruder nach sich zu ziehen, und auch diesem einige seiner Ausgaben bestreiten zu helfen.

Den Fortgang seiner Studien schildert er selber: „Daß ich fortfuhr, alles was Mos„heim in öffentlichen und Privatstunden las, „aufs fleißigste zu hören, versteht sich von „selbst. Kirchenhistorie, Hermeneutik, Exe„getik, Dogmatik, Moral, Pastoral, Pole„mik, kurz: was er nur vortrug, ward aus „seinem so beredten Munde mit begieriger „Seele von mir aufgefangen, und zum Theil „mehreremale wiederholt. Ein gleiches ge„schah mit Frobesens philosophischen und „mathematischen Stunden; ein gleiches mit „Reuffels Naturrecht, Sittengesetz und „Staatskunst. Ferner besuchte ich Bytes„meisters Experimentalphysik, wobey dieser „Mann zugleich sein Kunstkabinet und seine „kostbare Naturaliensammlung vorzeigte. Ich „hörte Brettheupts natürliche Gottesge„lahrtheit, auch von der Herbts hebräi„sche Sprachlehre und seine Erklärung jüdi„scher Alterthümer. Ferner Schlegers über „die Apostelgeschichte und die Paulinischen „Briefe; denselben über die griechischen Al-

„terthümer des Lambert Bos, und über „die hebräischen des Reland. Abt Seidel „brachte dazumal nichts zu Ende; doch höre „ich, was er zu lesen anfing. In den Gesell„schaften, in welchen Wagner die merkwür„digsten Himmelserscheinungen bey Tage oder „zur Nachtzeit beobachtete, unterließ ich nicht, „mich allemal einzufinden. Als der nachmali„ge Professor in Stuttgart, M. Rues, „von Jena nach Helmstädt kam, erklärte er „mir nebst der übrigen Mosheimischen Haus„gesellschaft, zu welcher er selbst gehörte, zu „seiner Uebung die von ihm kurz vorher unter „Hamberger getriebene Naturlehre. Nach„dem ich bey dem Lector der französischen „Sprache, d'Ireval, der sich einen Mar„quis nannte, und bey einem andern Sprach„meister, Roi, im Französischen zu einer „ziemlichen Fertigkeit gekommen war, so ließ „ich den Umstand nicht unbenutzt, daß der „itzige schwedische Bischof in Hernösand, Kiör„ling, in Mosheims Hause eine Stube „nahm, in welche aus der Meinigen unmit„telbar eine Thüre ging. Dieser Mann hatte „wirklich die Stelle eines Predigers an der „französischen lutherischen Kirche zu Stock„holm,

„holm, von welcher er die Einkünfte zog. „Allein mit Erlaubniß der Vorsteher seiner „Gemeine war er ins zweyte Jahr in Paris „gewesen, blos um das Französische nach der „neuesten und allerfeinsten Aussprache zu trei„ben. Jetzt kam er nach Helmstädt, um sich „vom Abt Mosheim den Doctorhut aufs„setzen zu lassen, wie auch geschehen ist. Alle „Abende, an welchen wir konnten, war er „entweder bey mir, oder ich bey ihm, um uns „mit einander theils über andere Dinge zu „unterhalten, theils auch die Feinheit der „französischen Mundart, besonders in Absicht „auf die Aussprache, weiter auszuüben. Auf „diese Art behielt er desto besser, und gewann „ich zu gleicher Zeit mit ziemlichem Glücke, „was er in Paris gelernt hatte. Mir ward „nachher von Leuten, die auch vor kurzem aus „Paris gekommen waren, gemeiniglich das „Zeugniß ertheilet, daß ich es in der guten „Aussprache weit gebracht hätte. Im Engli„schen und einigen anderen der heutigen Spra„chen übte ich mich für mich selbst. Auf das „Arabische pflegte man sich dazumal noch nicht „so sehr, als itzt, zu legen. Das Rabbini„sche vertheidete mir Mosheim. Dem Sy„

„rischen und Chaldäischen mit mir eine Lehrs„stunde zu widmen, hatte niemand Lust. In „der Singekunst und auf dem Klavier, so viel „ich konnte, zuzulernen, bestrebte ich mich nes„benher bey aller Gelegenheit. Unter andern „half hiezu auch der Unterricht, den ich den „Mosheimischen Kindern in diesen Dingen „gab. Ich war nämlich auch ihr Musikmeis„ster, gleichwie ihr Sprach-, Schreib- und „Rechnenmeister. Auch die Geige und die „Flöte spielte ich damals. Allein wie viel von „allem diesen habe ich nach der Hand einge„büßt, an die Seite gelegt, vergessen!“

Unter solchen Uebungen dachte er an einen Schulmann am allerwenigsten. Wiewohl, es gentlich zuwider waren ihm die Schulwissenschaften im Grunde gar nicht. Vielmehr konnte er sich auch auf der Akademie der Beschäftigung mit ihnen nie ganz enthalten. „Fast wider „meinen Willen,“ sagt er, „war mir die „Schule, so zu reden, an das Herz gewachs„sen. Wenn, zum Exempel, Mosheim „ein biblisches Buch erklärte, so regte sich fast „immer ein Wunsch bey mir, daß auf eine sol„che Art mir irgend einmal in meinen Schul„jahren ein Cicero möchte erläutert worden „seyn.

„ seyn. Wenn er Latein redete, so billigte, „ lobte und bewunderte oder tadelte ich in der „ Stille das, was er zu hören gab, mehr oder „ weniger, nachdem er entweder ciceronianisch „ oder schlechter sich ausdrückte, sich selbst ähnlich oder unähnlich blieb, richtig oder unrecht „ aussprach. Wenn er das Griechische anders, „ als nach den Accenten las, so war es mir gar „ nicht gelegen, und ich empfand einen heimlichen Verdruß, wenn er, wiewohl überaus selten, einmal die akademische Weise mitmachte, und von den niederen Schulen mit „ einiger Geringschätzigkeit sprach. Ueber dem „ Lesen des Cicero und anderer lateinischen alten Schriftsteller, ingleichen bey allerhand „ Uebungen in der Feder, die dadurch erweckt „ und befördert wurden, überraschten mich „ meine jungen Freunde ziemlich oft und zum „ Theil nicht ohne sinesen-Tadel, welchen ihrer einige mir auch zuweilen zu erkennen gaben. Nichts bewirkte jedoch hierinn bey mir „ eine Veränderung.“

Mosheim hatte sich es ernstlich vorgesetzt, seinem jungen Freunde fortzuhelfen. Bey aller Gelegenheit sprach er davon. Vor allen Dingen ermahnte er ihn, eine gewisse Bäldig-

keit

keit abzulegen, oder wie er sich ausdrückte, das Mißtrauen gegen sich selbst. Dies hielt freylich schwer, und hält in gewissem Maaße immer schwer, je zarter der junge Mann empfindet und je ehrbegieriger er ist. Um sich jedoch in dieser für das Leben sehr nothwendigen Sache zu üben, eröffnete ihm Mosheim auf ein halbes Jahr seinen Hörsaal zu unentgeldlichen Vorlesungen. Auch ließ er ihn fleißig disputiren, bald als Respondent, bald als Opponent. Sein und anderer Kenner Beyfall ermunterte dann allerdings den Jüngling, und schon trug dieser sich mit kühneren Hoffnungen, als seine Gesundheit zu wanken begann.

Für die Lebensart eines Stubengelehrten war sein Körper zu blutreich. Es entstanden hypochondrische Aufwallungen, und in der Folge sonderbare Zufälle, die wohl Einige für epileptisch hielten. Aderlässe, anstatt das Uebel zu heben, schwächten nur die Constitution, und senkten den Geist noch tiefer in Trübsinn. Jetzt bemächtigte sich seiner eine furchtbare Hoffnungslosigkeit. In diesem Zustande plagte er sich mit allerley abwechselnden Entwürfen. Bald wollte er Landmann werden, bald in den Krieg gehen. Wirklich, als einst sich einer der

Brauns

Braunschweigischen Prinzen zum Feldzuge nach Ungarn rüstete, war er nahe daran, als Husar mit ihm zu gehen. Zum Glück berieth er sich noch zuvor mit Mosheim; und der freundliche Mann redete ihm mit allem Glimpf die Grille aus dem Sinn. Eine bessere Entschliessung war die, daß er sich um Pfingsten 1740 über Braunschweig, Zelle und Lüneburg nach Hause begab und den Pyrmonter Brunnen trank, auch Lustreisen nach Harburg und Hamburg machte. Diese Cur schlug an, und mit gestärkter Kraft und neuer Munterkeit kehrte er zurück in den Schoos der Mosheimischen Familie, die ihn wie einen Sohn und Bruder empfing.

In diesen Zeitraum fallen zwey kleine gelehrte Arbeiten. 1739 schrieb er das Leben des Erzbischofs Tillotson. Es steht vor dem ersten Bande der von Mosheim besorgten Uebersetzung der Predigten dieses geistreichen Britten. Und 1740 erschien von ihm, auch auf Mosheims Verlangen, die Uebersezzung des 3ten Theils von Calmets biblischen Untersuchungen. (Die beyden ersten Theile hatten einen andern Uebersetzer.)

Doch

keit abzulegen, oder wie er sich ausdrückte, das Mißtrauen gegen sich selbst. Dies hielt freylich schwer, und hält in gewissem Maaße immer schwer, je zarter der junge Mann empfindet und je ehrbegieriger er ist. Um sich jedoch in dieser für das Leben sehr nothwendigen Waffe zu üben, eröffnete ihm Mosheim auf ein halbes Jahr seinen Hörsaal zu unentgeldlichen Vorlesungen. Auch ließ er ihn fleißig disputiren, bald als Respondent, bald als Opponent. Sein und anderer Kenner Beyfall ermunterte dann allerdings den Jüngling, und schon trug dieser sich mit kühneren Hoffnungen, als seine Gesundheit zu wanken begann.

Für die Lebensart eines Stubengelehrten war sein Körper zu blutreich. Es entstanden hypochondrische Aufwallungen, und in der Folge sonderbare Zufälle, die wohl Einige für epileptisch hielten. Aderlässe, anstatt das Uebel zu heben, schwächten nur die Constitution, und senkten den Geist noch tiefer in Trübsinn. Jetzt bemächtigte sich seiner eine furchtbare Hoffnungslosigkeit. In diesem Zustande plagte er sich mit allerley abwechselnden Entwürfen. Bald wollte er Landmann werden, bald in den Krieg gehen. Wirklich, als einst sich einer der

Brauns

Braunschweigischen Prinzen zum Feldzuge nach Ungarn rüstete, war er nahe daran, als Husar mit ihm zu gehen. Zum Glück berieth er sich noch zuvor mit Mosheim; und der freundliche Mann redete ihm mit allem Glimpf die Grille aus dem Sinn. Eine bessere Entschliessung war die, daß er sich um Pfingsten 1740 über Braunschweig, Zelle und Lüneburg nach Hause begab und den Pyrmonter Brunnen trank, auch Lustreisen nach Harburg und Hamburg machte. Diese Cur schlug an, und mit gestärkter Kraft und neuer Munterkeit kehrte er zurück in den Schoos der Mosheimischen Familie, die ihn wie einen Sohn und Bruder empfing.

In diesen Zeitraum fallen zwey kleine gelehrte Arbeiten. 1739 schrieb er das Leben des Erzbischofs Tillotson. Es steht vor dem ersten Bande der von Mosheim besorgten Uebersetzung der Predigten dieses geistreichen Britten. Und 1740 erschien von ihm, auch auf Mosheims Verlangen, die Uebersetzung des 3ten Theils von Calmets biblischen Untersuchungen. (Die beyden ersten Theile hatten einen andern Uebersetzer.)

Doch

Doch die Stunde des eignen Heerdes hatte geschlagen. Mosheim rieth, mit einem Schuldienste immerhin den Anfang zu machen, und das Professorat im Auge zu behalten. Sie ahnten beyde nicht, daß die Vorsehung schon entscheidend beschlossen habe. Das Conrectorat in Quedlinburg war vacant. Mosheim verschaffte es seinem jungen Freunde, und am 30sten May 1743 erhielt er die Bestallung. Mit ziemlicher Heiterkeit trat er sein Amt an: aber er fand die Umstände von manchen Seiten in der Maasse widrig, daß er mit Mosheims völliger Zustimmung schon das Jahr darauf abbrach, und, wiewohl mit einiger Gemüthsunruhe, das Subrectorat in Lübeck annahm. Seine Antritts- und Abschiedsreden bey dieser zwiefachen Gelegenheit, die 1745 auf Mosheims Begehren unter dem Titel: Orationes tres pro ingrediendorum ratione munerum, unius deponendi, habitae, Lubecae. 8. herauskamen, zeigten schon damals seine Gewandheit im eleganten lateinischen Styl: eine Fertigkeit, worinn er es in der Folge den größten Humanisten gleich that. Daneben bezeichnen diese Reden den Gang, den er mit seinen Schülern zu nehmen gedach-

gedachte. Er wollte sie nämlich in seinem Unterrichte allemal beyläufig über die Fortschritte belehren, welche die Wissenschaften von Zeit zu Zeit in der gelehrten Welt machen würden, um sie dadurch in den Stand zu setzen, sich unter ihm sowohl, als besonders nachher auf der Universität und im ganzen Leben, bey ihrem Studiren darnach zu richten. Dies ist wenigstens der Sinn, den er selber seiner Quedlinburgischen Antrittsrede: de coformandis in schola ad genium seculi juvenum ingeniis, beylegte. Denn sonst war er eigentlich dem Zeitgeiste gar nicht hold, in sofern er ihm lauere Grundsätze nicht nur für die Schulbildung, sondern auch für Religion und Sittlichkeit herbeyzuführen schien.

Jetzt erblicken wir also unsern Overbeck in dem Amte, das er ebenfalls nur als ein Beyläufiges betrachten sollte, welches er aber bis ins funfzigste Jahr mit Treue und Auszeichnung getragen hat. Er kam wieder in sein geliebtes Lübeck; er fand seine verehrten Lehrer wieder, und ward — erfüllte Weissagung! — ihr Collega. Anfangs trübte zwar zuweilen seinen Geist die ihn nun ergreifende Ahnung, daß doch wohl die Schule sein Erstes

und

und Letztes seyn würde: Moshoims väterlicher Zuruf in manchem Briefe aus damaliger Zeit verräth diese Stimmung. Aber der blühende Zustand des Gymnasiums, — denn zahlreich flossen Ausländer und Einheimische hier zusammen, und gearbeitet wurde mit Kraft, — dann auch seine Ergebung in die Fügungen des Himmels, gab ihm wieder Muth und Freudigkeit. Nie hat er in seinem ganzen Leben fröhlicher, und nie nach eigenem Geständnisse, mit reicherem Erfolg, gearbeitet, als in den ersten zwanzig Jahren, da er als Subrector und Aufseher der öffentlichen Bibliothek, und hernach als Conrector, der Schule vorstand. Wer aus seinen Händen in von Seelen's Hände zur ersten Classe überging, den mußte die Natur verwahrloset oder eigener Unfleiß geschändet haben, wenn er nicht nachher auf der Universität dem Lübeckischen Gymnasium ausgezeichnete Ehre machte. Die Mittel, womit dies erreicht wurde, waren: eigene Werthschätzung humanistischer Kenntnisse, eiserner Fleiß, durchdachte strenge Methode und strenge Disciplin. Der letzteren ungeachtet, hingen dennoch seine Schüler an ihm: denn immer ist die Würde des Ernstes, die sich nichts vergiebt

und

und gleichwohl eine heitere Seele im Hintergrunde, Wohlwollen aber in ihren Zwecken zeigt, der Jugend gleichsam ein moralischer Magnet. Wie hat er aber auch gearbeitet! Zu jeder seiner Stunden bereitete er sich mühsam vor, und das bis in sein spätestes Alter. Und doch hatte er, in früheren Jahren oft acht Stunden des Tages, theils öffentlichen, theils Privatunterricht zu geben. Hierdurch ward ihm unter andern solches Aufstehn zur bleibenden Gewohnheit: im Sommer schon um vier, im Winter doch vor sechs Uhr, saß er an seinem Schreibtisch.

Unter allen seinen Klassikern war ihm sein Cicero der Vertrauteste; den bearbeitete er mit rastlosem Eifer, den suchte er mit Quintilian, seinen Schülern vorzüglich wichtig, und seinen Ausdruck ihnen nach und nach geläufig zu machen; nicht blos zu Uebersetzen und Erklären, sondern auch durch Nachahmungen. Er wußte diese an sein Original so anzuschließen, daß dem Schüler die Arbeit wirklich federleicht ward: aber desto mehr Schweiß hatte sie dem Lehrer gekostet. Er erhielt auf diesem Wege, was ihm durch eigene Aufsätze der Lernenden allein langwieriger deuchte:

die Uebung, das Deutschgedachte schnell und sicher und mit Geschmack in römische Form und Farbe, aber genau nach der als meisterhaft vorausgesetzten Anordnung des Originals, umzugießen.

Mosheims deutscher Ausdruck, zumal in den ersten seiner heiligen Reden, schien ihm musterhaft. Die Rechenschaft, die er sich über dies Gefühl gab, weckte in ihm eine eigenthümliche Idee, die eben auch Einfluß auf seine Lehrart gewann. Er erklärt sich darüber selbst auf folgende Weise: „Unter allen Schriften, die „Mosheim deutsch herausgab, haben bey „mir, was die Kraft, Anmuth und Schönheit „der Schreibart anbetrifft, allemal die ersten, „und besonders die ersten seiner heiligen Reden, den Vorzug gehabt. Wie ich diese zuerst kennen lernte, war ich selbst noch täglich „mit den Reden des Cicero beschäftigt, und „glaubte immer, diesen lateinischen Redner „in dem Deutschen leibhaftig wiederzufinden. „Je länger ich beyde neben einander abwechselnd fortlas, desto mehr Stärke gewann bey „mir die Empfindung dieser Aehnlichkeit, die „ich zwischen ihnen beyden einmal angetroffen „hatte. Und noch diese Stunde dünket mich, „daß

„daß meine damalige Bemerkung mich nicht „sehr getäuschet hat. Ist dieser Gedanke kein „Irrthum: so glaube ich ferner, eine Ursache „angeben zu können, aus welcher die erwähnte Aehnlichkeit abzuleiten steht. Mosheim „selbst hatte sich nämlich nicht sowohl, wie einige zuweilen behaupten wollten, nach einem „Tillotson oder Saurin, als nach einem „Cicero gebildet. Man weis, wie fleißig „dieser Mann in seiner Jugend die Alten gelesen: und sein Cudworth kann allein lehren, wie groß seine Bekanntschaft mit dem „Cicero gewesen sey. Was ist es Wunder, „daß seine deutsche Beredsamkeit, worinn er „keinen seiner Landsleute zum Vorgänger annahm, eine Ciceronianische Beredsamkeit „ward? Ich will ihn hiermit für keinen Nachahmer erklären. Ueberall war bey ihm mehr „Natur als Kunst. Allein auch die besten „Köpfe bilden sich doch insgemein nach anderen, die ihnen vorzüglich gefallen, wenn sie „es gleich selbst nicht wissen.“

„Mosheim, dachte ich also, ist Cicero, „und Cicero ist Mosheim! Allein wie „wunderbar! In Ansehung des äußerlichen „Vortrages ist doch der Eine so sehr weit von

„dem Andern unterschieden. Welche Dinge „haben mit einander weniger Verwandtschaft, „als die langen Perioden, die der Eine, und „die kurzen, welche der Andere liebet? Sollte „ich mich etwa irren? Nein! Ich fühle zu „sehr, daß die Beredsamkeit des Einen nicht „anders mit meinem Verstande und Herzen „verfährt, als die Beredsamkeit des Andern. „Und in eine solche Vergleichung mit dem Mu„ster aller lateinischen Redner bin ich bisher „noch keinen Deutschen zu stellen vermögend „gewesen. Woran liegt dies? Und was ist „die Ursache?"

„Ich war schon eine Zeit in Helmstädt ge„wesen, als die Beantwortung dieser Fragen „mir noch immer schwierig schien. Die bisher „genossenen Anweisungen zur guten Schreib„art und Beredsamkeit hatten mir kein Ver„mögen mitgetheilt, die Sache ausfindig zu „machen. Seitdem der Mund Mosheims „mich noch ungleich mehr, als seine Feder, „rührte, empfand ich Regungen, die nicht nur „meine Aufmerksamkeit schärften, um immer „weiter nachzusinnen, sondern die mich auch „endlich auf die rechte Spur zu bringen schie„nen. Nicht die äußerlichen Handhabungen

„und

„und Verbindungen unserer Worte und Aus-
„drücke, sagte ich allgemach zu mir selbst, kön-
„nen zu der Stärke unseres Vortrages viel
„beytragen. Die Gedanken an sich, ihre Wahr-
„heit, ihre Gründlichkeit, ihr Gewicht, ihre
„Stellung, Reihe und Ordnung, ihre Rich-
„tung, ihr Schwung, ihre Wendung, sind
„die vornehmsten Wirkungsmittel unserer Be-
„redsamkeit. Behauptet ein jedwedes Stück
„unserer wahren nachdrücklichen und rühren-
„den Vorstellungen in unserem Ausdruck nur
„den ihm von der Natur angewiesenen Platz;
„stehet es da, wo es stehen soll, nur in sei-
„nem gehörigen Licht oder Schatten, großem
„oder geringem Nachdruck, stärkern oder schwä-
„chern Feuer; so ist es sehr gleichgültig, ob
„das äußere Wortband so oder anders geflech-
„ten wird, sich wenig oder gar nicht windet,
„sich so oder anders anleget, sich endlich ein-
„findet oder nicht einfindet, sondern völlig zu-
„rückbleibet. Perioden mögen angewandt oder
„nicht angewandt werden: wir müssen das,
„was wir sagen wollen, frey, aus vollem Her-
„zen und in der mehr oder weniger begeistern-
„den Empfindung, die die Sache selbst haben
„will, von uns sagen! Leidet, ohne das ge-

„ringste zu verschieben, oder zu schwächen,
„oder umzuformen, die Sprache das Wort-
„band, desto besser! Leidet sie es nicht, so
„bleibt ein wohlgebauter Körper allemal um
„desto schöner, je weniger ihn eine unnatür-
„liche Schnürbrust umklemmt. Im ersteren
„Falle befindet sich gemeiniglich die lateinische
„Sprache, in dem letztern die deutsche."

„Die Urtheile dieser Art entstanden bey
„mir nach und nach. Sie ergötzten und un-
„terhielten mich. Sie häuften und verstärk-
„ten sich weniger oder mehr. Allein ohne die
„vorhin berührten Uebungen, worüber einige
„Freunde mich zuweilen ertappten, würden
„sie kaum, oder wohl gar nicht, zu einiger
„Reife gekommen seyn. Es waren dieses ge-
„meiniglich Versuche, wodurch ich gern erfah-
„ren wollte, ob die Regeln, die ich mir von
„Zeit zu Zeit abzog, auch gültig wären. Zu
„vielen malen blieb es bey Uebersetzungen
„Mosheimischer deutscher Reden oder Vorre-
„den ins Latein. Meine Freunde schienen
„dies für Exercitienmacherey zu halten, und
„glaubten mich über einer ziemlich schnöden
„und fruchtlosen Arbeit anzutreffen. Sie ver-
„standen nicht, was ich vorhatte, und wurden

„der

„der Blödigkeit halber, worein sie mich ver-
„setzten, weil ich selbst meiner Sachen noch
„so wenig gewiß war, auch nicht näher von
„mir unterrichtet. Im Grunde ließ ich mich
„nicht stören, und trieb meine Bemühung,
„so oft ich Muse hatte, um zu sehen, ob nicht
„wirklich ein lateinischer Ciceronianischer Vor-
„trag herauskäme, wenn meine Uebersetzung
„allen einzelnen Gedanken und Sätzen des
„deutschen Redners ihre Stellen, ihre Rich-
„tung gegen einander, ihren Schwung und
„ihre Beziehung auf einander ließe, ohne das
„Geringste zu verrücken oder herumzuwerfen,
„und wenn schicklich eingeschobene lateinische
„Partikeln, in lateinische Mittelwörter ver-
„wandelte deutsche Zeitwörter und andere das
„lateinische Wortband knüpfende Handgriffe
„nur aufs fleißigste gebraucht würden, um oh-
„ne Unterlaß aus einer Anzahl kürzerer deut-
„scher Perioden, die nie verdrehet oder ge-
„zerrt werden müßten, einzelne lateinische
„und längere Perioden zu bilden."

„Nachdem diese Handgriffe mir ein wenig
„geläufiger geworden waren, nahm ich zuwei-
„len, um meiner Sachen noch gewisser zu wer-
„den, auch eine Rede des Cicero, und be-

„trachtete die längeren Perioden darinn als „solche, die aus verschiedenen kürzeren deutschen, welche man auf die vorherbeschriebene „Weise lateinisch zusammengefüget hätte, entstanden wären. Alsdann verdeutschte ich dieselben nach dieser Maaßgabe, trennte das „lateinische Wortband, zerlegte die ganzen „Gedanken in ihre Theile, und gewann dadurch immer eine Anzahl einzelner Sätze, „die ich ohne weitere Zerrung oder Verrückung „in lauter kleinere deutsche Perioden verwandelte. So entstehen unter dem Messer des „Naturkündigers aus einem großen Polypen, „welcher lebt, eine Menge kleinerer, die nicht „weniger leben."

„Ich kann nicht läugnen, daß Anfangs „diese Sache ziemlich langsam von Statten „ging. Sie hat und behält immer ihre „Schwierigkeit. Sie will durch eisernen Fleiß „errungen seyn, und sie ist es werth. Unsere „Uebersetzer lassen es hierinn gemeiniglich zu „sehr fehlen. Fast immer ist dieses die einzige „wahre Ursache, weßwegen es so oft heißet, „daß man an ihrer Arbeit gar zu deutlich die „Uebersetzung merke." —

Man

Man überläßt es dem Leser, das Wahre, was in dieser Vorstellung ganz unstreitig liegt, zu fühlen, und gleichwohl sich vor einer gewissen Uebertreibung zu hüten, welche freylich die Sache ins Steife und Pedantische spielen würde.

Der vertraute Umgang mit den treflichsten Mustern der Schreibart hatte seinem Geschmack eine gewisse Reizbarkeit gegeben. Sehr ungehalten konnte er über das barbarische Latein werden, was je länger je mehr in neueren Schriften und Lehrbüchern um sich griff, und nicht leicht ließ er ein solches Machwerk, wenn es ihm in die Hände fiel, ohne umständliche Rüge hingehen. Mit Schmerzen sah er endlich in diesem Punkte den Sieg des Zeitgeistes und das allmählige Verschwinden aller eleganteren Latinität. Ernesti und Heyne schienen ihm die letzten Römer zu seyn. Gern hätte er mit beyden Schultern den sinkenden Bau der alten Schul-Humanistik gestützt; und eben darum äußerte er sich in späteren Jahren gegen das Bearbeiten der Muttersprache auf wissenschaftlichem Felde fast zu strenge. — Nicht, daß ihm schönes Deutsch je minder gefallen hätte; aber es schmerzte ihn, daß das

Eine sich anzumaßen schien, das Andere verdrängen zu wollen. Viel freundlichere Aufnahme erhielt daher jedesmal ein lateinischer Vers, den etwa ein Schüler ihm brachte, als er einem, auch sonst guten, deutschen zugestehen wollte. Das belächelt vielleicht mancher neueste Pädagog, den man jedoch an jene Frage erinnern möchte: verstehest du auch was du liesest? Uebertreibungen wird natürlich niemand in Schutz nehmen: aber es gewährt, man sage was man wolle, die Uebung in lateinischer Metrik, Vortheile, die vielleicht in neueren Zeiten nicht würden aufgegeben worden seyn, hätte man nicht aufgehört, sie zu kennen. Es ist unwidersprechlich, daß wer nie einen lateinischen Vers machte, (deßwegen braucht er nicht ein lateinischer Dichter werden zu wollen,) auch in der Prosodie nicht sonderlich zu Hause seyn kann. Daraus folgt aber, daß er auch die alten Dichter nie mit reinem und durchaus sicheren Geschmack, nie mit völligem Genusse zu lesen im Stande ist. Auch das möchte in Anschlag zu bringen seyn, daß wer sich in der Metrik der Alten übt, gewiß tiefer in die Sprache eindringt, ihren Genius, und zumal ihre rhythmischen Verhältnisse, näher erforscht und das

bey

bey eine Gewandtheit, einen Numerus, im Ausdruck erhält, die nachher bey Arbeiten in jeder andern Sprache ihm oft, ohne daß er es weiß, oder nur daran denkt, zu Statten kommen.

Ein Freund vieler curſoriſchen Leſung war Overbeck nicht. Sein Eifer für Gründlichkeit ließ ihn gerne bey Gedanken und Ausdruck zergliedernd verweilen, um des Geleſenen Kraft und Schönheit dem Lernenden näher zu bringen, oder auch im Gebiete der Sprachkunde aufzuräumen. Gewiß nie konnte man ihm vorwerfen, daß er nur ſich docire, und um etwa ſich ſelber gelehrt und geiſtreich ſprechen zu hören, — eine Klippe, die nicht immer vermieden wird, — die Fähigkeiten der Zuhörer aus den Augen laſſe. Ihm war ihr Bedürfniß ſo ausſchließend Alles in Allem, daß, als in ſpäterer Zeit die Schüler, ſeiner Meynung nach, nicht durchaus ſo zubereitet, wie er's ehedem gewohnt war, aus den niederen Claſſen zu ihm aufſtiegen, er ſchlechterdings zu ihnen ſich herabſtimmen, und, wiewohl mit Ekel und Betrübniß, Elemente nachholen zu müſſen glaubte. Doch hatte dann auch der Geiſt der Zeiten ſeine Strafpredigten auszuhalten.

Mei-

Meistens sprach er, zumal in den öffentlichen Lehrstunden, Latein; und immer das reinste und numeröseste, was auch der Gegenstand des Vortrages seyn mochte. Mit vieler Würde in seinem Aeußeren, mit einer accentreichen Sprache, mit überall sichtbarem Ernst für die Sache, wußte er Eindruck zu machen; war er in der Schule heiter gestimmt, wie er denn im geselligen Leben es fast immer war, so konnte nicht leicht ein Vortrag imponirender seyn.

Sein Briefwechsel mit Mosheim endigte nicht eher, als mit dem Leben des letztern. Der edle Mann war aus einem väterlichen Führer sein innigstvertrauter Freund geworden. Höchst interessant sind die Briefe in psychologischer Hinsicht. Mosheims trefflichen Character zeichnen sie im schönsten Lichte; Literarisches enthalten sie wenig. Eine Herzensangelegenheit unsers Overbecks beschäftigte eine Weile beyde Freunde lebhaft; sie betraf die Mosheimische Tochter. Wie geneigt aber auch Vater und Mutter der Sache waren, sie zerschlug sich dennoch; die Schwierigkeiten waren unüberwindlich. Desto innigere Freude machte es dem Ehrwürdigen, der immer zum

Heira-

Hofrathen rieth, als sein jüngerer Freund den lange gehegten Unmuth endlich überwand, und sich zu Lüneburg am 1sten Oktober 1754 mit Anna Charlotte Chüden, der zweyten Tochter des Hofmedici, Dr. Christian Friedrich Chüden, vormals Physici zu Salzwedel, vermählte.

Aus dieser beglückten Ehe sah er zwey Töchter und einen Sohn: Dorothee Erneste Conradine, geb. 1758. Eleonore Wilhelmine, geb. 1760, und Johann Christian Daniel, geb. 1762. Doch überlebte ihn nur die jüngere Tochter, verheirathet seit 1789 an Herrn Johann Hinrich Knauer, Kaufmann und verdienstvollen Aeltesten des Novogrodfahrercollegiums in Lübeck. Die ältere Tochter starb in der Kindheit; und die Vaterfreuden an seinem Sohne zerstörte leider! das Blatternyift, welches sich vermuthlich auf's Gehirn geworfen hatte, so daß der unglückliche junge Mann sein ganzes übriges Leben hindurch (st. 1792) mit einer furchtbaren Epilepsie rang. Wohl gehörte Muth und Christensinn dazu, dies harte Schicksal so zu tragen, wie unser Overbeck mit seiner würdigen Gattin es trug.

Nach

Nach von Seelen's Tode erhielt er im Jahr 1763 das Rectorat. Von Zeit zu Zeit ernannten auswärtige gelehrte Gesellschaften ihn zu ihrem Mitgliede. Unter den angestrengtesten Arbeiten behauptete er dennoch eine dauerhafte Gesundheit. Einige rheumatische Beschwerden abgerechnet, denen in jenem Klima fast keine Natur widersteht, war er selten krank; und selbst die zahllosen Verdrießlichkeiten zwischen den Schulwänden (auch nicht wenige außer ihnen) vermochten seinen kraftvollen Geist nicht niederzuwerfen.

So hatte er diese wahrlich! nicht geringe, für den Staat aber höchst wohlthätige Bürde ein halbes Jahrhundert getragen, als im Jahr 1793 seine öffentliche Jubelfeyer durch manche Auszeichnungen verschönert ward, die dem Verdienste im Schulstande für so häufiges Darben doch einigen Trost gewähren mochten; ihm selbst wenigstens erheiterten sie den Rückblick auf seine mühevolle Bahn durch das Vergnügen, eine so allgemeine Anerkennung zu bemerken. Der Senat ließ ihm in einer förmlichen Sendung seinen Glückwunsch vermelden. Die Universität Kiel ernannte ihn zum Doctor der Philosophie und Theologie, und das Diplom nach

in

in Lübeck, am Jubeltage selbst, durch ein eben gegenwärtiges würdiges Mitglied jenes Musensitzes, im Beysein des damaligen Prorectors der Universität, öffentlich proclamiret. Die Lübecker Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit bezeugte durch eine Druckschrift ihre frohe Theilnahme, und eine Anzahl seiner Freunde, in der Bürgerschaft ehrten dies häusliche Fest der einheimischen Musen durch eine Denkmünze.

Noch verwaltete er hierauf sein Amt zwey ganzer Jahre lang mit aller ihm eigenen Gewissenhaftigkeit, wiewohl an Kräften erschöpft und nach Ruhe sich herzlich sehnend. Diese ward ihm endlich zu Theil, als am 9ten Sept. 1795 der Senat ihn auf sein Ansuchen, mit Beybehaltung aller Emolumente, ehrenvoll entließ.

Von nun an widmete er sich fast ausschliessend der Vorbereitung auf die Ewigkeit, im stillen Nachdenken über die Wahrheiten unserer Religion, deren eifriger, dem Systeme treuer Bekenner er war; heiteren Gemüthes, und auf beydes gefaßt, bald zu sterben, oder auch, — da seine Gesundheit sogar wieder aufzublühen schien — ein seltenes Alter zu erreichen.

chen. Seine treue 70jährige Gattin riß ihm der Tod am 7ten Jan. 1802 von der Seite. Er sollte sie nicht lange beweinen; schon am 3ten August desselben Jahres folgte er ihr, und empfing den Tod der Natur; ein 88jähriger Greis, befallen nur mit einer leichten Unpäßlichkeit. — Ihn begleiten in eine bessere Welt seine Tugenden und sein Verdienst um Staat und Wissenschaften. Auch die Nachkommen werden es dankbar ehren; jetzt nennt, wer dem Lübeckischen Gemeinwesen dient, und auf dortiger Schule gelehrte Bildung empfing, aber auch mancher ehrenwerthe Mann im Auslande, ihn seinen unvergeßlichen Lehrer.

Unter seinen Schriften bemerken wir noch folgende:

1743.

Calmets biblische Untersuchungen, IVter Theil. Bremen. 8.

Gründe zur Vertraglichkeit in der Religion. In den Belustigungen des Verstandes und Witzes, 1743. Wintermonat. S. 369.

Der Geist der Religion. Ebendaselbst. Christmonat. S. 517.

1744.

Vorzüge der Werke des Verstandes und Witzes. Ebendas. Jenner. S. 3.

Was ein großer Kopf sey. Ebendaselbst. May. S. 421.

Die

Die Gabe zu schreiben. Ebendaselbst, Brachmonat. S. 542.

1745.

Calmets biblische Untersuchungen. V. Theil. Bremen. 8. (Die beyden letzten Untersuchungen ausgenommen.)

1749.

Virgils erstes Buch vom Landwesen, in deutschen Versen herausgegeben. Lübeck. 4.

1750.

Virgils zweytes Buch vom Landwesen, in deutschen Versen herausgegeben. Lübeck. 4.

Des Publius Virgilius Maro Hirtengedichte, mit Anmerkungen, in deutschen Versen herausgegeben. Helmst. 8.

Schreiben über die Lesearт und Erklärung einiger Stellen der Eklogen des Virgils und zweener Oerter der Aeneis. Hamb. 8.

Im gesammten Briefwechsel des Gelehrten auf dieses Jahr. S. 481.

1752.

Kerngeschichte der Stadt Flensburg. Lübeck. 4.

1753.

Praefatio Novae Bibliothecae Lubecensi praemissa. 8.

Vita Alberti Menonis Verpoorten. Ibid. Vol. II. p. 517. sqq.

1754.

Relatio de opere quodam, quod sub manibus habet V. A. M. Henr. Jac. Sievers, 8. Invenitur in Nova Bibliotheca Lubecensi. Vol. IV. p. 141.

1756.

Commentatio de vita, ſcriptis, meritis M. Erici Simonis Henrici a Seelen. Lubecae. 4.

1757.

Abhandlung von dem deutſchen Namen des Heil. Weihnachtfeſtes. Lüb. Fol.

1758.

Praefatio Miscellaneis Lubecenſibus praemiſſa. Lubecae. 8.

1759.

Epiſtola gratulatoria de Scribis Pauli Apoſtoli notariis. Lubecae 4.

1760.

Deutſche Ueberſetzung der Paradoxa des Cicero. Erſte Probe. Lübeck. Fol.

1761.

Deutſche Ueberſetz. der Parad. des Cicero. Zweite Probe. Lüb. Fol.

Commentatio de ſtili comparatione Moshemiani theotisci et Ciceroniani latini. Lub. Fol.

1763.

De Jani templo a Romanis aliquoties clauſo, non clauſo a Conſtantio Imperatore. Lub. 4.

De ſcholis more Graecorum habitis. Lub. 4.

De dignitate muneris ſcholaſtici Oratio. Lub. 4.

Des

Des Marcus Tullius Cicero Abhandlung von der Grossmuth und Erhabenheit der Seele, aus dem 1sten Buche von den Pflichten, 18 — 29stes Capitel.

1764.

De opinione vulgari, disci in scholis multa in spem futurae obliuionis. Lub. 4.

De enthusiasmo primorum Regum Romanorum Romuli et Numae Pompilii prima causa Romanae magnitudinis. Lub. 4.

Des Marcus Tullius Cicero Gedanken von der Kunst der Menschen Gemüther zu gewinnen, aus dem II. Buche von den Pflichten. 5 — 13tes Capitel. Lüb. Fol.

Synopsis fundamentorum Grammaticalium Graecae linguae potiorum. Lub. 8.

1765.

De Sapientia Dei, qua Christo homini non longior aetas in his terris concessa fuit. Lub. 4.

De cura Magistratuum Romanorum circa educandam ciuium sobolem regum tempore et reipublicae. Lub. Fol.

1766.

Des M. T. Cicero Rede zur Vertheidigung des Aulus Licinius Archias des Dichters. Lüb. Fol.

1767.

De Theologo αὐτοδιδάκτῳ. Lub. 4.

1768.

De derivanda a D. Luthero necessitudine, quae Curiae intercedit cum scholis. Lub. Fol.

1769.

Des M. T. Cicero erste Rede gegen den Lucius Sergius Catilina. Lüb. Fol.

1770.

De causis, cur de conjugum officiis Cicero in suis officiorum libris nihil praeceperit. Lub. 4.

De Petro Apostolo a Christo servatore agnorum suorum pastore constituto. Lub. 4.

Außerdem noch eine Menge Lebensbeschreibungen Lübeckischer Gelehrten und Magistratspersonen, dann auch verschiedene Singgedichte für die gewöhnlichen Abendmusiken.

Georg

Georg Thomas Serz,

Rector der Lorenzer Schule und Professor der Hebräischen und Griechischen Sprache in Nürnberg.

geb. d. 5. Febr 1735.
gest. d. 15. Febr. 1803.

Diesem unermüdlichen verdienstvollen Jugendlehrer ist der Lohn zu Theil worden, daß an seinem Grabe die Dankbarkeit laut ihr Zeugniß ablegte und ihn ehrte. In einer Denkschrift „Dem Andenken eines verehrten Vollendeten, des R. u. Prof. Serz, geweiht von dankbaren Schülern" (Nürnberg 1803. 4.) nimmt einer dieser ehemaligen Zöglinge, Herr Pfarrer Veitlodter im Nürnbergischen, aufgefordert von den übrigen, das Wort, und gibt uns die zum Theil rührende Schilderung von einem stillwirkenden ehrwürdigen Verdienst. — Zu gleicher Zeit erschien ein Aufsatz in den „Literarischen Blättern" (1803. No. XXIII.) worinn ein mehrjähriger Beobachter, Hr. Götz, Rector der Sebalder Schule zu Nürnberg, gleichfalls sein achtungsvolles

volles Zeugniß über Serz niederlegt, ohne daß beyde Verfasser von ihrem ähnlichen Unternehmen gewußt haben.

Um so sicherer geht aus Vergleichung beyder das wahre Bild hervor, das uns den nützlich thätigen, bescheidenen, achtungswerthen Mann treu darstellt, so wie eben diese von verschiedenen Seiten zugleich laut gewordenen Zeugnisse dafür sprechen, daß diesem Verdienst die allgemeine Achtung nicht entging. „Nie hat vielleicht, sagt Göz, ein Gelehrter Nürnbergs die Wahrheit von Klopstocks Ausspruch „Hab nur Verdienst, die Welt wird's kennen" in einem höhern Grade, wenigstens in den letzten Jahren seines Lebens, durch sein Beyspiel bestätigt, als Serz, der so verdienstvolle, so allgemein geliebte, und bis an seinen Tod unermüdlich thätige Schulmann. Das Beyspiel eines solchen Mannes ist in mehr als Einer Rücksicht lehrreich; es kann die selbstsüchtige Unzufriedenheit von Manchem, der sich verkannt und zurück gesetzt glaubt, weil er die Wünsche seines begehrlichen Herzens nicht alle erfüllt sieht, beschämen, und den geistvollen jungen Mann, der die besten seiner Kräfte Geschäften weihen muß, die tief unter seinen Talenten

lenten und Kenntnissen stehen, mit Muth und Vertrauen auf die Zukunft aufrichten." —

Und das wird es. Die stillheitre Art, mit der bey geringem Einkommen dieser Kenner und Lehrer der Wissenschaften bis zum Greisesalter hin täglich lehrte und lernte, und in den Wissenschaften selbst seine Belohnung fand, beschämt den merkantilischen Geist unseres Zeitalters, und mag manchen zur reinen Ansicht und zur Einkehr in sich bringen, der von ihm umstrickt ist. Wenn jetzt sich klugdünkende Väter, modische nachsprechende Mütter über die Wahl des Standes für ihre Kinder laut werden, so hört man nichts als schneidende Aussprüche zur Herabsetzung der gelehrten Stände, und ausschließendes Anpreisen derjenigen Lebensarten, durch die am wahrscheinlichsten Geld gewonnen werden kann. Diese Gesinnung ist so alt, wie die bürgerliche Gesellschaft, doch vielleicht nie allgemeiner und von den gebildeten Klassen geäußert worden, als in unsern Tagen. Aber es wird ewig wahr bleiben, und es wird immerfort die Herzen von edlerer Natur wieder ergreifen und überzeugen, daß der Mensch nur halb diesem schachernden Jahrmarkt der Erde, und halb einer höhern Welt

angehört, zu welcher uns die heitre, genügsame Pflege der Wissenschaften führt. Es gibt zwey Wege, das im Menschen wohnende Streben nach Genuß und Glück zu befriedigen, viel zu erwerben oder wenig zu brauchen; welches der sicherste sey, liegt am Tage. — Drum Dank auch Dir, guter Greis, für das Beyspiel deines frohen Wirkens im Dienste der Wissenschaften! Gemächlichkeit, Reichthum, Sinnenlust konnten sie Dir nicht gewähren; was gab Dir denn sonst die Weisheit? Die Kunst sie zu entbehren, wie der Dichter sagt, und daß dein Andenken in Ehren ist unter den Bessern und für die Deinen ein Seegen — ein Wort, das eine Bedeutung hat und mehr als ein leerer Schall ist.

Und so wird jeder gern bey diesem ehrwürdigen Bilde verweilen, das hier so folgt, wie es uns sein dankbarer Schüler Veillodter aufstellt; in dessen Aufsatz, als den ausführlicheren, der Nekrolog dasjenige einfügt, was aus den treflichen Bemerkungen von Hrn. Göz zur Belebung des Bildes noch dienen kann.

S.

Wenn

Wenn ein Edler, der geräuschlos, unbelohnt, aufopfernd und treu für seinen wohlthätigen Beruf lebte, nun aus dem Kreise irdischer Wirksamkeit tritt, so wird wohl die sittliche Theilnahme lebhafter aufgeregt, als wenn der Held, den die Geschichte verewigt, den glänzenden Schauplatz seiner ruhmvollen Thaten verläßt. Diese erheischen zwar Bewunderung, doch, schwer zu würdigen ist der sittliche Werth großer Männer, unentschieden bleibt oft lange der Segen ihrer Kraftbenutzung. Aber reine Achtung weiht Jeder dem stillen nützlichen Wirken, entschieden wohlthätig ist alles, was unter der Wehe des sittlichen Wollens gedeiht. In einem Kreise, dem jeder Reiz ersehnter Vortheile mangelt, mit Kraft und mit jenem Eifer zu wirken, den oft nur die Leidenschaft zu erzeugen vermag, unter drückenden Verhältnissen mit heiterm Sinne für einen verkannten Beruf zu leben, zu dulden und nicht zu klagen, im Kampfe mit Sorgen immer höhere Kraft zu entwickeln — dies beurkundet eine innere, sittliche Größe, die Jeder freudig ehrt. Wenn nun ein solcher Würdiger seine segnende Bahn endet, dann sieht man die Summe der wohlthätig wirken-

den Kräfte vermindert; dann fühlt man die Schwierigkeit, die Lücke, welche das Scheiden des gereiften Redlichen veranlaßte, wieder auszufüllen; dann trauert das Vaterland über einen tiefgefühlten Verlust.

Einen solchen Verlust hat Nürnberg im J. 1803 erlitten: einen seiner edelsten, geistvollsten, gemeinnützigsten Mitbürger hat es in dem Manne verloren, dem diese Blätter mit trauernder Ehrfurcht geweiht sind. Berechtigt durch Geisteskräfte und hohen Wirkungseifer zu Ansprüchen auf lohnende äußere Verhältnisse, lebte er in der Sphäre eines unbelohnten, verkannten Berufs, wirkte in ihr, kämpfend mit Sorgen, aber kraftvoll und heiter, streute Saamen der Weisheit und Tugend in jugendliche Herzen, weckte so manches schlummernde Talent, gab so manchem aufstrebenden Geiste die erste entscheidende Richtung, bildete so manchen Würdigen, den jetzt das Vaterland im höhern Wirkungskreise ehrt, und errang so das hohe Verdienst eines tiefeingreifenden Einflusses auf Mitgenossen und Nachwelt. Er gehörte zu den Wenigen, die ihrem Zeitalter voreilen, ohne mit ihrer hellern Einsicht glänzen oder als Reformatoren laut gepriesen werden

zu

zu wollen. Bescheiden stand der Mann hinter denen, die er gebildet hatte, bewunderte ehrend die schönen Früchte ihres Geistes, deren Keime er gelegt hatte, freute sich des Anblicks ihrer segnenden Wirksamkeit, und ahndete oft nicht im freudigen Anschauen derselben, daß er vor seiner eigenen schönen Pflanzung stand.

Er ist nun aus dem Kreise irdischer Wirksamkeit getreten. Sein Name prangt nicht in der Reihe berühmter Gelehrten, seine Urne umwindet nicht der Kranz des Ruhms. Selbst manche seiner Mitbürger kannten den Werth ihres edlen Genossen nicht. Aber ein heiliges Denkmal der reinsten Hochachtung, des feurigsten Dankes, der kindlichen Liebe, haben seine Verdienste ihm in den Herzen seiner Schüler errichtet. Sie nannten ihn Freund und Vater! Mit Wärme schlagen ihre Herzen für ihn; mit tiefer Rührung fühlen sie den Verlust, den das Vaterland durch seinen Tod empfindet. Für die Grundlegung ihrer wissenschaftlichen Bildung, für die Leitung ihrer frühern Kraftentwicklung, für die Erweckung so vieler hellen, ihr Denken und Empfinden leitenden Ideen, für die kräftigsten Ermunterungen zum Fleiß, zur Ordnung und sittlichen Thätigkeit,

für

für den Segen seines gesammten Unterrichts, für den höhern Segen seines edlen Beyspiels, für die stärkende Kraft, die das Andenken an ihren verehrten väterlichen Lehrer ihnen gab und immer geben wird, werden sie stets mit der Wärme des tiefsten Gefühls seinen Namen nennen.

Daß sie an seinem Grabe diesen Tribut des Dankes und der Verehrung niederlegen, daß sie laut bekennen, was der Vollendete ihnen war, daß sie, die vielleicht allein den Umfang der Verdienste des bescheidenen Mannes zu würdigen vermögen, die Größe des Verlustes zu schildern versuchen, den das Vaterland durch seinen Tod erlitt, daß sie diesem geloben, in seinem Geiste für dasselbe zu wirken, daß es ihnen vielleicht gelinge, seinem theuern Namen auch in den Annalen deutscher Verdienste eine Stelle zu erwerben — dies ist der Zweck dieser wenigen Blätter. Möge ihr Inhalt nicht für ein Bild gehalten werden, das, ohne Hinsicht auf Aehnlichkeit, nur die Züge eines trefflichen Mannes aufstellen soll. Nein, es verwebe sich in diese Schilderung kein Zug, der dem Vollendeten nicht angehörte. Bescheiden, zerräuschlos lebte er; einfach sey auch die Schil-

derung seines edlen Lebens. Zwar wird derjenige, dem diese zerstreuten Züge das Bild des würdigen Mannes theuer machen, über das Unvollendete der Zeichnung klagen, denn selbst nicht die Lebensumstände des Verewigten vermag diese Skizze chronologisch genau anzugeben, und gänzlich unbekannt läßt sie uns mit der Geschichte der frühern Entwicklung seines Geistes; allein der Mangel an Nachrichten, den selbst seine theuern Angehörigen nicht zu haben vermochten, muß dies entschuldigen.

*

Herz war geb. den 5. Febr. 1735 in dem Nürnbergischen Landstädtchen Herspruck, wo sein rechtschaffener Vater Rathsbürger und Stadtkämmerer war. Hier erhielt er auch den ersten Unterricht in den Wissenschaften und in der Musik. Er war bestimmt, das Weißgerberhandwerk zu lernen, und stand wirklich schon in der Lehre; allein Bühel, der damalige Rector der dortigen Schule, hatte durch seine leichte und gefällige Methode in dem Knaben die Liebe zum Studieren geweckt, und gewann seine Eltern, ihn dem gelehrten Stande

zu

für den Segen seines gesammten Unterrichts, für den höhern Segen seines edlen Beyspiels, für die stärkende Kraft, die das Andenken an ihren verehrten väterlichen Lehrer ihnen ganz und immer geben wird, werden sie stets mit der Wärme des tiefsten Gefühls seinen Namen nennen.

Daß sie an seinem Grabe diesen Tribut des Dankes und der Verehrung niederlegen, daß sie laut bekennen, was der Vollendete ihnen war, daß sie, die vielleicht allein den Umfang der Verdienste des bescheidenen Mannes zu würdigen vermögen, die Größe des Verlustes zu schildern versuchen, den das Vaterland durch seinen Tod erlitt, daß sie diesem geloben, in seinem Geiste für dasselbe zu wirken, daß es ihnen vielleicht gelinge, seinem theuern Namen auch in den Annalen deutscher Verdienste eine Stelle zu erwerben — dies ist der Zweck dieser wenigen Blätter. Möge ihr Inhalt nicht für ein Bild gehalten werden, das, ohne Hinsicht auf Aehnlichkeit, nur die Züge eines trefflichen Mannes aufstellen soll. Nein, es verwebe sich in diese Schilderung kein Zug, der dem Vollendeten nicht angehörte. Bescheiden, geräuschlos lebte er; einfach sey auch die Schil-

dorung seines edlen Lebens. Zwar wird derjenige, dem diese zerstreuten Züge das Bild des würdigen Mannes theuer machen, über das Unvollendete der Zeichnung klagen, denn selbst nicht die Lebensumstände des Verewigten vermag diese Scizze chronologisch genau anzugeben, und gänzlich unbekannt läßt sie uns mit der Geschichte der frühern Entwicklung seines Geistes; allein der Mangel an Nachrichten, den selbst seine theuern Angehörigen nicht zu heben vermochten, muß dies entschuldigen.

*

Serz war geb. den 5. Febr. 1735 in dem Nürnbergischen Landstädtchen Herspruck, wo sein rechtschaffener Vater Rathsbürger und Stadtkämmerer war. Hier erhielt er auch den ersten Unterricht in den Wissenschaften und in der Musik. Er war bestimmt, das Weißgerberhandwerk zu lernen, und stand wirklich schon in der Lehre; allein Bühel, der damalige Rector der dortigen Schule, hatte durch seine leichte und gefällige Methode in dem Knaben die Liebe zum Studieren geweckt, und gewann seine Eltern, ihn dem gelehrten Stande

zu

zu widmen. Trefflich vorbereitet von diesem wackern Manne, und ausgerüstet mit mannichfaltigen musikalischen Fertigkeiten und Kenntnissen, kam er 1751 nach Nürnberg in die Sebalder Schule, wo Reichel, der damalige Rector dieser Schule, sein Lehrer ward.

Mit Reichel begann damals in Nürnberg eine Epoche des Schulunterrichts, die leider nur zu bald durch den frühen Uebergang dieses geistvollen Mannes ins Predigtamt unterbrochen wurde. Reichel, durch Mosheim gebildet, hatte ein unübertreffliches Talent, seine Zöglinge durch das Studium der alten Sprachen, die er sehr gründlich lehrte, allmählig zu dem Geiste der Schriftsteller zu führen, und ihnen anschaulich zu machen, daß jenes nur Mittel, dieses hingegen letzter Endzweck sey, der aber nie ohne das erste erreicht werden könne. Er, selbst mit einer Dichterader begabt, verglich bey seinem Unterrichte die Oden des Horaz mit den vaterländischen Nachbildungen eines Haller, Hagedorn und Uz, und regte dadurch in denen, die eines solchen Unterrichts empfänglich waren, eine leidenschaftliche Liebe für diesen Dichter auf, den sie in ihrer vaterländischen Sprache so glücklich

nach-

nachgeahmt sahen. Eben so verfuhr er auch bey der Erklärung der Reden des Cicero und der Geschichte des Livius, die er mit dem damaligen vorzüglichen Muster der deutschen Beredsamkeit und Geschichte, mit Mosheims, seines Lehrers und Freundes, Predigten und Geschichte Servets, Stellenweise verglich. Gleich gründlich und geschmackvoll fortschreitend war auch sein Unterricht im Hebräischen, in der Geschichte und in den übrigen Wissenschaften, die er lehrte.

Daß Serz unter einem solchen Lehrer, von dem er immerfort mit Dankbarkeit sprach, gedeihen und bedeutende Fortschritte machen mußte, braucht kaum gesagt zu werden. Er zeichnete sich auch unter seinen Mitschülern merklich aus, und verdiente sich die ganze Liebe und das uneingeschränkte Vertrauen seines Reichel. Eingezogen, haushälterisch mit seiner Zeit, wenig bedürfend, entzog er sich schon auf der Schule nicht dem Schweiße der Arbeit, und suchte einzig in der Musik seine Erholung. Es gehört mit zu der rühmlichen Auszeichnung seiner jugendlichen Jahre, daß ihm die Schule als 19jährigen Jüngling den zur Adventszeit gewöhnlichen Singchor zu führen vertraute, der

der vor und nach ihm immer nur von einem Lehrer geführt wurde. —

So vorbereitet und so zur Thätigkeit gewöhnt, ging er 1754 nach Altdorf, wo Bernhold, Baier und Dietelmair seine Lehrer in der Theologie, Nagel in der morgenländischen Literatur, und Adelbulner und Will in der Philosophie waren. Hier baute er mit dem gewissenhaftesten und glücklichsten Fleiße auf den bisher gelegten Grund, und wählte sich classische Literatur und biblische Philologie zu den Hauptfächern seines Studiums, einzig in der Absicht, um durch diese Hülfswissenschaften tiefer in sein Hauptfach, die Theologie, eindringen zu können. Dies setzte ihn nachher, da sein Wunsch, Prediger zu werden, nicht erfüllt wurde, in den Stand, durch vertraute Bekanntschaft mit den orientalischen Sprachen und gründliche philologische Kenntnisse, seine Schulämter so würdig zu verwalten. Indeß ging jetzt seine ganze Absicht noch auf ein Pfarramt; er übte sich daher auch fleißig im Predigen, Katechisiren, und hörte die praktischen Vorlesungen mit großer Sorgfalt.

Mit

Mit diesem Entschluß kam er 1758 nach Nürnberg, und ließ sich unter die Candidaten des Predigtamtes aufnehmen. Hier nun wurde bald darauf seine Liebe zur Musik und seine nicht gemeinen Kenntnisse darinn die Ursache, ihm für sein ganzes Leben einen andern Kreis der Thätigkeit anzuweisen, als er gewählt hatte. Es wurde nämlich um jene Zeit die Cantorstelle an der Aegidienkirche erledigt, die mit einer Collegenstelle an der Sebalder Schule verbunden ist. Serz glaubte, er könnte sich durch die Annahme dieser beyden Stellen die oft so lästige Wartzeit des Candidatenstandes erleichtern, bewarb sich um dieselben und erhielt sie (1759). Dieser Schritt war entscheidend, und fesselte ihn nun für immer an den Schulstand, obgleich er sich späterhin noch einigemal um Predigerstellen bewarb. Musik, die ihm bisher einzig zur Erholung gedient hatte, wurde nun in diesem Amte sein Hauptgeschäfte. Eben der talentvolle junge Mann, der mit classischer und biblischer Philologie ausgestattet war, wie es wenige Theologen sind, und der mit Ehre auf der Universität hätte auftreten und ein akademisches Lehramt erwarten können, das ihm gewiß zu Theil worden wäre, unterrichtete nun

die Chorschüler im Singen, und lehrte die Kleinen in seiner Classe Lesen und Schreiben.

So beschränkt aber diese Verhältnisse waren, so wußte sich doch Serz einen Kreis der Wirksamkeit zu schaffen, seinen Talenten und Kenntnissen angemessen. Es war ein günstiger Ruf seiner Gelehrsamkeit, schon ehe er nach Nürnberg kam, vorausgegangen, und es fanden sich daher Jünglinge aus allen Ständen, die seinen Privatunterricht im Französischen, Lateinischen, Griechischen und Hebräischen suchten und sich von ihm auf die Universität vorbereiten ließen. Er hatte vom frühen Morgen an bis spät in die Nacht seine Stunden besetzt, und was Anfangs mehr Liebhaberey war, wurde bald Bedürfniß, da sich seine Familie in einer glücklichen Ehe mit der Tochter des Pfarrers Sack in Ebenried, die ihm zehn Kinder gebohren hat, — vergrößerte. — Seine Geschicklichkeit und Thätigkeit erwarben ihm bald eine bessere, der vorigen aber wieder ähnliche Stelle: er wurde nämlich nach drey Jahren Cantor an der Hauptkirche zu Sct. Lorenzen.

Gleich lebhaft blieb inzwischen stets sein Wunsch, in den Stand des öffentlichen Religions-

gionslehrers überzutreten, und er bewarb sich daher dringend um verschiedene Pfarrstellen. Doch unerfüllt sollte dieser sehnliche Wunsch bleiben. Die wichtige Stelle eines ersten Lehrers und Rectors an der Sct. Lorenzerschule wurde erledigt; man forderte den geschickten Mann, dessen Kenntnisse und glückliche Lehrtalente man auch in seinem bisherigen eingeschränkten Wirken schätzen gelernt hatte, auf, sie zu übernehmen, und nur der Gedanke, daß es Pflicht für ihn sey, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, konnte ihn dazu bestimmen. Bekannt mit dem Werth und dem Umfange der Verbindlichkeiten, so wie mit den Unannehmlichkeiten des Schullehrestandes, die er schon in seinen bisherigen Verhältnissen nur zu genau kennen gelernt hatte, trat er die Geschäfte seines neuen Berufs, die, wie er glaubte, das Maas seiner Kräfte überstiegen, im Jahr 1772 unter mannichfaltigen Besorgnissen an. Welche stärkende Freude mußte es daher dem so oft sich selbst verkennenden, edeln Manne seyn, daß gerade bey dieser Veranlassung die philosophische Facultät in Altdorf ihm unaufgefordert und unvermuthet das Magisterdiplom, als einen Beweis der Anerkennung

und Würdigung seiner Verdienste, übersandte.

Jetzt erst befand sich der treffliche Mann in der, seiner ganz würdigen Sphäre; jetzt stand er auf der Stelle, wo tief eingreifend, viel umfassend der kräftige Einfluß seines mannichfach gebildeten, thätigen Geistes sichtbar werden konnte. Er verwaltete diesen ehrwürdigen Beruf des höhern Schullehrers 31 Jahre. Wie viel hat er in ihm gewirkt! Hier wurde es erst ganz anschaulich, mit welchen glücklichen Anlagen sein Geist begabt war, welche ausgebreitete gelehrte Kenntnisse er sich erworben hatte, welche schätzbare Vorzüge sich in ihm zur seegenvollsten Führung seines Amtes vereinigten, mit welcher Selbstständigkeit und Kraft der helldenkende Mann geräuschlos sich einen neuen bessern Pfad des Unterrichts bahnte, und sich eine Methode schuf, die, unterstützt von den liebenswürdigsten geselligen und moralischen Eigenschaften, die Liebe seiner Schüler und ihre schnellen Fortschritte auf der wissenschaftlichen Bahn ihm sicherte. In welchem Zustande befand sich noch vor 30 Jahren an den meisten Orten die Methodik des öffentlichen Unterrichts! Mit welcher Barbarey

wurde

wurde oft das Schulregiment über eine muthwillige Jugend geführt, die doch der sclavischen Behandlung mit wilder Zügellosigkeit spottete! Wie mancher treffliche Kopf wurde durch die Fesseln todter Mechanik in seiner schnellern und freyern Entwickelung gehindert! Zwar bezweckte man jene Gründlichkeit der wissenschaftlichen Bildung, welche man der Seichtigkeit mancher neuern Lehrmethoden entgegen setzt. Aber nur allzuoft wurde die bloße Bereicherung des Gedächtnisses täuschend für jene gehalten, und die höhern Geistesfähigkeiten blieben bey allem Reichthum an philologischen Phrasen unausgebildet. Wie viel hat seitdem eine ächt philosophische Ansicht des wahren Zwecks des menschlichen Wissens und eine auf richtige psychologische Grundsätze gebaute Methode auf diesem Felde menschlicher Thätigkeit verändert! Welcher Reichthum trefflicher Hülfsmittel hat seit jener Periode die Bemühungen weiser Wirksamkeit erleichtert! Manche Gelehrte dieses Zeitraums danken ihren wissenschaftlichen Ruhm der Aufstellung dieser richtigern Grundsätze. Er hatte sie sich selbst frühe gebildet und geräuschlos unter manchem Kampfe mit den Vorurtheilen seines Zeitalters

alters befolgt. — Die Früchte seiner Arbeit, sagt Götz, zeigten sich bald. Der Ruf von seiner Gelehrsamkeit und seinem Unterrichts-Talent verschafften ihm zahlreiche Schüler. Die Zöglinge, die aus seiner Schule und aus seinem Privatunterrichte auf die Universität abgiengen, zeichneten sich vor andern durch gründliche Sprachkenntnisse aus, die sie zu einer fruchtbaren Benutzung der akademischen Vorlesungen fähig machten. Die meisten derselben, die Theologie studiren wollten, hatten einen großen Theil der hebräischen Bibel bey ihm gelesen und brachten einige Kenntniß des Chaldäischen und Syrischen mit auf die Universität. Man hatte schon Zutrauen zu einem Jünglinge, wenn man von ihm wußte, daß er aus Gerzens Schule kam.

Die Schriftsteller Griechenlands, die Gerz theils ganz, theils stückweise abwechselnd auf seiner Schule erklärte, waren Homer, Xenophon, Plato und Plutarch, mit denen er innig vertraut war. Er drang sehr auf ein genaues, grammatisch-richtiges Verstehen dessen, was er erklärte, und hatte dabey das ganz eigenthümliche Talent, auch langsamere Köpfe zum schnelleren Fortschreiten zu nöthigen.

thigen. Nie wurde vor ihm so viel Griechisch auf einer Schule Nürnbergs gelehrt. Im Lateinischen suchte er sich der Methode, die Hemsterhuis und Ruhnken bey der Lectüre der Griechischen Schriftsteller empfohlen, zu nähern; er las sie mit denen, die weiter waren, nach der Zeitfolge, begann unter den Dichtern mit dem Plautus und endigte mit dem Tragiker Seneca; und so auch bey den Prosaikern, die er vom Cicero an, bis auf Florus Stückweise erklärte. Er erreichte dadurch die Absicht, daß seine Zuhörer die verschiedenen Formen des Römischen Ausdrucks in einer größern Mannichfaltigkeit, als es gewöhnlich geschieht, kennen lernten, und die Römische Geschichte und Alterthumskunde unmittelbar aus den Quellen schöpften.

Der Character seiner Methode, fährt Veillodter fort, war unstreitig: möglichste Vereinfachung des Unterrichts, musterhafte Oeconomie desselben, stufenweises Fortleiten seiner Schüler, Aufregung ihrer Kräfte und Bildung ihrer gesammten Anlagen. Leicht wurden ihnen bey allem Ernste der Gründlichkeit auch die schwerern Uebungen, einfach und deutlich lagen die Regeln der Sprachwissen-

schaft vor ihrem Blicke, freudig arbeiteten sie unter seiner freundlichen Leitung; bereichert fanden sie sich unvermerkt mit vielfachen Kenntnissen, geweckt und lohnend gepflegt wurde von ihm ihre jugendliche Thätigkeit. Sie lernten nicht blos den Mechanismus der Sprache der größten Nationen des Alterthums, sie lernten auch den Geist derselben kennen und das Große und Schöne in den unsterblichen Werken der Griechen und Römer fühlen. Mit welchem Sinne für eine philosophische Ansicht jener grauen Zeiten las der treffliche Mann die Werke derselben! wie innig und warm war sein Hinweisen auf Schönheiten, die nicht mehr durch den Reitz der Neuheit, die durch den ewigen Reitz des Wahren und Schönen sein Gefühl ansprachen! Er weckte diesen Sinn für das Sittliche und Schöne in den Herzen seiner Schüler, durchwebte seine philologischen Erläuterungen mit practischen Andeutungen, führte zu Vergleichungen älterer und neuer Ereignisse, wendete treffliche Maximen und Aussprüche der Alten auf Vorfälle der Gegenwart an, suchte bey seinen Schülern jener Einseitigkeit des Urtheils zu begegnen, zu welcher der jugendliche Enthusiasmus für die Helden der Vorwelt hin-

hinreißt, lehrte sie practisch nil admirari, und führte sie immer auf den richtigen Gesichtspunct der Beurtheilung der Alten. Er war ein warmer Verehrer dieser, aber nicht in jenem Maaße, um pedantisch nur ihre Maximen im Munde zu führen und ihre Werke allein groß zu finden. Mit eben der Wärme, mit welcher er seinen Schülern eine Horazische Ode erklärte, las er ihnen auch eine Klopstockische vor; er hatte selbst unter den spätern deutschen Dichtern seine Lieblinge. Welche Freude machte ihm z. B. Schiller's Lied an die Freude! Seine Schüler wurden schon durch seinen reinen Sinn vor einseitiger Vergötterung dessen bewahrt, was den Stempel des Alterthums trug. Nur das wahrhaft Große und Schöne in demselben und in jeder Zeit sollten sie ergreifen. Nicht kleinlicher Zweck des Brodverdienstes, sondern Mittel zum Umfassen wahrer Gelehrsamkeit, zur Bildung des Geschmacks, zur Veredlung des Geistes, zum freyern Blick auf die Welt, sollte das Studium der klassischen Literatur ihnen werden; vielseitig sollte ihr Geist gebildet, geweckt sollten ihre intellectuellen und sittlichen Kräfte werden. Er wollte seine Jünglinge nicht zu dreisten, ab-

sprechenden Vielwissern bilden und mit den Schätzen seiner gelehrten Kenntnisse die Flügel ihres Forschens lähmen. Wie viel mehr war für sie gewonnen, wenn sie durch ihn itzt nur die richtigen Hauptgesichtspuncte faßten, die wichtigsten Erklärungen erhielten, und in so manchen Winken Veranlassung zum weitern Denken und Sehnsucht nach weitern Fortschritten zur gewünschten Erhellung des ihnen itzt noch Dunkeln fanden. So begleitete er die Lectüre des N Testamets mit keinem fortlaufenden Commentare, und doch, wie folgereich wurde diese Lectüre für seine Schüler!

Es werden sich diese nicht erinnern, daß er ihnen seine Lehrgrundsätze aufgestellt, seine Methode dargelegt hätte. Er folgte jenen und dieser so anspruchlos, als wenn sie nur die einzig möglichen wären. Seine Methode war die erheiterndste und anfeuerndste für seine Schüler; der Ton der väterlichen Unterhaltung sprach an ihre Herzen, besonders an die Herzen seiner Lieblinge. Sie rückten fort auf dem Gebiete des Wissenswürdigen, ohne daß sie den eingeerndeten Gewinn itzt schon zu berechnen vermochten. Er hatte durch seine Unterredungen, durch seine eingestreueten practi-

schen

schen Bemerkungen, durch manche bedeutungsvolle Frage, durch manchen hingeworfenen Zweifel Ideen in den Seelen seiner Schüler geweckt, deren Wichtigkeit sie itzt lange noch nicht ahndeten. Erst wenn sie in der Folge manchen Satz als neue Weisheit prangend vortragen hörten, da wunderten sie sich, daß er so wenig Befremdendes für sie habe; da glaubten sie, mit ihm schon befreundet zu seyn; da fiel so mancher Wink ihres weisen Lehrers wieder in ihr Gedächtniß; da fanden sie die Blüthe des Saamens, den er einst so geräuschlos, so im Vorbeygehen, in ihre Seelen gestreut hatte. Wie konnten Jünglinge, die so gebildet wurden, auf ihre Kenntnisse stolz seyn? Sie hatten sie so leicht erlangt, sie waren ihnen nicht als Orakelweisheit mitgetheilt worden, und das Bild des bescheidenen Lehrers mußte daher ihren Herzen sich tief einprägen. Es wurden ihnen immer von ihm Männer aufgeführt, deren gründliche Gelehrsamkeit er hochachtend pries; mit freundlichem Ernste hohlte er so manches gelehrte Werk herbey, und sagte ehefurchtsvoll: Hierinn ist viele Gelehrsamkeit enthalten! Freudig sprach er mit ihnen von den Meisterwerken der Nation; freudig

freudig verkündigte er ihnen neue glänzende Erscheinungen auf dem Felde der Literatur; hochachtend sprach er von Schriften der Männer, die seine Schüler waren, aber nicht seiner Verdienste um ihre Bildung, sondern nur der Freude, die ihre Belehrung ihm einst machte, der Hoffnungen, die schon damals ihre Talente und ihr Fleiß begründeten, erwähnte er bisweilen. O sie werden Allen, sie werden vorzüglich denen, die der treffliche Mann als hoffnungsvolle Jünglinge besonders liebte, unvergeßlich seyn, die seligen Stunden, die so mild, so freundlich, so segnend im unterrichtenden Umgange mit dem väterlichen Lehrer ihnen verflossen! Heitere Laune, Witz und Scherz belebten seinen Unterricht; satyrisch neckend war gegen seine vertrautern Zöglinge die Rüge ihrer Fehler, sein Witz traf und wirkte viel. Belehrend waren die Gespräche, die beym Eintritte in die Lehrstunden sich anspannen; an sie reihte er ungezwungen, oft durch scherzhafte Einfälle, den Unterricht selbst an; Erhohlung dünkte derselbe dem, der vorbereitet erschien, Erhohlung schien er dem schon müde gearbeiteten Lehrer zu seyn. So fanden ihn seine Schüler in der ersten Stunde des Tages, so-

fanden

fanden sie ihn, wann sie am Abend in der 14ten Lehrstunde, welche er ertheilte, Unterricht von ihm erhielten u). So heiter, so freudig und freundlich wirkte der Mann, den Familienfürsorge und Nahrungskummer drückten, dem die Vorurtheile des Zeitalters so oft im edelsten Wirkungseifer sich entgegenstemmten, den bisweilen hämische Bosheit und Verläumdung zu beugen versuchten!

Mit

u) In die Behauptung dieser bewundernswürdigen Thätigkeit stimmt auch Götz a. a. O. ein. „Serz, sagt er, war ein musterhafter Lehrer und hatte die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Leipziger Theologen, wie ihn Ernesti (Opusc. orat. p. 187) darstellt. So wie Hebenstreit zwölf Stunden des Tages mit anspruchloser Ausdauerung las, so lehrte Serz vom frühen Morgen bis spät in die Nacht. So wie Hebenstreit der allgemeine Lehrer des Hebräischen in Leipzig war, so war es Serz in Nürnberg, und die jüngern Theologen Nürnbergs, die ihre Bibel lasen, und viele Ausländer, waren Serzens Schüler gewesen. So wie jener nur erst im Alter durch einträgliche und ehrenvolle Aemter die Belohnung seiner Verdienste fand, so fand Serz zwar kein einträgliches Amt, aber doch im letzten Jahrzend seines Lebens eine Professur und die allgemeine Achtung und Liebe des Nürnberger Publicums.“

Mit freyerm Geiste konnte er so in den Stunden des häuslichen Unterrichts wirken; beschränkter war seine Sphäre in der Schule. Hier beengten ihn so manche Mängel unserer ältern Schuleinrichtungen, die er nicht zu heben vermochte. Ungeschieden saßen da vor ihm fähige und unfähige, vorgerückte und zurückgebliebene Jünglinge, solche, die sich den Studien, und Andere, die einer verschiedenen Berufsart sich widmeten und doch beschäftigt seyn wollten. Hier waren veraltete Lehrbücher, wie z. B. bey dem Religionsunterrichte das Examen Sauberti, vorgeschrieben, hier trat ihm der Mangel einer festen Bestimmung seiner Schule und eines darauf gebauten weisen Lehrplans entgegen, hier häuften sich alle Unannehmlichkeiten der Direction einer Schule. Und doch sahen auch hier seine Schüler ihn beynahe immer heiter wirken, sahen ihn frey vom oft so verzeihlichen Erliegen seiner Geduld. Wie leicht ist es hier für den Lehrer, sich zu bereden, daß er seiner Pflicht folge, wenn er sich ausschließender den fähigen Köpfen seiner Schule widmet! Gewünscht mögen es wohl oft die talentvollern Jünglinge derselben haben, daß er so denke. Aber ehrwürdiger

gen erscheint ihnen nun der Mann, der mit Geduld und Selbstverläugnung so treu auch den Schwächern sich widmete und dabey durch so manche eingestreute Bemerkungen, Erinnerungen und Winke, die Aufmerksamkeit der Sinkern zu unterhalten wußte. Erst spätershin lehrten sie mancherley Erfahrungen, sein glückliches Talent verehren, auch an unfruchtbare Lehrbücher reiche Belehrungen anzuknüpfen und selbst durch die Erklärung eines Examen Saubert helle Religionsideen in ihnen zu erwekken. Gewissenhaft war seine Vorbereitung auf seine Lehrstunden und er beklagte es bitter, wenn der Drang seiner Geschäfte die hierzu nöthige Zeit ihm nicht gönnte.

So segensvoll lehrte der edle Mann eine lange Reihe von Jahren hindurch! Sein Unterricht, seine Schule zogen treffliche Männer. In jedem Amte und Stande sieht Nürnberg Männer wohlthätig wirken, welche Lehrer und Vater ihn nennen; so manche würdige Gelehrte, die auch das Ausland kennt, danken ihm die Grundlage ihrer Bildung. Mühe- und kummervoll war seine Laufbahn, und doch wandelte er sie heiter, kraftvoll und muthig. Viel zu gering waren die Einkünfte seines Amts für

seine

seine zahlreiche Familie; zufällige Umstände verminderten auch noch den ohnehin schon unzureichenden Ertrag. Trüb war ihm oft die Aussicht in die Zukunft. Welch ein ruhigeres Loos würde der Mann mit seinen trefflichen Kenntnissen und seiner vorzüglichen Lehrmethode sich haben erwerben können, wenn nicht eine gewisse tief gewurzelte Schüchternheit in Ansehung seiner Kenntnisse und Mißtrauen in seine Kräfte ihn beseelt und nun bey dem Daseyn dieser Empfindungen seine Gewissenhaftigkeit ihn nicht verhindert hätte, sich eine glänzendere Laufbahn zu eröffnen. Er hatte Gelegenheit, sich seine drückende Lage zu erleichtern; es wurden ihm einigemal vortheilhafte Lehrstellen angetragen; allein er hielt sich für unfähig, sie zu bekleiden, und schlug sie aus. Nur die Erlangung einer Landpfarrey war sein Wunsch, und er suchte noch in reifern Jahren um sie an. Allein gerade seine Vorzüge als Schullehrer machten ihn zum Opfer seiner Brauchbarkeit; man glaubte, seine Stelle nicht so vortheilhaft besetzen zu können, man bat ihn abzustehen, und der edle Mann stand ab. Die Ertheilung der Professur der griechischen und hebräischen Sprache am Nürnberg-

Bergischen Gymnasium war mit ihrem geringen Ertrage die einzige Entschädigung, die der Staat für seine Aufopferung ihm geben konnte.

Seine Ausdauer, sein Muth sollten sich bewähren bis an sein Lebensende. Vierzehn Stunden mußte der Mann täglich Unterricht ertheilen, um seine Familie ernähren zu können. Der Genuß der Natur, den er sehr liebte, gehörte zu den seltenen Erholungen, die ihm zu Theil wurden. Wer hätte es ihm verargen wollen, wenn er in manchen Beziehungen hinter den Fortschritten seines Zeitalters zurückgeblieben wäre! Aber — so weit führt weise Zeitbenützung — ihn traf dieses Loos nicht, das seine Tage getrübt haben würde. Er erhielt in sich lebhaft den regen Sinn für jede neue Idee, für jede wohlthätige Bereicherung menschlicher Kenntnisse; ihm erschien nichts fremd auf dem Gebiete des menschlichen Wissens; in ihm vereinte sich die reinste Empfänglichkeit für das Neue mit der gereiftesten Würdigung des Alten. Mußte es seine Schüler nicht überraschen, wenn sie späterhin, zu schüchtern, sich laut gegen ihn für manche später aufgestellte Idee zu erklären, ihn schon bekannt mit ihr und geneigt zu ihrer Annahme

fanden, aber nur bescheidene Zweifel, die als Früchte reifer Prüfung die jugendliche Voreiligkeit beschämten, aus seinem Munde hörten? Mußten sie nicht in ihm den helldenkenden Mann verehren lernen, wenn sie bey ihren fernen Studien erfuhren, wie manche Ansicht in der theologischen Welt als genialisch gepriesen wurde, auf welche ihr Lehrer sie einst schon durch vorsichtige Winke geleitet hatte? Gewiß ist es ihnen, daß der Mann schon frühe jene höhern Gesichtspuncte aufgefaßt hatte, die erst später öffentlich aufgestellt wurden, und daß er sich auch in der gelehrten Welt den Ruhm eines der denkendsten Männer erworben haben würde, wenn nicht seine überhäuften Geschäfte und seine Schüchternheit der schriftstellerischen Laufbahn ihn mehr entrückt hätten. Er sammelte zwar sehr fleißig, und hatte in seinen spätern Lebensjahren noch manchen schriftstellerischen Plan gefaßt, (z. B. Supplemente zu Scheller's Lexicon zu liefern), doch ohne ihn auszuführen x).

Ueber

x) Gedruckt sind von ihm folgende Schriften:

Veram Macrocosmi et Microcosmi eamque inter se comparatam notionem sub auspiciis divinis et praesidio

Ueber seine schriftlichen Arbeiten fügt Hr. Gös noch bey: „Sein Handbuch der griechischen und lateinischen Sprüchwörter gab er Heftweise heraus, die Frucht seiner ausgebreite-

dio Ge. Andr. Willii PP. in collegio circulariter disputantium die XVII. Martii A. MDCCLVI. examinandam sistit Georgius Thomas Serz, Heresbruco-Noricus. Altdorfi. 4. Pag. 16.

Das Programm, durch welches er zur Anhörung der Rede bey dem im J. 1792 erfolgten Antritte der Professur der hebr. und griechischen Sprache einlud, hatte folgenden Titel: Figmentum de animo humano ante subter terra existente quam corpori conjungeretur Ebraeis falso attribui demonstrat, simulque ad orationem in aditu muneris sui d. VI. Februarii hora X. antemeridiana in auditorio aegidiano publice habendam submisse ac reverenter invitat G. Th. Serz. Norimb. 1792. 4. Pag. 22. — Die Rede selbst, welche aber nicht gedruckt wurde, handelte: De sacrarum litterarum probabiliore interpretatione, nostris temporibus reservata. — Handbuch der griechischen und lateinischen Sprüchwörter. Th. I. Nürnb. 1792. gr. 8. S. 635. — Deutsche Idiotismen, Provincialismen, Volksausdrücke, sprüchwörtliche und andere im täglichen Leben vorkommende Redensarten in aufsprechendes Latein übergetragen und nach dem Alphabet geordnet von G. Th. Serz. Nürnb. 1797. gr. 8. S. 184. — Er war auch thätiger Mitarbeiter an der Nürnbergischen Gelehrten Zeitung.

seiner Lektüre und ein rührendes Denkmal für die, die seine Verhältnisse näher kannten, wie sehr er jeden Tropfen Zeit zu benutzen wußte. Es wurde mit Beyfall aufgenommen, und würde, wenn es vollendet wäre, selbst des Erasmus Adagien an Genauigkeit übertreffen. — Seine deutsche Idiotismen sind ein sinnreicher Versuch, Ausdrücke der infimae caveae aus dem Plautus und Petron deutschen Provinzialismen und sprüchwörtlichen Redensarten anzupassen, der weniger bekannt ist, als er es zu seyn verdient. Unter seinen Papieren muß sich noch eine reiche Ausbeute von Aufsätzen und Sprachbemerkungen finden, denen vielleicht nur die letzte Hand fehlt, um dem Publicum vorgelegt werden zu können. Vorzüglich interessant mögen seine Bemerkungen aus den Komikern und dem Petron über die ursprüngliche Aussprache des Lateinischen seyn, über die er sich gern, auch mit jüngern Freunden, unterhielt. Er glaubte, die Römische Sprache sey nicht blos eine Tochter der Aeolischen, sondern behauptete, diese schönere Tochter einer schönen Mutter habe sich durch eine Aussprache ausgezeichnet, die der heutigen Italiänischen ähnlich gewesen sey. — Auch über

Schel-

Schellers lateinisches Wörterbuch, dem er durchaus nicht den hohen Werth beylegte, der ihm gewöhnlich zugeschrieben wird, und das er tief unter Goßners Thesaurus setzte, muß er einen reichen Vorrath von Berichtigungen unter seinen Papieren hinterlassen haben." — „Da er das Studium der classischen Literatur für die edelste Geistesbildung und Geistesnahrung hielt, und der Meynung war, daß es bey Ansichten, aus denen die alten Schriftsteller und die gesamte Archäologie betrachtet werden können, sehr viele gebe, und daß diese Ansichten auch den Bedürfnissen des Zeitalters wechseln, sich veredeln und erweitern: so erhielt er sich durch dieses Studium ein immer reges Wahrheitsgefühl und diejenige Gewandheit des Geistes, welche auch aus andern Fächern der Literatur Ideen schnell aufnimmt und sich aneignet, und alte Vorstellungen mit bessern und mehr begründeten vertauscht. Oft erwähnte er dankbar, daß Ernesti's theologische Bibliothek ihm, nach seinem Ausdruck, den Staub aus den Augen geblasen, und ihm eine erweiterte Aussicht in der Theologie, vorzüglich in der Exegese, eröffnet habe." — —

So treu, wie die Pflichten des Lehrers, erfüllte der edle Mann auch die Pflichten des Gatten und Vaters. Er lebte außer seinem Geschäftskreise ganz für die Seinigen, erzog seine Kinder würdig, und weihte ihnen die aufmerksamste Sorgfalt. Er that sich etwas darauf zu Gute, daß er sie ohne alle körperliche Strafen erzogen habe und doch keines ausgeartet sey. Seine Erziehung war, nach seinem eigenen Ausdrucke, gelegenheitlich, doch nicht willkührlich; sie ging aus jenen festen Grundsätzen hervor, welche eine fortgesetzte Lectüre in diesem Fache, vieljährige Beobachtung, und der ihm eigene Scharfblick bildeten. Er erzog vorzüglich durch sein Beyspiel. Seine Kinder hörten nicht von ihm ermüdende moralische Vorlesungen, sondern nur treffende Sentenzen, die zu genau berechnet waren, um ihres Zwecks verfehlen zu können, warme, freundliche Ermahnungen, aus denen sein väterliches Herz sprach und die mit unwiderstehlicher Kraft zu ihren Herzen drangen. Jene eigene Gabe, allem, was er sprach, ein besonderes Interesse zu geben, die seiner Lehrmethode so wohlthätig eigen war, war auch in seinem Erziehungsgeschäfte sichtbar. Seine Reden machten bleibenden

den Eindruck und hatten oft die Wichtigkeit eines Orakelspruchs für die Seinigen, so entfernt er auch davon war, seine Meynung irgend jemanden aufzudringen, und so gern er es sah, wenn man zuweilen von seiner Meynung abwich, diese Abweichung mit Gründen unterstützte und sich nicht sogleich darinn irre machen ließ.

Jeder Abend war dem süßen Familiengenusse im trauten Kreise der Seinigen gewidmet. „Nun will ich mich mit euch unterhalten, Kinder — so sagte er oft — den Stoff dazu mögt ihr mir selbst angeben; sagt mir, was ihr wollt, erzählt mir, was euch eben beyfällt.“ Das Gespräch war bald angeknüpft, und von gleichgültigen Gegenständen wußte er es bald, seinem Lieblinge, Socrates, ähnlich, auf ernstere, interessante, lehrreiche Materien zu leiten. Oft forderte er auch Rechenschaft über die Anwendung des Tages. Muntere Scherze belebten diese Unterhaltung. Zuweilen spielte er auch mit den Kleinen allerley Spiele; nur durfte nicht um Geld, selbst nicht um Nüsse oder etwas dergleichen gespielt werden, weil er behauptete, daß ein solches Spiel frühzeitig Eigennutz entwickle und nähre. Sorg-

fältig wachte er über die Lectüre seiner Kinder, erkundigte sich, sobald er eines derselben lesen sah, nach dem Buche und unterhielt sich über den Inhalt desselben; Romane duldete er aber durchaus nicht in ihren Händen. Sah er eines lesen, so forderte er bisweilen, zur Uebung in der Selbstbeherrschung, die Lectüre da, wo sie am anziehendsten war, abzubrechen und das halbgelesene Buch zurückzugeben, welches auch pünctlich vollzogen wurde. Forderte die Erhaltung oder Ausbildung seiner Geliebten ein theures Opfer, er brachte es ihnen willig: wirklich mußte er auch immer darauf sinnen, seine Bedürfnisse mehr zu beschränken, allein er freute sich, so oft er etwas aufgefunden hatte, das er sich versagen und künftig entbehren könnte.

Wirkend auf die Seinigen war seine Fassung bey der Vereitlung schöner Hoffnungen. Es traten Fälle ein, wo seine Geliebten solche nährten, und, durch die hohe Wahrscheinlichkeit gereitzt, ihrer Erfüllung sich nahe glaubten; allein er erinnerte sie an die Möglichkeit der Nichterfüllung, — die süße Hoffnung wurde getäuscht, und — keine trauernde Miene war an ihm sichtbar.

Reli-

Religiosität erfüllte seine Seele. Er machte die Seinigen mit lebhafter Rührung aufmerksam auf die Führungen der leitenden Vorsicht, und unterhielt sich gern und oft im häuslichen Kreise über Gegenstände der Religion. Auch hier waren alle seine Aeußerungen praktisch; sie erhielten höheres Interesse durch die tiefe Menschenkenntniß, welche lange Erfahrung, sein Umgang mit der Jugend, und sein beobachtender Blick ihm erworben hatten. Fruchtlose Speculationen haßte er.

In Tagen des Kummers heiterte er durch das Lesen des Seneca oder einiger seiner Lieblingsoden des Horaz sich auf, welches nach seiner Versicherung ihm immer gelang. Bey dem Tode einer innigst geliebten Tochter, die er in ihrer schönsten Jugendblüthe verlor, stärkte er die trauernden Seinigen durch das Beyspiel seiner Standhaftigkeit. Es war an jenem Tage das Erstemal, daß er eine Schulstunde einstellte, und zwar mit der Aeußerung: „Ich möchte nicht gern vor meinen Schülern zu weich erscheinen.“ Tief beugte ihn inzwischen vor einigen Jahren der Tod seiner treuen Gattin. Seit dieser Zeit glaubten die Seinigen einige Verminderung seiner Heiterkeit zu bemerken.

Bey Leiden, die seine Freunde trafen, oder bey Unfällen, die seine Vaterstadt erlitt, sah man ihn traurigter, als bey Unfällen, die ihn selbst betrafen. Unvertilgbar war das Gefühl seiner Dankbarkeit gegen Menschen, die ihm wohlgethan hatten. Er hatte eine besondere Freude, wenn er Söhne, Enkel oder Verwandte von ihnen zur Unterweisung erhielt. Er schien auf sie gedoppelte Mühe zu wenden und schlug öfters das angebotene Honorarium aus, weil er dann, wie er sagte, die alte Schuld nicht abtragen könne. Als er seine Rede zum Antritt der erhaltenen Professur hielt, hatten sich die Schüler seiner Klasse beredet, mit einander nach dem Auditorium zu ziehen. Serz bezeugte sein Wohlgefallen über den Eintritt seiner sämmtlichen Schüler gegen seinen Freund, den bekannten Literator, Prediger Strobel. „Hier sitzen ja auch ihre Schüler," sagte Strobel sehr laut, indem er auf die ansehnliche Versammlung Nürnbergischer Gelehrten zeigte. Serz erzählte diese Rede Strobel's sehr gerühret in seinem Familienkreise und war überhaupt innig dankbar gegen jeden Beweis der verdientesten Achtung.

Ser

Gewöhnliche Menschen unterliegen dem Eindrucke ihres Schicksals, ihr Geist wird durch die Härte desselben verstimmt, eine einsame Lebensweise macht sie unempfänglich für das gesellschaftliche Leben. Selbst mancher verdiente Mann setzte sich dem Belächeln der Unweisen aus, weil er sich in die Form des Weltztons nicht zu finden wußte! Wer die Schüchternheit des bescheidenen Gerz in dem, was einen öffentlichen Gebrauch seiner Talente forderte, kannte, der mußte fürchten, daß Verlegenheit an ihm in dem seltenen Genusse gesellschaftlicher Freuden sichtbar werden würde; wer seine sorgenvolle Lage bedachte, erwartete wohl an ihm Miene und Ton des Grams. Man wurde angenehm getäuscht; man fand in ihm den heitersten, unterhaltendsten Gesellschafter, den Mann, der mit liebenswürdiger Bescheidenheit, aber mit einem stärkenden Gefühle seiner Würde, auftrat, der frey von aller Anmaßung, auch über unbedeutende Gegenstände sich freundlich unterhielt, der von Jedem sich so gern belehren ließ, der sich für alles Gute und Nützliche so innig interessirte y).

Er

y) Er war, lautet das gleiche Zeugniß in Götzens Aufsatz, ein warmer Freund alles Guten, Edlen und Schönen,

Er forderte nicht immer gelehrte, fein gebildete Menschen; wenn er nur Gesittete, Verständige, Gutgesinnte fand, so konnte er mit ihnen sich heiter unterhalten. Wir sahen ihn in den letzten Jahren seines Lebens, wo Zerstreuung und körperliche Bewegung ihm nöthiger wurden, öfters an einem beliebten ländlichen Vergnügungsorte, wo er heiter beobachtend aus dem fröhlichen Geräusche zusah und mit jedem Entgegenkommenden sich freundlich unterhielt. Er wurde auch seiner schönen gesellschaftlichen Tugenden wegen geschätzt. Man fand in ihm den reifen Menschenkenner, den schonenden Beurtheiler menschlicher Handlungen, den Freund des Guten, den warmen Patrioten. O auch diese Züge verherrlichen das Bild des

nen, und ein Mann von umfassenden Kenntnissen, die sich nicht blos in seinem Fache begränzten. Seine gesellschaftliche Unterhaltung war äußerst anziehend und belebt, und man merkte in einem gemischten Kreise nie den Schulmann, der im Unterrichten grau geworden war. Seine heitere wohlwollende Miene, die nie von selbstsüchtigen Leidenschaften getrübt wurde, sprach auf den ersten Blick schon ein, und verkündigte den guten, biedern, theilnehmenden Mann, als den er sich in seinem ganzen Leben bewährt hat."

des Unvergeßlichen in den Herzen seiner Schüler, die im täglichen Umgange stets den Ausdruck dieser Gesinnungen, stets den Gleichmuth practischer Lebensweisheit, stets die reinste Wahrheitsliebe an ihm fanden. Wie machten betrübende Erfahrungen ihn bitter, selten hörte man von ihm eine Klage über sein Schicksal. Er preiß die Glücklichern nur wegen ihrer uns beschränktern Macht wohlzuthun. Er that selbst Gutes, er unterstützte manchen seiner Schüler, er entzog sich auch Beyträgen zu wohlthätigen Instituten seiner Vaterstadt nicht.

Seine Lebensweise war den Regeln der strengsten Diät entsprechend, äußerst mäßig und einfach, nach der pünctlichsten Ordnung. Eben sie, in Verbindung mit seinem festen Körperbau, seiner kraftvollen Constitution und seinem philosophischen Gleichmuth ließ Allen, die ihn verehrten, die ersehnte Verlängerung seines theuern Lebens hoffen. O daß er noch so manchen sehnlichen Wunsch für dieses Leben, so manche Hoffnung für seine guten Kinder erfüllt gesehen hätte! Gewünscht wurde inzwischen dieser feurige Wunsch der Dankbarkeit und Liebe. Schon in den letzten 8 bis 10 Jahren fühlte der Vollendete öfters im Gehen Anfälle von

Eng-

Engbrüstigkeit, welche ihn, stille zu stehen, nöthigten. Tiefes Athemhohlen, oder lautes Sprechen erleichterten ihm diese Anfälle. Erst in den letzten zwey Jahren kamen sie wieder öfter, länger dauernder und beschwerlicher, so daß er ärztliche Hülfe suchen mußte. In seinem letzten Lebensjahre erschienen sie immer häufiger, störten seine nächtliche Ruhe, und nöthigten ihn, des Nachts im Zimmer herum zugehen. Es gesellten sich endlich Krämpfe dazu, welche aus dem Unterleibe bis auf die Brust sich verbreiteten und öfters so heftig wurden, daß sie, ihn zu ersticken, drohten. In den letzten Monaten mußte er, um Ruhe zu genießen, auch des Nachts sitzen, und es gesellte sich hiedurch zu jenem Uebel eine wässerichte Geschwulst an den Füßen, welche täglich höher stieg. So sehr auch in dieser Lage seine Kräfte abnehmen mußten, so blieb doch sein Geist immer thätig und heiter. Mit dankbarer Freundlichkeit empfieng er die Beweise der verehrendsten Theilnahme; mit edler Gelassenheit ertrug er seine drückenden Leiden, tröstete seine um ihn bekümmerten Theuern, und hoffte und wünschte, wie er oft versicherte, blos um ihrer willen, Verlängerung seines Lebens. Ach,

er

er mußte zu tief fühlen, wie sehr sein Tod die Geliebten beugen würde, denen er im umfassendsten Sinne Vater war. Er hatte mit der angestrengtesten Thätigkeit für sie gewirkt und konnte doch nicht den Trost nähren, in einer günstigen Lage sie zu hinterlassen. Nur Ein geliebtes Kind, seine älteste Tochter, verehliche an einen würdigen Geistlichen, Diac. Fuchs in Nürnberg, sah er in einer unabhängigen, glücklichen Lage, und hatte noch die Freude, mehrere Kinder von ihr, als Großvater unter den Schülern in seiner Classe zu sehen. Doch, noch eine Beruhigung erleichterte ihm sein Scheiden. Ein Oberherrliches Rescript versprach ihm nämlich für seinen ältesten Sohn, dessen Versorgung er schon so lange sehnlichst wünschte, die baldige Ertheilung einer solchen Pfarrstelle, die ihn in den Stand setzen würde, seinen übrigen Geschwistern den Verlust des theuren Vaters weniger fühlbar zu machen. — Er gab seinen Schülern in erträglichen Tagen bis etliche Wochen vor seinem Tode Unterricht und wendete seine leidensfreyen Stunden dazu an, seine Amtsrechnungen in Ordnung zu erhalten und die Berufsgeschäfte, die er im Zimmer verseben konnte, zu verrichten. — Zu

seiner

seiner Tochter, sagte er in einer traurigen, ganz durchwachten Nacht: „Du wirst bemerken, daß ich so stille mich verhalte. Ich denke der Vergangenheit nach. Ich kann zwar sagen, daß ich mein Leben zu nützen gesucht habe; aber ich finde doch auch manches, das ich wünsche, nicht gethan zu haben.“ — In den zwey letzten Tagen phantasirte er fast beständig und seine Phantasie beschäftigte sich einzig mit seinen Schülern, bis er an Erschöpfung der Kräfte sanft einschlief.

Kein Monument bezeichnet seine Ruhestätte vor den Gräbern derer, die um ihn schlafen, aber ein freundlich heiliger Ort wird sie stets denen seyn, die mit der Empfindung des Dankes seine Asche segnen. — Nur die Hülle der Geister nimmst du auf, o Erde! dem Reiche des Unendlichen gehören diese selbst; nur jene löst sich auf in deinem Schooße; der Summe des unvertilgbar wirkenden Segens gehört das Gute, welches Unsterbliche vollbringen im Reiche des Guten!

Christian Friedrich Michaelis,

Doctor der Arzneygelahrtheit und Arzt am Johannis-Hospital zu Leipzig.

geb. d. 18. May 1727 zu Zittau.
gest. d. 29. Aug. 1804 zu Leipzig.

Sein Vater, Christian Michaelis, war Buchbinder zu Zittau; seine Mutter eine geborne Schramm. Mit seinem Bruder, Georg Heinrich [z]), ward ihm von diesen Aeltern, welche sich durch ihren rechtschaffenen Wandel auszeichneten, eine strenge und fromme Erziehung zu Theil. Im achtzehnten Jahre seines Alters kam er auf das Gymnasium zu Zittau, welches dazumal in ausgezeichnet blühendem Zustande war. Hier genoß er des Unterrichts eines Peschek, Braun, Grunwald, Stephan, Gerlach, Bucher und Staupitz. Nach Verlauf von fünf Jahren bezog er die Universität Leipzig, wo er im May 1751, unter dem Rectorat des damaligen Professors

z) Er starb in der Blüthe der Jahre als Rechts-Consulent in seiner Vaterstadt.

fessors der Physik, Johann Heinr. Winkler, unter die akademischen Bürger aufgenommen wurde. Hier nahm sich seiner der damalige Decan der medicinischen Facultät, Joh. Ernst Hebenstreit, als Lehrer und Freund väterlich an. Er benutzte übrigens, außer diesem, den Unterricht von genannten Winkler, Platz, Ludwig, Pohl, Hundertmark, Bose, Jacke, Böhmer, Quelmalz und Kästner. Und vornehmlich durch Hebenstreit's edle Unterstützung und Vermittelung, welcher ehemals mit Ludwig auf königliche Kosten die Reise nach Africa machte, sah er sich in Stand gesetzt, seinen medicinischen Kenntnissen, zumal in der Geburtshelferkunst, in Strasburg und Paris einen höhern Grad der Ausbildung zu geben. An jenem Orte ward er am 1sten Jun. 1754, unter dem Dr. Georg Heinrich Eisenmann inscribirt, wohnte den Vorlesungen von Schöpflin, Böhler, den beyden Gravel und Jac. Reinhard Spielmann bey, übte sich, unter Ziegenhagen und Busch in chirurgischen Operationen, und genoß des Unterrichts und der Freundschaft der beyden zu damaliger Zeit berühmten Geburtshelfer der Stadt, Johann Jacob

Fried's

Fried's und Johann George Leuth's. Jener verschaffte ihm Gelegenheit, siebenzig Geburtsfällen beyzuwohnen und dabey mit Hand anzulegen: beyde aber zogen ihn bey ihren Krankenbesuchen fleißig zu. Auch ließ er sich den praktischen Unterricht im militärischen und bürgerlichen Krankenhause daselbst nicht entgehen, und ermangelte nicht, den dabey angestellten Wundärzten, Le Riche und Bötier öfter an die Hand zu gehen. In Paris, wo er Nollet's physische Versuche zur Erläuterung der Lehre vom Licht mit ansah, war er täglich zweymal im Hotel Dieu; auch häufig in der Charité anwesend, und beobachtete hier die Besorgung einer fast unglaublichen Menge Patienten durch Moreaux und Antoviller, nicht ohne selbstthätige Mitwirkung: wie denn die damals berühmte Hebamme Simon, wegen der von ihm bewirkten glücklichen Entbindungen, ihm eigenhändig das vortheilhafteste Zeugniß ausstellte. Kurz nach seiner, zu Ende des Jahrs 1755 erfolgten Rückkehr am 20. Febr. 1756, vertheidigte er, ohne Präses, seine Inauguralschrift (welche zum Theil das Resultat seiner neusten Studien enthielt), unter dem Titel: De Orificii uteri

cura clinica atque forensi. Im Jahre 1768 wurde ihm vom Rathe zu Leipzig die medicinische Besorgung der Thomasschule übertragen, welche er 1782 mit derjenigen des Hospitals zu St. Johannis vertauschte.

Nach einer, außer zwey Hauptkrankheiten, ziemlich ungestört genossenen, dauerhaften Gesundheit, fieng sich besonders seit 1799 eine merkliche Schwäche der linken Seite bey ihm zu äußern an, welche allmählig immer mehr zunahm, und endlich 1801 den 28sten Jan. in völlige Paralysis derselben ausartete, wodurch er nicht nur der willkührlichen Bewegung dieser Seite beraubt, sondern auch überhaupt dem Kreise seiner gemeinnützigen Thätigkeit entzogen wurde. Der tödtliche Schlag traf ihn am 1sten Aug. 1804, dessen Folgen ihn binnen 4 Wochen der Welt auf immer entrissen.

Er war zweymal verheyrathet; das erstemal den 16ten Jul. 1765 mit der jüngsten Tochter Johann Heinrich Graffs, Doctors der Rechte und damaligen berühmten Rechts-Consulenten zu Leipzig, einer Frau von musterhafter Zärtlichkeit und Liebe für ihren Gatten, mit welcher er zwey Söhne zeugte, Christian Friedrich und Christian Au-

gust

gust, welche beyde ihre Aeltern überlebten, und jener als Lehrer der Philosophie, dieser als Advocat in Leipzig ihren Aufenthalt haben. Der 1793 im Sommer erfolgte Verlust dieser Gattinn hatte auf die Gesundheit des Verstorbenen einen merklich nachtheiligen Einfluß. Für die letzten Jahre wählte er sich daher als treue Pflegerin seines hülfsbedürftigen Alters (1800) Johanne Charlotte Schulze, die 3te Tochter des ehemaligen Diaconus zu Colditz zur zweyten Ehegenossin, welche nun als Wittwe den Tod des würdigen Greises beweint.

In der frühern Periode seines Lebens erlangte er eine starke Praxis in den angesehensten Häusern, wozu, außer seinen Reisen, Hebenstreit und Hundertmark die nächsten Veranlassungen gaben. Auch letzterer würdigte ihn des liebevollesten und belehrendesten Umgangs, ja überließ ihm sogar mehrere, von ihm bereitete Arzneymittel, unter denen das, nach seinem Namen benannte, graue Pulver noch berühmt ist. Medicina ars temporis, war sein Wahlspruch, und er versäumte nie, im Anfange die thätigsten Vorkehrungen zu treffen. Sein natürlicher Scharfblick und seine treffliche Combinationsgabe ließen ihn sel-

sen in der Wahl der Mittel fehlen. Er war aber nicht für den häufigen Wechsel der Arzeneyen, für einen trägen Gang, für sehr zusammengesetzte Mittel, welche sich oft nur durch ihre Kostbarkeit empfahlen. Weit entfernt von der unwissenden Kühnheit drastischer Afterärzte, hielt er auf kräftige, in der Dosis auch nicht zu karge, aber einfache Mittel, wo nicht ein Bestandtheil die Wirkung des andern aufheben oder gar ihm widerstreiten mochte. Wenn das Inland erprobte Arzeneyen hatte: so blendete ihn der fremde Name nicht, zu dem Ausland überzugehen. Aber bis auf den letzten Tag gestand er, daß der Arzt oft nur im Dunkeln tappe. Daher war ihm auch Emporhaltung der Naturkräfte die Hauptsache; und er wollte eher den negativen Gang befolgen, als durch den positiven jenen in den Weg treten. In dieser Hinsicht ließ er sich auch die Erwägung des Regimen oder körperlichen Verhaltens des Patienten in aller Rücksicht anempfohlen seyn, weil er dadurch und durch dessen weise Abänderung oft das Meiste zu bewirken glaubte, und in einer vernünftigen Diät die Grundlage einer dauernden Gesundheit suchte. In ersterer sah er Enthaltung von zu vielen Trinken als

kein

kein geringes Erforderniß an. Wider Klystieren und Aderlassen war er kein Freund. Das Blut nannte er den Hauptschatz, welcher nur im äußersten Nothfall angegriffen werden müsse. Von der entsprechenden Wirksamkeit jener konnte ihn selbst Kämpf nicht überzeugen. Ueber die Blatternimpfung wich er immer dem Urtheil aus, bis endlich die Schutzblattern seiner Meynung eine andere Richtung zu geben schienen. Der Anwendung seines eifrigsten Studiums, der Entbindungskunst, sich zu widmen, vermied er doch meistens die Gelegenheit, theils zurückgeschreckt durch das Heer von Vorurtheilen, welche die Wochenstuben belagerten, theils um der Empfindlichkeit seines Gemüths willen.

Mit den letztern zwanzig Jahren nahm seine Praxis allmählig ab, und er wurde dadurch (zumal bey den Bedrängnissen seiner häuslichen Lage) bestimmt, noch die literarische Laufbahn zu betreten. Er wählte die Verdeutschung einiger französischen und einer großen Anzahl englischer Werke, so daß von 1785 bis Ausgang von 1800 wohl gegen hundert, meist vorzügliche Schriften, von ihm übersetzt, und zum Theil mit Anmerkungen versehen worden sind, welche eben so sehr seine ausgebreitete Lectüre,

als den geübten Praktiker zeigen. So wurden die Erfahrungen eines Spallanzani, Senebier, Rousseel, Howard, Turnbull, Nisbet, Ford, Fordyce, Fothergill, Rush, Osborn, Gadiner, Perfect, Rolle, Newley, Adair, Balfour, Ferris, Falkoner, Quin, Parzeter, Vaughan, Drase, Jebb, Gregory, Kite, Joodeyn, Ferriar, Currie, Johnstone und vieler anderer auch für unser Vaterland benutzt, ein Bemühen, welches unter den Engländern der zuletzt genannte nebst seinem Sohne in wiederholten Briefen dankvoll erkannte. Ueberhaupt zog ihm der neue literarische Beruf eine so ehrenvolle als angenehme Correspondenz mit Selle, Junker, Ackermann, Hufeland, Blumenbach, Metzger, Gruner, Girtanner, Grosse, Baldinger, Böhme, Walz, Pohl, Schlegel, Morelli, Hotze, Bertram, Kreysig, Hecker, Elwert, Beckmann, Suckow u. a. zu. Und so blieb sein mühe- und arbeitvolles Leben nicht ohne alle Frucht und Aufmunterung.

Das, was bisher angeführt worden, wird schon von selbst auf eine Eigenschaft schließen lassen,

lassen, die ihm in seltnem Grade zukam, diejenige der körperlichen und geistigen Thätigkeit. Wie viele möchten auch wohl noch im 58sten Jahre ihres Lebens, eine alte Bekanntschaft mit einer fremden Sprache hervorsuchen, und Muth und Fleiß in hinlänglichem Maaße besitzen, um, mit Hülfe derselben, sich das Feld eigner literarischer Wirksamkeit zu eröffnen, welches in jüngern Jahren (bis auf die erste Probeschrift) nie betreten worden war? Denen, die sich über die große Arbeitsamkeit, ohne Abbruch seines Wohlbefindens, verwunderten, lösete er das Räthsel durch Mittheilung seiner Lebensweise, bey welcher, neben der größten Frugalität und schlichten Einfachheit, das frühe Aufstehen oben anstand. Er pflegte das „Early to bed, and early to „rise, makes man healthy, wealthy, and „wise“ immer im Munde zu führen; und im Sommer fand man ihn schon mit Aufgang der Sonne, ohne daß selbst Strapazen der Reise eine Ausnahme veranlaßt hätten, am Schreibetisch, oder im Garten, oder sonst unermüdet beschäftigt. Auch den Winter über war er oft um 3, 4 Uhr, gewiß aber vor fünf, bey voller Arbeit. Nicht leicht konnte man ihn

heiterer, und für jeden edeln Eindruck empfänglicher sehen.

Diese Thätigkeit wäre schwerlich in so hohem Grade möglich gewesen, wenn ihn nicht ein heller, practischer, so gewandter als umfassender Verstand, welcher aus dem feurigen Auge sprach, beglückt hätte. Solcher gewährte ihm in seiner Anwendung als Arzt und Gelehrter, schon an sich mannichfaltigen Genuß. Er verschaffte ihm aber auch bey andern Dingen Vortheil und Vergnügen. So erwarb er sich tausenderley Fertigkeiten, um sich in seiner häuslichen Einrichtung mancherley Bequemlichkeiten zu verschaffen, vielerley Unvollkommenheiten abzuhelfen, zu welchen sonst Maurer und Schlosser, Tischler und Zimmermann vonnöthen gewesen wäre. Selbst diesen half er oft nach, wenn sie bey ihm beschäftigt waren, verband sich mit ihnen wohl zur Arbeit, oder gab ihnen diese oder jene Verbesserung an, welche sonst unterblieben wäre. Zu den Gärtchen, die er, ein großer Freund und Verehrer der schönen Natur, auf dem Lande und vor dem Thore abwechselnd miethweise zu besitzen sich glücklich dünkte, entwarf er nicht nur eigenhändig den Plan lieblicher Symmetrie, sondern

er

er war auch selbst in allen und jeden Gartenarbeiten theoretisch und praktisch so geschickt, daß dieser Zweig der Thätigkeit ihm zur liebsten Erholung diente. Auch die Bienenzucht studierte er so in ihrem ganzen Umfange, daß er, mit der Bienenkappe vor dem Gesicht, die Rauchpfanne in der Hand, bey Schwärmen, Vereinigung der Stöcke oder Sonderung, imgleichen beym Zeideln, allemal zugegen war, oder es selbst verrichtete, ja, (ohne manchen ihn entstellenden Stich zu scheuen) Jahre hindurch tägliche Beobachtungen über die Bienen und über das sogenannte Tütun der Weisel niederschrieb. Welch ein Fest dann für ihn, die Ausbeute zu wägen, den Honig zu säumen, und das Wachs zu sondern und weiter verarbeiten zu lassen? Geschäfte, die er mit seiner ersten Gattin meistens allein ausführte a). Eben so hatte er seit mehr als dreyßig Jahren über die Veränderung der Witterung nach Barometer und Thermometer und andern Anzeigen, genaues Tagebuch zu halten sich zur strengen Regel gemacht.

Mit

a) Daher fremde er sich, unter seines Freundes Lecke Communication, zuerst mit: Bromwich's Bienenwärter (Lyz. 1785. 8.) im Publikum auftreten zu können.

Mit diesem glücklichen Verstande verband er einen hohen Grad der Religiosität, welche in sein ganzes Leben verflochten war. Mit Gott begann er und endigte er, versäumte nie die sonn- und festtägigen Andachtsübungen, außer in Krankheitsfällen, ohne Unterschied der Witterung und Jahreszeit, bis in das späte Alter. Ungebührliche Reden waren seinem Munde fremd. Aber mit Thränen im Auge gedachte er unverhofft erfahrner Hülfe, und mit inniger Rührung erinnerte er sich an manche Motete, die er um Weihnacht oder zu anderer Festzeit als Gymnasiast mit gesungen, wußte die Lieder Gellert's, dessen persönlichen Umgang er genossen hatte) auswendig, und Luther's edle Gesänge, von denen ihm noch kurz vor seinem Tode der nie sonst von ihm erwähnte, voll hoher Salbung, „Jesaia, „dem Propheten, das geschah" beyfiel. Dabey war er weder Kopfhänger, noch ängstlicher Dogmatik ergeben, sondern liebte freye Ueberzeugung, und hörte nur den freygeistigen Schwätzer mit gerechter Indignation, so wie er überhaupt religiöse Gegenstände nicht gern in größern Zirkeln aufs Tapet bringen sah.

Mit

Mit dieser Frömmigkeit hieng die strengste Wahrnehmung seiner Vaterpflichten zusammen. Schwerlich kann ein Vater für das physische und moralische Wohl seiner Kinder mehr bedacht gewesen seyn. Die anfängliche Kränklichkeit von beyden suchte er durch die unermüdetsten Bemühungen zu heben, und keine Stunde, die er sich abmüßigen konnte, trennte ihn von dem Krankenbette des ältern Sohnes in der gefährlichen Blatternkrankheit, wenn schon die theure, erste Gattin selbst hier alle Kräfte aufbot. Durch ländlichen Aufenthalt wurde die frühere Schwächlichkeit gehoben, und er wurde selbst Kind unter seinen Kindern, bereitete Bogen und Pfeile, Armbrüste und andere Geräthschaften der kindlichen Spiele, befestigte den Vogel vor dem Bauerhause unter der Linde, oder zeichnete die Zielscheibe u. dgl., trieb Ball und Ballon in die Höhe, brannte selbst die kleinen Feuerwerke ab. Nichts war rührender, als seine Geschäftigkeit zum Weihnachtsfest für die Seinen, in Verbindung mit seiner herzensguten Gattin, zu sehen. Mit eignen Händen und nicht ohne Wunden hatte er in früherer Zeit vor beyde Thüren große Transparents zu diesem Behufe gefertigt, welche

welche von seiner künstlerischen Anlage keinen schlechten Beweiß gaben. Dagegen er wieder auf der andern Seite unter den Hauslehrern nicht wählerisch genug seyn zu können vermeinte, und bey seiner natürlichen Penetration die Mängel sehr leicht inne wurde, welche einem nach dem andern den Abschied zuzogen. Er wünschte der erste Freund seiner Kinder zu seyn, und keine Dienstleistung war ihm zu niedrig, keine Arbeit zu schwer, kein Gang zu sauer, dem er sich nicht unterzog, dafern er eine Beziehung auf das Wohl seiner Kinder darinn gewahr wurde, das er auch in spätern Zeiten nach Kräften nie aus den Augen verlor.

Außer der größten Rechtschaffenheit und einer gewissen naiven Gutmüthigkeit, war ihm hiebey Freymüthigkeit, lebhafter Patriotismus und die größte Leutseligkeit eigen, welche letztere machte, daß er sich gern mit Kindern jedes Standes abgab, und ihre natürlichen Aeußerungen leiden mochte. Eben so war er freundlich und scherzhaft gegen die Leute, welche bey ihm arbeiteten, oder jeden Andern, der mit ihm umging oder zu thun hatte, von welchem Stande er auch war. Ueberhaupt ein Verehrer alles Guten und Schönen, nahm er an

allen

ohne Anstalten zum Besten der Menschheit dem innigsten Antheil, beobachtete mit Enthusiasmus die Anlage und allmählige Vollendung aller jener heilbringenden Anstalten für die geringern Volksclassen, wie die Verschönerung der öffentlichen Spaziergänge und jegliche Verfügung einsichtsvoller und gemeinnützig gesinnter Männer, unter denen der Bürgermeister Müller an der Spitze stand. Geneigt zu heiterer Geselligkeit (obschon Kartenspiel und Taback ihm gleich sehr zuwider waren) öffnete er sein gefühlvolles Herz dem wohlthätigen Erguß der Freundschaft. Theilnehmend und mittheilend, von unbegrenzter Dienstfertigkeit, gastfrey und ungezwungen, dem Complimenten gram, wurde er, wegen seines heitern Humors, leichter Scherzhaftigkeit und zarten Galanterie, wodurch auch nicht entfernt dem Anstand Eintrag geschah, überall gern gesehen, und von Jung und Alt beyderley Geschlechts wohl gelitten. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte er daher auch die Freude, einen Kreis edler Jünglinge an seinem Tische zu bewirthen, unter deren Anzahl sich auch ein Garve und Ebert, imgleichen Amsink, Anderson, Nissen und Müller, gegenwär-

wästig Zierden der Hamburger Republik, befanden. Oefters musikalische Unterhaltungen der gewähltesten Art vermehrten den Genuß jenes Zirkels. Bis wenige Jahre vor seinem Hinscheiden blieb ihm ein Briefwechsel mit Mehreren von diesen, und er gedachte oftmals jenes erheiternden Zeitraums. Eben diese Züge des innigen Gefühls und des glühenden Eifers zeichneten auch seine Geschäftigkeit als practischer Arzt vor der antheillosen Kälte mancher Andern dieses Standes aus.

Die Fehler, welche an ihm zuweilen sich zeigten, waren Folgen der sich selbst gegebenen Bildung, des cholerischen Temperaments, bitterer Lebenserfahrung und zum Theil mißlicher Vermögensumstände, deren Drückendes er unverschuldet empfand, endlich auch des heranahenden Alters. Daher jene Hitze, Empfindlichkeit und Reizbarkeit; daher Entzündbarkeit und Jähzorn, nicht selten bey Kleinigkeiten; daher ein länger nachhaltender Unwille und Mißmuth, gegen welchen oft alles Zureden, alle Vorstellungen und Rechtfertigungen vergeblich waren; daher endlich ein Kleinmuth und eine Verzagtheit, die ihn, bey zunehmender Theurung und bey der durch seine Krankheits-

heitsumstände auferlegten Unthätigkeit, in den letztern Jahren nicht selten befiel. Wie rührend waren aber auch dann diese Selbsterkenntniß, diese Geständnisse, gefehlt zu haben, diese rastlosen Bemühungen, wieder gut zu machen, und dieser stete Kampf gegen solche Schwächen, welche den Werth eines solchen Mannes nicht zu vermindern vermochten, wenn sie auch Stunden, vielleicht wohl Tage trübten, und, neben der übrigen angreifenden Thätigkeit und Abarbeitung, einer herrlichen Constitution doch immer noch zu frühe aufrieben!

Zweyerley verdient noch bemerkt zu werden, welches Physiologen wohl zum Nachdenken Stoff giebt; einmal, daß in den letztern zehn Jahren eine Schlaflosigkeit eintrat, welche meistentheils von Mitternacht an allen Versuch, weiter zu schlafen, vereitelte: ein Umstand, wider welchen alle mögliche angewendete Mittel, was Diät, Zeit des Schlafengehens, Wahl des Orts und der Beschäftigung, Bewegung, Bäder u. s. w. betrift, fruchtlos angewendet wurden. Zweytens hatte er eine Reihe Jahre vor seinem Ableben ein Phänomen, welches ihn selbst in das größte Erstaunen setzte: ein besonderes Leuchten aus den

Augen, das er sehr oft, jedoch intervallenweise, Abends und Nachts, bey seiner völligen Besinnung und außer dem Bette, seiner Behauptung nach, zuweilen so stralend empfunden hatte, daß er dabey die klärste Schrift zu lesen im Stande gewesen wäre, und ihm die nächsten Gegenstände ringsumher erleuchtet erschienen.

Traurig waren die drey letzten Jahre des lebensmüden Greises. Er war unvermögend, einen Schritt zu thun. Allmählig verlohr sich, zumal bey der Lähmung der linken Hand, die Fähigkeit, mit der rechten zu schreiben, die er, wenn schon in schwer leserlichen Zügen, auf die längste Zeit zu üben gesucht hatte. Auch des Lesens wurde er satt, obgleich sein Gesicht nicht abzunehmen schien. So blieb er, zur größten Thätigkeit von jeher gewöhnt, nun unthätig, und doch mit regem Geist und einer Beschäftigung foderuden Einbildungskraft, auf Einen Fleck gebannt. Unter zuweiligen Anwandlungen geistiger Schwäche, erhielt sich im Ganzen die Urtheilskraft frey und lebendig. Auch der muntre Humor wich bis zuletzt nicht ganz von ihm. Er konnte vielmehr über die Abnahme der Sprache, die ihm späterhin oft versagte, über bald minder angemessene, bald wider

Wil-

Willen härtere Behandlung, wenn er ins Bette oder herausgeschafft wurde, von Herzen lachen, und kündigte sich, nur ein paar Monate vor seinem Tode, einem Fremden als einen großen Patienten, wiewohl klein von Person, an. Er blieb gleichmüthig, als in diesen Jahren ein alter Freund nach dem andern ihm voranging, und verschmerzte es ruhig, wenn von den jüngern, freylich viel beschäftigten Aerzten, kaum einer oder der andre, nach vielen Bitten, ihm seinen Besuch zu schenken sich entschloß, während sein kleiner Familienkreis sein Alles war. Er hatte ja schon vorher Undank ausgezeichneter Art mit Resignation ertragen, und selbst in seinem Berufe so bittern Verdruß erdulden müssen, daß er auch um deswillen die Wahl dieses Standes seinen Söhnen widerrieth. Ferendum quod non mutandum war eine seiner letzten Aeußerungen. Rührend waren die Zeichen von Dankbarkeit und lebhaft erkennendem Gefühl, wovon durchdrungen er seiner treuen zweyten Ehegenossin und den Söhnen einmal über das andere die Hand reichte, oder die ihrige, ohne sie loslassen zu wollen, mit Inbrunst küßte, nach dem nassen Auge führte, und mit angestrengter letzter

Stillme Dank zu sagen nie unterließ. So fiel er endlich zwey Tage vor dem Ende in langen, schweren Schlaf, aus welchem er hienieden nicht wieder erwachte.

Er war mehr kleiner Statur, eher hager, als stark. Aus dem großen schwarzen Auge mit schwarzbuschigem Augenbraun leuchtete Feuer und Würde; Freundlichkeit lag im Zuge um Kinn und Wangen. Er hielt streng auf Ordnung und Anstand im Aeußern und in der Kleidung, entfernt vom Phantastischen. Auch das Innere der Wohnung zeichnete in gesunden Tagen dieser Geist aus, obgleich er dem Luxus gram war. Sein Gang war schnell und bestimmt.

Man schmeichelt sich, durch diese treuen Züge jedem Teutschen Achtung für den Verewigten und sein Andenken einzuflößen.

C. A. M.

Franz

Franz Georg Christoph Rütz,

Hochteutscher Lutherischer Prediger im Haag,

geb. den 29. Oct. 1733.
gest. den 31. Dec. 1802.

Ratzeburg im Herzogthum Lauenburg war der Geburtsort dieses gelehrten Theologen, der durch Kenntnisse und Freymüthigkeit seinem teutschen Vaterlande bey unsern niederländischen Nachbarn Ehre machte. Nach vollendeten Schulstudien in seiner Vaterstadt befliß er sich auf der Universität Rostock der Weltweisheit und Theologie. Hier lehrte er zehn Jahre, die er zum Theil mit Privatunterweisung junger Leute im Lesen der alten Classiker hinbrachte, und dreyßig Jahre darauf fand er bey seiner Reise durch Teutschland, daß aus seinen ehemaligen Schülern allesammt geschickte und nun in angesehenen Aemtern stehende Männer geworden waren, — das beste Zeugniß für die Kenntnisse und Methode ihres damaligen jungen Lehrers.

Im Jahr 1762 trat er, als Holländischer Candidat, in die Dienste der Evangelisch-Lu-

therischen Kirche in den Vereinigten Niederlanden, wozu er, dem Auftrage des Amsterdammer Consistoriums zu Folge, von dessen ältesten Prediger, van Garel, aus Teutschland ausdrücklich verschrieben worden war. Das Amsterdammer Consistorium übergab ihn diesem Prediger van Garel zur weiteren Vorbereitung und zum Unterricht in der Holländischen Sprache. Hier blieb er nun als Candidat im Dienste des dortigen Consistoriums von 1762 bis 1764; aber noch vor dem Schlusse dieses letztern Jahres ward er nach Breda zum Holländischen Prediger an der Lutherischen Gemeinde daselbst berufen.

Als Candidat in Amsterdam predigte er anfangs noch in Hochteutscher Sprache mit sehr großem Beyfalle, indem er, durch fleißiges Lesen von Mosheims Sittenlehre, sich den malerischen und beredten Styl dieses berühmten Musters, zugleich aber auch dessen synonyme Wortfülle, zu eigen gemacht hatte. Er war in der That beredt, völlig Meister seiner Muttersprache, und wurde in seinen beliebten öffentlichen Vorträgen durch eine starke, wohltönende, biegsame Stimme vortheilhaft unterstützt. Indeß predigte er als Candidat

in

in Amsterdam bereits schon öfters auch Holländisch; in dieser Schwesterſprache, die ſich aber gerade durch die Nüancen der Ausrede ſo ſehr von der teutſchen unterſcheidet, blieb ihm jedoch das Gefällige in der Ausſprache beym Predigen auf immer unerreichbar. Doch auch ſelbſt ſeine holländiſchen Predigten wurden in Amſterdam mit großem Beyfalle gehört; er erwarb ſich daſelbſt viele Freunde und wurde von ihnen reichlich ausgeſtattet und beſchenkt, da er als holländiſcher Prediger nach Breda abging.

Dieſe Stelle bekleidete er etwa zehn Jahre ſehr geliebt und geachtet von ſeiner Gemeinde. Er wirkte dort nicht blos als Prediger, ſondern zugleich als Rathgeber, Vermittler und Helfer ſeiner Mitbürger in mancherley Fällen des menſchlichen Lebens; ſeine Thätigkeit und ſein kluges, geſchicktes Betragen machten ihn zu einem der geachtetſten und erſten Bürger dieſer Stadt. Bey ſeinem Abgang hinterließ er die Kirchenkaſſe ſeiner Gemeinde in einem blühenden Zuſtande und die Kirchenprotocolle in der beſten Ordnung; auch ward noch zu ſeiner Zeit der Breda'ſche Fond für einen zweyten Luther. Prediger von der Verryk'ſchen

und Chombachschen Familie gestiftet, ohne welchen jetzt diese Gemeinde daselbst gar keinen Prediger haben würde.

Um das J. 1775 ward er als Hochteutscher Prediger nach dem Haag berufen, und nahm dieß um so williger an, da, wie erwähnt, die vollkommene Aussprache des Holländischen ihm immerfort Schwierigkeiten machte. Hier im Haag, im Kreise der gebildetsten Menschen, lebte er nun ferner höchst wirksam und geachtet, und feyerte daselbst, zwey Jahre vor seinem Tode, das fünf und zwanzigjährige Jubiläum seines dortigen Kirchenamtes; zahlreiche Freunde, und darunter Staatsmänner und fremde Gesandte, wohnten dieser fröhlichen Feyer bey, von welcher hernach der Holländische Mercur jedes Jahres, unter dem Artikel Lutherische Kirchen-Neuigkeiten aus dem Haag, eine Beschreibung lieferte. Treu seinem Amte, wirksam durch dasselbe und durch seine für Bekämpfung des Mißverstandes und Irrthums unternommene schriftstellerischen Arbeiten, lebte er im beständigen Besitz der Achtung und Liebe derjenigen, die wahres Verdienst und Talent zu schätzen wissen, und starb am letzten Tage des Jahres 1802 im siebzigsten Jah-

Jahre, nach einer Krankheit von zehn Tagen. — Er war zweymal verheirathet, das letztemal wenige Monate vor seinem Tode; Kinder hatte er nicht.

Rütz war ein trefflicher Theolog, der durch gelehrte Kenntniß der Exegese und durch praktischen Sinn den Geist des Christenthums erkannt hatte und nach besten Kräften zu verbreiten suchte. Schon sein großer und festgebauter Körper, seine hohe und edle Stirn, sein feuriges Auge und sein gerader Gang kündigten einen kraftvollen, muthigen Mann an, und so erwies er sich auch im Leben. Ein gutes Gedächtniß, eine treffende Urtheilskraft und lebhafte Phantasie machten ihn zu einem scharfsinnigen und beredten Gelehrten; er hielt sehr auf die Würde und Ehre seines Standes und Amtes, war aber dabey ein heiterer und aufgeräumter Gesellschafter. Beständig von dem Geist der Thätigkeit beseelt, konnte er nicht ohne Geschäfte leben, auch seine Gemeinde im Haag empfand die wohlthätige Wirkung dieser Thätigkeit, besonders in Bezug auf Verpflegung ihrer Armen; denn hierzu eröffnete er neue Hülfsquellen; zu Aufrechthaltung ihres Waisenhauses brachte er zinsenfreye An-

leihen zu Stande, die erst zwey Jahre nach geendetem Kriege wieder zurück gezahlt zu werden brauchten; und an der Verfertigung und Einführung eines neuen Gesangbuches nahm er den thätigsten Antheil. Ueberdieß nützte er noch seinen Freunden durch seine Dienstfertigkeit, Ueberlegung und Gewandheit in manchen verwickelten Lagen, und viele würdige Männer bekennen mit dankbarem Herzen, daß sie ihm vorzüglich ihre Ausbildung, ihre Anstellung und ihr Glück zu danken haben.

Sehr wichtig und folgenreich war seine Thätigkeit als Schriftsteller, wo er theils in holländischer, theils in hochteutscher Sprache mit Ruhm auftrat. Um hierin seine Wirksamkeit zu übersehen, muß man bedenken, daß vor etwa 30 Jahren unter vielen Holländischen Theologen und Predigern eine geschmacklose, einseitige und unpraktische Behandlung des Christenthums herrschend geworden war. Mehr noch als jemals in Teutschland beschränkten sich viele Prediger auf einem engherzigen Particularismus; die Unterscheidungslehren zwischen der Lutherischen und Reformirten Kirche wurden mit einer Wichtigkeit behandelt, die sie nicht verdienen, und man war im Stande, solche

che müssige Fragen: was es für Kohlen gewesen, bey denen sich Petrus gewärmt? Warum sich Petrus in einem so warmen Lande beym Feuer gewärmet? Was es für ein Hahn gewesen sey, der gekrähet? Was der ungetheilte Rock des Erlösers für eine Beschaffenheit gehabt habe? u. dgl., in stundenlangen trocknen, mit hieher nicht gehöriger Schulgelehrsamkeit verzierten Predigten den vermischten Gemeinen vorzutragen. Besonders zeichneten sich um das Jahr 1777 durch solchen Sectengeist und Mikrologismus die Herausgeber der Niederländischen Bibliothek, D. Petrus Hofstede und D. Habbema aus. Dieß reizte den Wahrheitliebenden Rütz zur Bekämpfung von dergleichen Geschmacklosigkeiten und Thorheiten. Unter der Firma eines lutherischen Küsters und Schulmeisters, als sey er ein Brudersohn des durch Rabener so berühmten Küsters des Dörfchens Quirlequittsch, der dessen Papiere geerbt habe, trat er in heftweise erscheinenden Briefen gegen jene Herausgeber der Niederländischen Bibliothek auf, als D. Hofstede in einer Recension voll Sectengeist behauptet hatte, die Lutherische Kirche gebe einen völligen Abfall der Hei-

Heiligen und Frommen, obgleich keiner beharrlichen als möglich zu, wobey die harte Lehre der Dordrechtschen Synode von neuem aufgestellt war, ein Auserwählter könne überhaupt nicht wieder aus der Gnade fallen. Rüß zeigt in seinen holländisch geschriebenen Küsterbriefen, daß die Lutherische Kirche noch weiter von dem hier aufgestellten Dogma abweiche; denn sie lehre nicht blos einen völligen, sondern auch einen beharrlichen Rückfall vom Guten als möglich, und glaube mit Recht nicht an eine unwiderstehliche Gnade, wodurch die Erlösung Jesu nur auf wenige sogenannte Auserwählte eingeschränkt werde; er zeigt, daß sie Gott als den Vater aller Menschen verehre, der seinen Sohn zur Beglückung Aller in die Welt gesandt und allen seinen Geist zum Beystande versprochen habe, der durch die Lehren des Christenthums zwar kräftig, aber nicht unwiderstehlich zur moralischen Besserung des Menschen wirke; und daß also ein Mensch, der einmal angefangen habe sich zu bessern, nicht blos möglicher Weise und wenn er nachläßig sey, wieder lasterhaft werden, sondern auch im Laster fortschreiten und darin beharren könne. Er zeigt dabey mit exegetischer Gelehrsamkeit

samkeit; wie elend alle Verdrehungen sind, die der holländische Recensent wider die Schriftsteller angebracht hatte, welche die Lutheraner zum Beweis der Möglichkeit des Abfalls der Heiligen anführen und fordert ihn auf, dieß entweder in kurzem zu widerlegen oder zu widerrufen, damit nicht durch das Ansehn der Niederländischen Bibliothek manche Prediger verführt würden, ihren christlichen Gemeinden durch die Bestreitung dieses den Lutheranern angedichteten Irrthums die Zeit zu verderben, die für weit nützlichere Sachen bestimmt sey. — In den Noten zu diesem ersten Küsterbrief wurden denn mit Laune und Gelehrsamkeit mehrere andere theologische Thorheiten und jene Prediger-Spielwerke gerügt. Er fand so viel Leser, daß binnen acht Tagen eine zweyte Auflage von diesem Brief mußte veranstaltet werden.

Hierauf nun vertheidigte zuerst der Recensent die Lehre seiner Kirche, dann trat der Herausgeber der Bibliothek selbst hervor; Rüß antwortete in den folgenden Heften seiner Briefe und trug durch die gründliche und geistvolle Art, womit er diesen kleinen Streit führte, sicher viel dazu bey, unbefangene Gemüther

müther auf solche Mißbräuche in Behandlung der christlichen Lehre aufmerksam zu machen und den Verbesserungen den Weg zu bahnen. Dieß geschah in den Jahren 1777 und 78.

Nicht lange darauf hatte der D. Hofstede (der schon durch eine intolerante Schrift gegen die Tugenden der Heiden bekannt war), sich in einer Abhandlung von den Ostindischen Kirchensachen bemüht, die Erbauung einer Lutherischen Kirche auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung, und die Errichtung einer eben solchen Gemeine in Batavia zu hintertreiben; denn, sagt er, die alten Instructionen für den Gouverneur in diesen Ländern machten diesem die Fortpflanzung der christlichen Religion zur Pflicht; darunter sey aber nicht jede christliche Religion, sondern nur die reformirte und zwar die wahre reformirte christliche Religion, wie sie in den publiken Kirchen der vereinigten Niederlande gelehrt wird, zu verstehen, so daß die Lutherische, ja auch die Englische und Schweizerische Kirche gänzlich davon ausgeschlossen sey, indem die beyden letzten nicht in Allem genau mit dem Holländischen Glaubensbekenntniß übereinstimmten, und so auch nicht

die

die Religion hätten, die in den publiken Holländischen Kirchen gelehrt werde.

Da trat nun abermals der diesem Streit gewachsene Rütz mit einem Bündel von Briefen an D. Hofstede 1779, in Holländischer Sprache auf, widerlegt diesen engherzigen Intoleranten, und bringt gelegentlich eine Menge nützlicher Dinge und wahrer Ansichten zur Sprache, wobey jedoch mit männlicher Bescheidenheit alles vermieden ist, was die Obrigkeit beleidigen und ruhestörend heißen könne; nur mit der ungelehrten, verdrehenden, übelwollenden theologischen Intoleranz hat es der gerade und edle Kämpfer zu thun.

Mehrere seiner Schriften sind in Hochteutscher Sprache verfaßt, und zeugen gleichfalls von seiner exegetischen Gelehrsamkeit und von seinem geläuterten Geschmacke. Einzelne Abhandlungen finden sich in Hrn. Hofr. Eichhorns Repertorium und Journale. In allen offenbart sich ein Reichthum an glücklichen Reflexionen über die darinn vorkommenden Gegenstände; aus allen leuchtet sein hellsehender Geist, seine gründliche Gelehrsamkeit und seine ausgebreitete Literatur-Kenntniß hervor. — Im Schreiben der Holländischen Sprache hatte

er

er es so weit gebracht, daß er mit Beyfall gelesen wurde; und ob er gleich irgendwo sagt, er mache keinen Anspruch auf einen vollkommenen Holländischen Styl, und deshalb um Nachsicht bittet, wenn sein Holländisch mit Germanismen vermischt sey, so rechnete er es sich doch zur Ehre, daß ein klassischer Holländischer Schriftsteller, Hr. Prediger Nieuwland im Haag, sein Holländisch ohne Tadel citirt hatte.

Ueber die Absichten verschiedener seiner Schriften lese man die A. d. Bibliothek B. 39. S. 601. und B. 44, 610 nach; so wie über die glücklichen Wirkungen der scherzhaften Noten zu seinen bekannten Küsterbriefen dasjenige, was sein angeblicher Vetter S. 62, in seinem sogenannten Anti- und - Ana gelegentlich davon gesagt hat.

Zweymal hat er vom Haag aus eine gelehrte Reise nach Teutschland gemacht; das erstemal im J. 1790 über Gröningen nach Rostock, Lüneburg, Celle, Braunschweig, Helmstädt, Magdeburg, Halle, Leipzig, Jena, Weimar, Gotha, Eisenach, Cassel, Göttingen, Rinteln, u. s. w.; das zweytemal einige Jahre später nach den Rheingegenden, auf Darmstadt,

stadt, Worms, Frankenthal, Heidelberg u. s. f. — beydesmal nicht etwa in der Absicht, dem Publikum hernach eine Beschreibung davon mitzutheilen, sondern einzig, um die verdienten Männer kennen zu lernen, deren Schriften er bis dahin mit Nutzen gelesen und mit denen er zum Theil schon im Briefwechsel gestanden hatte. Ueberall wurde er von ihnen mit derjenigen Achtung aufgenommen, die gründlicher Gelehrsamkeit und wirksamer Thätigkeit gebührt; und so hatte er das erfreuliche Geschick, daß seine Verdienste, die Vorzüge seines Kopfes und Herzens, sowohl von seinen nah um ihn lebenden Freunden, als auch von allen Freunden der Wissenschaft und Religion in Teutschland mit Hochachtung und Liebe erkannt, und bey seinem Tode gepriesen wurden.

Folgendes Verzeichniß seiner Schriften, das nirgends so vollständig existirt, ist als Beytrag zur Literatur anzusehen:

1. Predigt über die Frage: worin eigentlich die Verrätherey des Apostels Judas bestanden; am Abend d. 16. Febr. 1777

im Haag gehalten von F. G. C. Rütz, Hochdeutschem Prediger bey der Lutherischen Gemeine im Haag. Daselbst bey Munnikhuizen.

2. Programma van een Genoodschap, onder de zinspreuk: non placet nobis orthodoxia sine pietate, nec pietas sine orthodoxia, waarin het oogmerk van gemeld Genootschap wordt aangetoont en tevens eenige vraagen ter beantwoordinge worden voorgesteld. Amsterdam by Sellschop, en in's Haage by Plaat en Compagnie. in dato 1 Juny 1777.

3. Brief van eenen Lutherschen Koster en Schoolleeraar aan de Heeren Schryveren van de Nederlandsche Bibliotheek. te Amsterdam by Spriet, te Utrecht by Paddenburg &c. &c. &c. in dato 17 Maart 1777.

4. Tweede brief van den Lutherschen Koster &c. aan de Schryvers der Nederl. Bibliotheek. Te vinden by de bovenstaanden. Onderteekend 10 May 1777.

Hierauf trat ans Licht:

De leer &c. van de volharding der Heiligen ter Beantwoording van den Lutherschen Koster door P. V. D. H. Z. Amsterdam by M. de Bruyn. Dato 26 Aug. 1777. —

Und nun folgte:

5. Ant-

5. Antwoord aan den Heer P. V. D. H. Z., Schryver der recenſie van H. Schuberts Predikatien in de Nederlandſche Bibliotheek, door den Lutherſchen Koſter. Haag by Plaat en Compagnie. Onderſchreeven d. 14 Octobr. 1777.

6. Vervolg en Slot van het antwoord bovengenoemd. Haag by Plaat. in dato 18 Oct. 1777.

7. De vriendelyk berichtgeevende Recenſent en de dienſtvaardige tegenberichtgeevende Lutherſche Koſter. de dato 12 Jan. 1778. Haag by Plaat.

8. Antwoord van den Lutherſchen Koſter op het noodwendig vertoog ter verdediging der eere van de Schryveren der Nederlandſche Bibliotheek. April 1778. ibidem.

9. Voorreden van F. G. C. Rütz tot de onder zyn opzicht vertaalde inleiding van Michaelis in de Schriften des Nieuwen Verbonds. de dato 14 Dec. 1778.

Die Zuſätze zu der letzten Hochteutſchen Edition ſind hernach gleichfalls unter ſeiner Aufſicht, in einer Holländiſchen Ueberſetzung, herausgekommen.

10. Drietal van brieven aan den Recenſent van Baums proeve over het gebed, door den Lutherſchen Koſter. de dato 20 July 1779. Haag by Munnikhuizen en Plaat.

Jetzt kam, nach einem langen Zaubern, endlich ins Licht:

Vervolg van de leer, aangaande de volharding &c. ten antwoord aan den Lutherſchen Koſter &c.

Hierauf antwortete der Lutherſche Küſter ſofort in der Schrift, genannt:

11. Nieuw vervolg en ſlot van het antwoord aan den Heer P. V. D. H. Z, Schryver der recenſie van Schuberts Predikatiën in de Nederlandſche Bibliotheek, door den Lutherſchen Koſter. Haag by Plaat en Compagnie, in dato 7 Sept. 1779.

12. Bundel van brieven aan den Heer Profeſſor honorarius, Petrus Hofſtede, te Rotterdam, over zyne ooſtindiſche Kerkzaaken. Haag by Munnikhuyzen en Plaat. Van 27 Apr. 1779.

13. Kritiek over de voorreden van den Heer Profeſſor honorarius, Petrus Hofſtede, te Rotterdam, tot het treede deel van zyne ooſtindiſche Kerkzaaken. Van 27 Apr. 1780. by Plaat in's Haage.

Nun erſchien:

Leven van den geleerden en wydvermaarden J. V., Lutherſchen Koſter en Scholeeraar in's Graven-

Haa-

Haage. Amsterdam by M. Schooneveld, 1781.

Auf diese Schrift erfolgte:

14. ANTI — en — ANA; vervat in een brief van provisioneele dankzegging aan den Heer Biographus Honorarius te Rotterdam; geschreeven door den Neef van den vroomen, eerzaamen en geleerden Lutherschen Koster in's Gravenhaage. te Amsterdam by M. Schalekamp, 1781.

15. Predigt am Gedächtnifs-tage der Uebergabe der Augsburgschen Confession an Kaiser Carl V. Haag bey Plaat und Compagnie. Vom 25 Junius 1780.

16. Glückwunschschreiben an den Herrn Admiral, Zoutman, zu seinem Siege. Haag 1781.

17. Derde Bedestond van 31 July 1782 van F. G. C. Rütz, uit zyn Hoogduitsch handschrift vertaald. Rotterdam by Kraefft.

18. Die siebente Bethstunde, den 27 Nov. 1782, von Ebendemselben gehalten. Haag by Plaat.

19. Sendschreiben an den Herrn Consistorial-rath C. W. F. Walch zu Göttingen, worin die im 39sten Bande der Allgem. Deutsch. Bibliothek, pag.

pag. 601—616 befindlichen nachrichten ergänzet und die im VIIIten Theile der Neueſten Religionsgeſchichte pag. 403—410 abgedrukte Nachricht, die Errichtung der Lutheriſchen Gemeine am Vorgebürge der guten Hoffnung betreffend, berichtiget wird, von F. G. C. Rütz. Weſel bey Fr. Jac. Röder 1782.

20. F. G. C. Rütz animadverſiones in definitionem imaginis in genere, philoſophis receptam. In Symbolis Haganis, editore Barkey, Claſſ. II. faſc. 2, pag. 203—232.

21. Kleine bydragen tot de deiſtiſche letterkunde. Eerſte Stuk, raakende den Deiſt Albert Radicati, Graaf van Paſſeran. Door F. G. C. Rütz. Haag 1801 by Plaat (nicht fortgeſetzt).

22. Zeven leerredenen ter wederlegginge van het gewoon gevoelen aangaande de dæmoniſche menſchen en de voorgewende nog altoos voortduurende onmiddelyke werkingen van den Duivel op onze aarde en onder ons menſchen, door F. G. C. Rütz, uit zyn Hoogduitſch Handſchrift vertaald. 's Haage by Iſaac du Meé. 1783.

23. Apologie van het Leeraar-ampt, ofte Memorie, waarin gededuceert wordt: dat een Predikant, (het zy met eerbied gezegd) door den Rechter niet kan

kan worden gedwongen, om getuigenis der waarheit te geeven, in zaaken, die an hem als Predikant geopenbaart en toevertrouwt zyn: opgeſteld, en, aan Hun Edele Achtbaare, Myne Heeren van den Gerechte van's Haage, overgeleeverd den 21 January 1784 door F. G. C. Rütz. Haag by Iſaac du Mee, 1784.

24. Baum's Verſuch über das Nationalreich Chriſti. überſetzt von F. G. C. Rütz. Göttingen bey Boſſiegel. 1803.

25. F. G. C. Rütz, Voorreden tot de onder zyn toezicht door den Heer Lens vertaalde oudheid- en geneeskundige verhandeling van Dr. en Profeſſor Timmermann te Rinteln over de Daemoniſche menſchen by de Evangelisten vermeld. Haarlem by Loosjes. 1789.

26. Daemonologiſche fragmente van F. G. C. Rütz. 1ſte Stük te Haarlem by Loosjes 1789. 2de Stük in's Haage by Leeuwestein 1790.

27. (Gedrukt) Manuſcript over de Paradoxe dienſtmaagd, vermeld by Handelingen der Apoſtelen cap. XVI, vſ. 16-18. Rotterdam by Kraefft. 1791.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

E. G. Baldinger.

Z. Nekr. d. T.

Nekrolog

der Teutschen

für

das neunzehnte Jahrhundert.

Herausgegeben

von

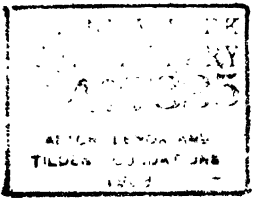
Friedrich Schlichtegroll.

Vierter Band.

CIRCULATING LIBRARY

Gotha,

bey Justus Perthes, 1805.



Dem

Durchlauchtigsten Prinzen

von Chur-Würtemberg,

H. Paul Karl Friedrich,

der diese

vaterländisch-biographische Sammlung

Seines

ermunternden Beyfalls

würdigt,

zum Zeichen

gröſter Verehrung

gewidmet

v. d. H.

Inhalt.

1. Ernst Ludwig von Benkendorf, churſächſiſcher General der Cavallerie . . Seite 1

2. Ignatz Valentin Heggelin, Pfarrer im Oeſtreichiſchen Schwaben . . S. 136

3. Friedrich von Hardenberg, deſignirter churſächſiſcher Amtshauptmann in Thüringen . S. 187

4. Joh. Jak. Nathanael Neumann, Prediger zu Lissow bey Frankf. a. d. O. Seite 262

5. D. Ernst Gottfr. Baldinger, churhessischer Geheimerrath und erster Prof. der Medicin zu Marburg S. 294

Ernst Ludwig von Benkendorf,

Churſächſiſcher General der Cavallerie und Chef der Garde du Corps, Ritter des St. Heinrichs-Orden.

geb. d. 5. Jun. 1711.
geſt. d. 5. May, 1891.

Wenige der Helden, die an dem ſiebenjährigen Kriege Theil genommen haben, — dieſem folgereichen Kampf, der ſo unvergeßlich ſeyn wird als das achtzehnte Jahrhundert ſelbſt — ſind in das neue Seculum herüber gekommen; noch wenigere derer, die in jenem Kriege bereits eine bedeutende Rolle ſpielten, Lorbeern des Siegs erkämpften, und ſchon in den frühern Schleſiſchen Kriegen zu

der glänzenden Wirksamkeit vorbereitet und gebildet worden waren, durch die sie dann im siebenjährigen sich mit Ruhm bedeckten. Unter diese wenigen gehört der neunzigjährige Greis, der acht und sechszig Jahre hindurch dem Churhause Sachsen mit unerschütterlicher Treue diente, der seinem Staate und den Regenten desselben zur Ehre gereichte, und dessen Nahme, wenn durch nichts anders, allein schon durch den heißen Tag bei Collin unvergeßlich seyn würde, wo er den fliehenden Sieg noch mit tapferer und glücklicher Hand ergriff und wieder zu seiner Parthey zurückführte — einen Sieg, der unter jenen Umständen, ohne Uebertreibung, für das Schicksal von ganz Europa entscheidend genennt werden kann! — Das ganze Sächsische Heer sah ihn als seinen Vater an, und sein erhabener Landesherr erkannte und ehrte seine Verdienste. Diese Achtung von einem weisen und tugendreichen Fürsten, und dasjenige, was der Redner neben seiner Bahre öffentlich von ihm sagte, — das sind vollgültige Zeugnisse von seinem Verdienst. Denn es liegt ein hoher Werth darin, von diesem Regenten geehrt zu werden, dessen längst erworbener Ruhm der Gerechtigkeit mit jedem

dem Jahre steigt, und dessen weise und würdevolle Regierung mitten in stürmischen Zeiten nah und fern bewundert und gepriesen wird; — und es ist, so wie die letzte, so die größte Ehre, wenn der jüngere Freund an dem mit Lorbeer bekränzten Grabe so sprechen darf *): — „Laßt uns das Andenken an die Thaten eines Veteranen zurück rufen, welcher voll heißen Eifers, voll edelmüthigen Bestrebens für das Wohl seines Fürsten, für den Ruhm seiner Fahnen und Kampfgenossen, als ein erhabenes Beyspiel länger als ein halbes Jahrhundert zur Ehre des Sächsischen Heers hervorragte, und von Pflicht und Ehrgefühl beseelt, von Wahrheit, Recht und Uneigennützigkeit geleitet, sich die

*) S. die Standrede, die der Rittmeister Baron v. Odeleben beym Sarge seines Chefs hielt, um den er mehrere Jahre als Adjutant gewesen war und von dem er sehr geliebt wurde. Ihm gab auch, als ein werthes Geschenk, der General die Papiere, aus denen die folgende Biographie geschöpft ist, und die der ehrwürdige Krieger, der sich im Alter gern noch in der Erinnerung seiner schönern Jahre sonnte, selbst dictirt hat.

schönsten Lorbeern erwarb, womit je eines Greises Haupt bekränzt war; eines Veteranen, der sowohl im Angesicht des Todes, als in der Ruhe des Friedens, sich die Achtung und die Liebe seiner Zeitgenossen, den Seegen so manches Edlen verdiente; der voll unermüdeter Thätigkeit, ohne Partheylichkeit überall nützte und half, wo er konnte, unbekümmert um Verkennung oder Tadel, und mit Vorsatz nie vom Wege des Rechts und der Billigkeit abwich; dessen strengstes Gesetz die unerschütterlichste Rechtschaffenheit war, und der sein thatenvolles Leben mit dem frohen Bewußtseyn endigen konnte, keinen Augenblick verlohren zu haben, wo er zum Besten der Menschheit, zum Wohl seines Fürsten und Vaterlandes mitwirken konnte."

Er, der älteste von fünf Brüdern, war zu Anspach gebohren, wo sein Vater Hofmarschall am Markgräflichen Hof war; seine Mutter aus der Familie von Lengefeld *).

Die

*) Aeltere Nachrichten über seine Familie s. in Bildermanns Geschlechtsregister der Voigtländischen Ritterschaft.

Die erste Erziehung bekam er in Anspach; die Heftigkeit und aufwallende Hitze, die ihn bis in das höchste Alter begleitete, machte seinen Aeltern und Erziehern viel zu schaffen. So gab er am Paradebette des Markgrafen, wo er als zwölfjähriger Knabe mit hingestellt war, einem andern Pagen über einen kleinen Streit eine Ohrfeige. Doch gieng er nach solchen Ausbrüchen des Jähzorns bald wieder in sich, und suchte es gut zu machen, wenn er jemanden mit Unrecht etwas Hartes gesagt hatte. Bey stürmischer Witterung war er besonders reizbar und verdrüßlich; er erzählte, daß er an solchen Tagen während der Feldzüge oft seine Trompeter vorgerufen hätte, um ihn aufzuheitern; diese hatten dann einen harten Stand, da er selbst Virtuos auf der Trompete war und keinen Fehler ungerügt hingehen ließ.

Vom sechszehnten bis neunzehnten Jahr (1730) studierte er in Jena. Sein Vater, der nun als Oberamtmann in Feuchtwangen stand, aber am Hofe zu Anspach noch viele Verbindungen hatte, wünschte, daß er studieren und dann einmal einen glänzenden Weg als Geschäftsmann an diesem Hofe machen möchte. Benkendorf fühlte aber zu

dieser Laufbahn keine Neigung, und hegte immer den Wunsch Soldat zu werden. Sein zweyter Bruder Carl Christian, wurde durch den Oestreichischen Feldmarschall Neiperg bey dessen Regiment gebracht *), und dies erregte schon

*) Dieser, Carl Christian, geb. 1713, blieb nachher im Türkenkriege bey Orsawa. — Wir wollen hier sogleich eine Nachricht von den übrigen Brüdern einschalten. Der 3te Bruder, Johann August, geb. 1715, war zuletzt Oberstallmeister in Sachsen Gothaischen Diensten, und starb im Sept. 1768 in Calais, als er in Geschäften seines Hofs von England nach Frankreich zurück ging. — Der 4te, Johann Friedrich, geb. 1718, kam in Preuß. Dienste, wurde 1757 Major, kommandirte ein Grenadierbataillon, und nahm als Obristlieutnant seinen Abschied. — Der 5te, Wilhelm Friedrich, geb. 1720, war Würtenbergischer Oberforstmeister, dann geheimer Rath und Cammerpräsident, zuletzt Minister und Oberdirektor der Archive in Anspach, starb 1796. — So war ihm von seinen nähern Verwandten zuletzt niemand mehr übrig, als die Wittwe seines Bruders Joh. August. Diese Dame war unter der Zahl derer, die er mit Wärme liebte und ehrte, und er wünschte in den letzten Jahren, sie beständig um sich zu haben; sein Tod hinderte die Ausführung dieses Planes.

schon den Neid dieses ältern. Unterdessen fuhr er doch im Fleiß des Studierens fort, um seinem Vater den Willen zu thun, und ließ sich mehrmals examiniren. 1730 besuchte er das große Sächsische Lager zu Zeithayn, das viele Fremde herbeylockte, und nährte dadurch seine Neigung zum Soldatenstande.

Nach vollendeten Universitätsjahren hielt es sein Vater für gut; ihn auf drey Jahre an den Hof des Fürsten Günther nach Rudolstadt zu schicken, um, wie er sich ausdrückte, ihm den Studenten aus dem Kopf zu bringen.

Hier wendete er seine mehrste Zeit auf das künstliche Reiten; für das er eine große Vorliebe hatte und immerfort behielt; er ritt unter Anleitung eines alten geschickten Stallmeisters Heubel, die jungen Pferde, und brachte es in dieser Kunst sehr weit; übrigens hatte er die fürstliche Tafel und genoß viele Gewogenheit von dieser edlen Familie.

Unterdessen suchte sein Vater bey dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I. eine Civilanstellung für ihn in Magdeburg, oder sonst wo in dessen Dienste; der alte militärische König aber, der sich näher nach ihm erkundigt hatte, antwortete in sei-

ner

ner bekannten Sprache, „es sey Schade um den jungen Mann, wenn er bey seinen Anlagen ein Stubensitzer werden solle,“ — und bot ihm eine Fähndrichsstelle in der Preußischen Armee an. Dieß war nun zwar nicht Benkendorf's Wünschen gemäß; indeß verschaffte ihm dieser Umstand und die Antwort des Königs doch von seinem Vater die Erlaubniß, Soldat zu werden. Der junge Benkendorf wünschte in Oesterreichische Dienste zu gehen; der Vater hat daher den Markgrafen von Anspach um Empfehlung an den Prinzen Ludwig von Würtenberg, der damals in Italien kommandirte, und hernach bey Padua blieb; aber der Markgraf war mit diesem seinem Neffen gespannt, und er bot sich daher lieber zu einer Empfehlung bey dem Herzog von Weißenfels und dem Sächsischen Feldmarschall Wackerbart. Der junge Benkendorf machte Anfangs Schwierigkeiten, den Sächsischen Dienst zu wählen; als sein Vater auf die Ursache drang, gab er an, dieser Dienst sey zu kostspielig, als daß ein Subalternoffizier sich ohne Unterstützung vom Hause halten könne. Der Vater versprach ihm diese, und so war sein Loos entschieden; er schlug demnach auch den

Sach-

Sachsen-Gothaischen Dienst aus, wo er durch Vermittelung des Generals Goldacker gleich als Kapitain der Infanterie mit Compagnie angestellt werden sollte, und erhielt bey der Churfächsischen Garde du Corps die Stelle als Souslieutenant mit Capitainlieutenants Titel.

Als er den ersten Mittag (13 Jul. 1733) in Dresden an der Wirthstafel im Gasthofe aß, lößte man eben die Kanonen; Benkendorf erfuhr, es geschähe, weil eben ein Prinz gebohren sey. Es war dieß der nachherige Herzog Carl von Curland. „Nun sagte Benkendorf, entweder ist der Prinz meinetwegen, oder ich seinetwegen gekommen" — und sonderbar war es, daß dieser Prinz wirklich in der Folge so eng mit ihm verbunden wurde, daß Benkendorf das Regiment desselben länger als sechs und zwanzig Jahre kommandirte, und durch viele Umstände geleitet, eine so treue Anhänglichkeit an die Familie desselben hatte; denn er war diesem Prinzen und dessen Gemahlin so ergeben, daß die Sterbetage dieser beyden fürstlichen Personen, bis an sein Ende, Tage der tiefsten Trauer für ihn blieben, und so von ihm gefeiert wurden. Ueberhaupt — und das mag gleich hier gesagt seyn — war

Ben-

Benkendorfs Anhänglichkeit an seinen Regenten und dessen ganzes Haus, unbeschreiblich groß und oft rührend. Der geringste Unfall derselben interessirte ihn, die geringste Unpäßlichkeit, die einem Gliede der fürstlichen Familie zustieß, konnte den sonst so muthvollen Mann beunruhigen. Er hatte alle Zweige des königlichen und kurfürstlichen Hauses in ihrer frühen Jugend kennen gelernt, und daher, und weil er während des siebenjährigen Krieges mit dem Prinzen Xaver, Albrecht, Carl und Clemens in mancher kritischen Lage gewesen war, rührte seine zärtliche und treue Theilnahme an ihnen. Prinz Carl wagte sich in den kriegerischen Affairen, denen er beywohnte, immer weiter, als es nöthig war, und gar oft hat ihn Benkendorf von seiner kühnen jugendlichen Hitze zurückgehalten und zur Gelassenheit zurückgeführt.

Kurze Zeit nach seiner Anstellung bey der Garde du Corps, verrichtete er während des Urlaubs des Adjutanten dessen Geschäfte, nebst dem übrigen Compagniedienst, indem alle Officiere der Kompagnie auf Urlaub waren; ein Zeichen, wie bald er sich in seine neue Laufbahn fand, und wie sehr sie zu

seinen

seinen Neigungen stimmte. Dabey fiel in den ersten Jahren seiner Dienstzeit (um 1735) wo er in Pirna in Garnison stand, mancher lustige Streich vor, den er mit seinen jugendlichen Cameraden (v. Rohmer, v. Kückbusch, zwey v. Pönickau, v. Bülow) verübte. Einst hatten sie in Pirna nach alter Sitte brav gezecht, und Benkendorf, als Oberschenk der Gesellschaft, zwey Bouteillen Wein hintereinander ohne abzusetzen aus der Flasche getrunken; sie zogen von da weg und kamen an das Fährhaus gegen Dresden zu. Hier hatte den Morgen vorher Benkendorf gegen Bülow behauptet, daß er, wenn er gedrängt wäre, eher durch die Elbe schwimmen, als sich dem Feinde ergeben würde. Bülow erzählt das den übrigen, nennt Benkendorf den Elbritter u. s. w. Dieser bleibt bey seiner Behauptung, und sagt endlich, daß er nicht bloß aus Nothwendigkeit, sondern jetzt gleich als Scherz durch die Elbe schwimmen wolle. „Ich wette Pferd gegen Pferd, wenn du durchschwimmst", sagt Bülow. Benkendorf nimmt die Wette an, und ruft seinen Bedienten mit den Pferden. Der Diener sieht, daß es Ernst ist, und sagt ihm: „Rohmen

ste mein Pferd; es wird noch besser schwimmen als das ihrige. Benkendorf setzt sich auf, ruft aber noch, ehe er hineinreitet: „Unsere Wette gilt nichts“. — Die andern, die dieß alles anfangs für Scherz hielten, erhoben ein Zedergeschrei, als das Pferd, tief in den Fluß herein ist und vom Wasser gehoben wird; doch dieses arbeitet sich glücklich mit seinem Reiter durch, und Benkendorfs neuer Diener folgt auf dem andern nach, bis sie das jenseitige Ufer erreichen, wo aber den Pferden durch einen einfließenden Bach das Schwimmen erschwert wurde. Die Gebadeten kamen indeß glücklich ans Ufer; der nun nüchtern gewordene Benkendorf schämte sich seiner begangenen Thorheit, und ließ sich auf der Fähre wieder hinübersetzen. Auf dem Heimwege wollte sich Bülow über sein Bad lustig machen: „Kein Mensch, sagte da Benkendorf, ist daran Schuld als du, und wenn du nie der Neckerey nicht aufhörst“, — genug, dieses mit naher Gefahr verbundene Jugendstreich zeigt wenigstens von Benkendorfs Muth. In Dresden hatte sich bald das Gerücht verbreitet, ein Officier von der Garde du Corps sey ertrunken; da sie aber sämmtlich wieder

in

in Pirna eingetroffen waren, so entstanden keine Verdrüßlichkeiten bey dem Chef, dem Herzog von Weißenfels. — Er hielt die Polnischen Pferde in großen Ehren, und war stolz darauf, das Regiment Karl mit Pferden aus den besten Gestüten der Familie Bogdanowicz beritten gemacht zu haben. Er selbst ritt im siebenjährigen Kriege ein polnisches Pferd, einen sehr bösen Fuchs, den er in der Schlacht bey Collin, noch nicht fünfjährig, zum erstenmal bestieg, und dennoch hernach sein Bataillenpferd und 34 Jahr bey ihm alt ward. — Mit einem andern ritt er einst (wahrscheinlich im Frühjahr 1762.) in einem Tage von Dresden bis Karlsbad, achtzehn Meilen, um noch denselben Tag eine Depesche des Feldmarschalls übergeben zu können; er gab zwar das Pferd verlohren, kannte aber genau die Fußsteige und kam glücklich an Ort und Stelle. — Als General erhielt er immer dreyßig Rationen, ersparte aber davon keine, sondern hielt im Gegentheil immer noch einige Pferde mehr. Er ritt noch als acht und achtzigjähriger Greis bis zwey Jahre vor seinem Tode, wo es ihm einstrende öftere Schwindel nicht mehr erlaubten. — So sehr er geschickter

und

und leidenschaftlicher Reiter war, eben so sehr war er auch geübter und eifriger Jäger, Büchsen- und Pistolen-Schütz; er schoß einst in zwey Monaten zwey und vierzig Hirsche, und benutzte besonders dazu das große Revier seines Vaters, wenn er ihn auf Urlaub besuchte. Bey einem solchen Besuch im Reiche sah er damals auch die Belagerung der Festung Philippsburg durch Prinz Eugen, bey dessen Armee zwey seiner Brüder standen.

Sein erster bedeutender Marsch (1736) gieng nach Warschau, um die sechs dortigen Compagnien des Regiments abzulösen. Eben hatte der Russische Feldmarschal Münch und der Herzog Johann Adolph Danzig genommen; die Großen der Stanislausischen Parthey unterwarfen sich, und im August erfolgte der Pacifications-Reichstag, auf welchem August III als König erkannt, und die Ruhe hergestellt wurde. Der Hof gieng noch in diesem Jahre nach Sachsen zurück; die Hälfte der Garde blieb aber in Warschau, wo Benkendorf bey dem Zusammenfluß großer Familien in der Residenz nicht unangenehm lebte, und zum Rittmeister vorrückte. (1737 — 38). Unvermuthet wurde (im

März

März 1738) die Garde von zwölf Kompagnien auf acht gesetzt, doch den reducirten Officiers ihre bisherige Gage geschont; die es verlangten, sollten bey Vacänzen nach ihrem Dienstalter wieder in der Garde angestellt werden, andere in der Armee bey der Cavallerie. Benkendorf befand sich mit unter den reducirten Offizirs, marschirte mit einem Theil der Mannschaft nach Sachsen zurück, und erklärte sich für eine Anstellung in der Armee. Er that bey einem Lustlager in der Nähe von Dresden, zu Ehren der Vermählung der Königin von Sicilien, Dienst unter den Generalen Baudissin und Polenz, wodurch er dem erstern vortheilhaft bekannt wurde und einen Gönner an ihm erhielt. Nun gieng der Hof nach Pohlen, und Benkendorf mit Urlaub auf einige Jahre zu seinem Vater, wobey er sechs und dreyßig Thaler monatlich aus der Chatoülle des Königs hatte, und ganz sich selbst überlassen war. (1738 — 41) Unstreitig die sorglosesten Jahre seines Lebens! Er genoß jenen Urlaub mit voller Heiterkeit der Jugendkraft, besuchte die benachbarten Höfe, als in Bayreuth, wo die Schwester Friedrichs des Großen wohnte, in Stuttgard, Oettingen u. a. Die

Mark

Markgrafin von Anspach lebte damals mit ihrem Hofstaat allein auf ihrem Lustschloß Schwaningen, und sah gern einen vergnügten Zirkel um sich; Benkendorf wurde dahin eingeladen; man vergnügte sich durch Konzerte, kleine Bälle, Schauspiele und Schlittenfaheten. Er war bey der Fürstin und ihren Damen sehr gelitten, und zeigte, daß er nach alter Ritterweise Tapferkeit und Minne zu verbinden wisse. Als nachher das, eine zeitlang unterbrochene gute Einverständniß zwischen dem Markgrafen und seiner Gemahlin wieder hergestellt wurde, kehrte sie zu ihrem Gemahl nach Triesdorf, und Benkendorf zu seinem Vater zurück.

Indessen starb im May 1740 der König Friedrich Wilhelm von Preußen, und im Oktober desselben Jahres Kaiser Karl VI. Die Erzherzogin Maria Theresia sollte der pragmatischen Sanction zu Folge in alle Erbländer des Kaisers succediren; allein sowohl die Kurfürstin von Sachsen, zugleich Königin von Polen, als die Kurfürstin von Bayern machten als Töchter des ältern Bruders Joseph I. auch Anspruch auf die Erbschaft. Zugleich suchte der neue Preußische König, Friedrich II. kurz nach seinem Regierungsantritt seine Forderun-

derungen auf einige Herzogthümer Schlesiens geltend zu machen, ließ Truppen einrücken, gewann die Schlacht bey Mollwitz und bedrohte Oestreich mit einem ernsthaften Kriege. Sachsen und Bayern machten genaue Verbindungen mit Frankreich und Preußen, und ließen ihre Ansprüche sehr laut werden. — Unter diesen kriegerischen Aussichten erhielt Benkendorf Befehl, (1742) nach Sachsen zurück zu kommen, wo er die Sächsische Armee in zwey Lagern bey Eulenburg und Torgau fand. Der General en Chef, Graf Baudissin, stellte ihn beym Cüraßier-Regiment Maffei als dritten Rittmeister an, wo er sich Maffei's Freundschaft durch sein offenes Wesen, seinen Eifer und seine Sprachkenntnisse bald zu erwerben wußte. Maffei hatte niemanden um sich, mit dem er Französisch sprechen konnte, und so wurde Benkendorf sein beständiger Gesellschafter. Denn dieser hatte eine große Vorliebe für jene Sprache, und war mit der französischen Literatur, besonders mit Molière, Racine und Voltaire, vertraut. In Polen war späterhin Bayle's Dictionaire sein treuer Begleiter und sein Trost. — „Noch als Greis von fast neunzig Jahren sagte er oft ganz

Seiten aus Racine's Trauerspielen her, die er zum Theil auf freundschaftlichen Theatern hatte aufführen helfen, und erregte Erstaunen über sein vortreffliches Gedächtniß.

Der Sommer 1741 wurde mit Negotiationen hingebracht; der König von Preußen war selbst in Dresden gewesen, und man war übereingekommen, daß Franzosen, Preußen, Bayern und Sachsen in Böhmen einrücken, und solches so viel möglich in Besitz nehmen sollten. Das Sächsische Korps unterm Commando des General Grafen Rutowsky wurde zu 22,000 Mann angegeben, sollte zu den Preußischen Truppen stoßen, und unter dem Generalkommando des Königs selbst stehen. Der erste ernsthafte Vorfall, an dem er Theil nahm, war die Eroberung von Prag. Dann (Februar 1742) entschloß sich der König von Preußen, Brünn zu berennen, und Benkendorf war wieder von denen, die aus dem Maffeischen Regiment hierzu beordert wurden. Der König schien mit dem kommandirenden sächsischen General nicht vollkommen zufrieden zu seyn. Das sächsische Korps fieng an Mangel zu leiden; es hatte eine zeitlang weder Fleisch noch Salz, noch Wein oder Brandewein,

ja

ja sogar keinen Taback für den gemeinen Mann; dieser Mangel verursachte bald große Krankheiten, so daß besonders die Infanterie beträchtlich an der Ruhr litt, und manche Bataillons kaum ihre Fahnen und Feldstücke bedienen konnten. Die Sachsen zogen sich nun gegen die Elbe zurück. Benkendorf wurde bey eintretender Krankheit seiner Vormänner im Regimente theils zu Majorsdienst gebraucht, theils vertrat er Adjutantenstelle beym General von Dürfeld; von diesem thätigen Inspekteur der Kavallerie lernte er viel, da derselbe eben manche Vorschläge zur Verbesserung der Reiterey that, an welchen damals gearbeitet wurde, wenn sie in das Quartier kamen oder Rasttag machten, wo Benkendorf die Ideen des Generals zu Papier bringen mußte. Eben war es daran, daß ein Korps von 6000 Sachsen unter dem General Polenz zu den Franzosen gehen, und dabey Benkendorf General-Quartiermeistersdienste verrichten sollte; als die Nachricht kam, der König von Preußen habe bey Czaslau die Oestreicher geschlagen, den Breslauer Frieden geschlossen, und dem König von Pohlen acht Tage Bedenkzeit gegeben, ob er dem Frieden

beytreten wollte. Dieser Beytritt erfolgte; die Sachsen brachen aus dem Lager bey Saaz nach ihrem Vaterland auf; Benkendorf mit ihnen, der aber gerade in diesem Zeitpunkt von Massel weg, zu dem Regiment Chevauxlegers des Prinzen Carl als zweyter Kapitain mit Erhaltung einer Compagnie versetzt wurde. In diesem seltsen neuen Platz kam er in dem Lager bey Pirna an. Sein Geschäfte bestand nun darin, die Gränze des für neutral erklärten Sachsenlandes vor feindlichen Invasionen mit bewahren zu helfen; hierzu war auch ein Pulk Uhlanen beordert, die sich niemand verständlich machen konnten, woraus viele Excesse entstunden; da mußte Benkendorf mit 100 Mann vom Prinz Carlschen Regimente überall gegenwärtig seyn, um durch Leute, die beyde Sprachen verstanden, unangenehme Vorfälle zu hindern. Inzwischen wurden die Franzosen genöthigt, Prag zu räumen, die Bayern waren nach Hause gekehrt, und viele wollten sich nun durch Sachsen zurückziehen: dabey hatte Benkendorf viele Noth, um durch kluges Benehmen Verdrießlichkeiten abzuwehren, bis er im December 1742 mit seinem Regimente nach Polen aufbrechen mußte.

Hier

Hier bekamen sie Standquartiere in Lhotzan bey Lomacy; Benkendorf insbesondere kam in den Schlüssel Rondo zu liegen, zwischen drey Seen und einem Morast, in Dörfer, die noch niemals Soldaten gesehen hatten, und wo es so gut war, als lägge er im fernsten Siberien. Die Soldaten mußten sich dort selbst einzurichten suchen, und mehrere Officiers nahmen einige ökonomische Beschäftigung vor, sowohl zu ihrem Zeitvertreib, als zu Verbesserung ihrer Lage. Kaum hatte indeß Benkendorf seine Hütte fertig und seinen Garten angelegt, als der zweyte Schlesische Krieg ausbrach, worin Sachsen wieder Antheil nahmen mußte, aber nun so, daß es mit Oestreich verbunden gegen Preußen focht; das Regiment Carl und mit ihm Benkendorf mußten so eilig, als möglich, nach Sachsen.

Bekanntlich war die Campagne von 1744 vortheilhaft für die Oestreicher abgelaufen, und den König von Preußen gezwungen, Prag und Böhmen wieder zu verlassen, wie im Jahr vorher die Franzosen. Die Sachsen bildeten wieder einen Cordon längst der Gränze, wobey dies Regiment bey Torgau Cantonirungs-Quartiere bezog. Im April

1745

1745 zogen die Preußen unter Kommando des Fürsten von Dessau ein Corps bey Halle zusammen, und die Sachsen bildeten unter Graf Rutowski ein Lager bey Leipzig, wobey Benkendorf einen Vorposten von 100 Pferden in Skeudiz kommandirte. Der ganze Sommer wurde von beyden Theilen ruhig in Sachsen zugebracht; die Oestreicher aber hatten die Bataillen bey Hohenfriedberg oder Striegau und Sohe in Schlesien verloren, und in der ersten hatten die unter dem Herzoge von Weißenfels dabey befindlichen Sachsen sehr viel gelitten. Jetzt noch im December zog sich das Kriegsgetümmel nach Sachsen, und die große Schlacht bey Kesselsdorf entschied noch in diesem Jahre das Schicksal der Kriegführenden.

Es ist hier nicht die Absicht, eine Kriegsgeschichte zu liefern, sondern die Biographie eines einzelnen Mannes, der hie und da in diesem Kriege auftritt. Die allgemeinen Vorfälle sind bekannt; hier kann nur die Rede davon seyn, welchen Antheil Benkendorf daran nahm, darum ist ein Detail über kleine Vorfälle nöthig, das zugleich lehrreich für den Mann von gleichem Stande ist, und für uns übrige eine Anschaulichkeit von militäri-

schen

schen Unternehmungen und Anstrengungen gewährt, die allgemeine Beschreibungen nie leisten. Dies zur Entschuldigung der Ausführlichkeit, womit die nächsten und in der Folge mehrere Vorfälle hier behandelt werden. Mit dem Antheil, den Benkendorf an der Bataille bey Kesselsdorf nahm, mögen uns seine eignen Worte bekannt machen.

„Der Fürst von Dessau war von Skeudiz her eingebrochen, vertrieb die bey Leipzig zurückgebliebenen kleinen Sächsischen Garnisonen, und schien sich gegen Dresden zu ziehen. Die Sachsen sammelten sich daher auch bey Dresden, und Prinz Carl von Lothringen kam gleichfalls durch die Lausitz gegen die Elbe. Während der König von Preußen sich nun näherte, Prinz Carl von Lothringen bey Dresden über die Elbe gieng, und der Fürst von Dessau von Meißen aus sich längst der Elbe heraufzog, nahm die sächsische Armee unter General Rutowski ihre Stellung so, daß der rechte Flügel an Bennerich, der linke an Kesselsdorf zu stehen kam, und den Feind erwartete. Das Regiment Prinz Carl war einige Tage in dieser Gegend herum marschirt, hatte die Nacht auf den funfzehnten bey Braunsdorf zugebracht und die Pferde

am

am Zügel gehalten. Auf die Nachricht, daß der Feind sich bey Wilsdruff zusammengezogen habe, wurde ein Detaschement von 60 Jägern dahin geschickt, um Erkundigung einzuziehen. Während dessen gieng ich vor der Fronte meiner Eskadron auf und ab, als plötzlich der Brigade-Major Graffen gesprengt kam, und mir sagte, es sollte ein Kapitain mit 50 Pferden unverzüglich zum General Rutowski kommen, der an der großen Batterie bey Kesselsdorf zu finden wäre. Ich zeigte ihm den Major des Regiments, der nicht weit davon auch umher gieng; er antwortete mir aber, es sey nicht Zeit, diesem erst Nachricht zu geben. Ich ließ also Leute aufsitzen, nahm 50 Mann davon, und begab mich zum General Rutowski, der mir befahl, von unserer Anhöhe längst dem Dorfe Grumbach zu gehen, und Nachrichten einzuziehen, ob dort etwas Feindliches wäre. Da ich nichts dieser Art fand und auf der andern Seite des Dorfes wieder zurück gieng, traf ich den General Sybilski mit seinem Regiment und drey Pulks Uhlanen längst der Landstraße so postirt, daß er diese vor sich hatte, dabey aber sehen konnte, daß von Wilsdruf aus eine starke Linie des Feindes im Anmarsch sey,

und

und die Flanke davon sich näherte. Ich meldete dem General Sybilski meinen gehabten Auftrag, und fragte, ob er mich vielleicht bey sich behalten wollte, in welchem Fall ich einen Officier mit dem Rapport an den Grafen Rutowski schicken würde; er antwortete mir aber, daß er mich nicht brauche. Ich eilte, um mit meinem Detaschement zurück zu kommen; der General Sybilski ritt mir nach, und rief mir, ich sollte nicht eilen, weil sonst der Feind glauben möchte, wir liefen davon. Dieses fiel mir auf, und ich erinnerte den General, daß ich angefragt hätte, ob er mich bey sich behalten wolle? Er versetzte darauf, ich sollte nur da bleiben, und etliche wenige Leute über die Straße schicken, den Husaren entgegen, welche einzeln vor uns bravirten. Dies geschah; und da ich selbst einigemahl den Graben längst der Straße probirte, so fragte er mich, ob ich glaubte, mit dem ganzen Detachement hinüber kommen zu können; ich bejahte es, und nun befahl er mir, ich sollte gegen den feindlichen Flügel avanciren bis 50 oder 60 Schritt, eine Generaldecharche geben, und er wollte mich mit dem Regimente unterstützen. Ich führte diesen Befehl mit Dreistigkeit

aus,

aus, einige Trupps Husaren schwenkten sich gegen mich, und ein Offizier mit ungefähr 30 Mann zog sich in größter Geschwindigkeit hinter mir weg, um mir wieder entgegen zu kommen; allein niemand ließ sich zu unsrer Unterstützung sehen. Meine Leute schmälten, daß das Regiment und die Uhlanen sie verließen, und zogen sich, so gut sie konnten, gegen Kesselsdorf. Der General Rutowski war noch an der großen Batterie, und als er sah, wie sehr ich gedrängt wurde, ließ er drey bis vier Kanonenschüsse auf den Feind thun, der sich sogleich zurückzog und mir den voraus gegangenen Offizier mit den 30 Pferden in Händen ließ, von denen, weil auch nun die Uhlanen dazu kamen, wenige entgiengen. — Ich verließ nun den General-Lieutnant Sybilski und gieng zu dem Regimente zurück, welches ich auf den linken Flügel des ersten Treffens ganz nahe an der großen Batterie antraf. Die feindliche Linie kam immer näher und näher; Kesselsdorf war von unsern und den Kaiserlichen Grenadiers vom Grünschen Corps besetzt, und der Feind machte alle Anstalten, dieses Dorf zu forciren, wurde aber dreymal zurückgeschlagen und ließ sehr viele Leute davor sitzen. Endlich

lich rückten die Grenadiere aus dem Dorfe zu weit vor, und einige mochten anfangen, die Todten zu plündern; der Feind benutzte dies, und kam mit einem großen Corps Cavallerie unserm Fußvolk in den Rücken; auf der großen Batterie sprang ein Pulverkarren und die Unordnung nahm überhand. Unsere Reiterey vom linken Flügel rückte zwar gegen die feindliche Infanterie vor, war aber so postirt gewesen, daß sie eine schiefe Fronte gemacht hatte, welche vor dem Angriff wieder zu richten vernachläßigt wurde, so daß eine Eskadron der andern in den Weg kam und alles durch einander gieng. Der Graf Rutowski suchte in Person sein Regiment wieder zu formiren, konnte es aber nicht wieder heranbringen. Da nun zugleich diejenigen Bataillons der Infanterie, denen die Preußische Cavallerie in den Rücken gekommen war, nicht mehr Stand hielten, so erfolgte ein übereilter Rückzug in ziemlicher Unordnung. Als ich gewahr wurde, daß das Regiment mit seinen Fahnen schon daß Ravin bey Braunsdorf passirt war, und auch unsere Generalität diesen Weg nahm, suchte ich von den vielen auf dem Schlachtfeld zerstreuten Leuten unseres Regiments zusammen

zu bringen, was mir möglich wär, konnte aber doch nicht mehr an mich ziehen, als etwa 80 Mann und einen Subalternofficier; mit diesen schloß ich mich abermals an das Sybillatische Dragoner-Regiment, welches der General nach Leubnitz führte, mir aber rieth, ein anderes Dorf zu suchen, um einige Stunden ausruhen zu können, worauf ich denn bis Röthnitz gieng. Der Prinz Carl von Lothringen hatte diesen ganzen Tag über mit seiner Armee vor dem großen Garten bey Dresden gestanden, und es ist nicht hinlänglich erörtert worden, warum er keinen Succurs nach Kesselsdorf geschickt hat; einige behaupten, er hätte nicht kommen wollen; anderes hingegen, er hätte sich dazu erboten, man habe aber gedankt und ihm geantwortet, wir wären stark genug und seines Beystandes nicht benöthigt. — Alles hatte sich nun gegen den großen Garten gewendet und marschirte die ganze Nacht längst der Elbe nach der Böhmischen Gränze zu. Ich gieng nach Tagesanbruch mit meinen 80 Mann den nämlichen Wegen, und meldete mich zu Mittage im Hauptquartier zu Sedlitz." —

Benkendorf gieng nun mit der Sächsischen Armee nach Böhmen, und wurde

mit

mit 100 Pferden vom Regimente Prinz Carl und mit eben so viel von Rutowski kommandirt, alle Debouchées aus Sachsen nach Böhmen bey Postelberg, Kaden, Gerkus und Kommothau zu besetzen, und darauf zu achten, ob irgendwo Preußen nach Böhmen zu gehen Miene machten. Aber wenige Tage darauf wurde der Dresdner Friede geschlossen, der dem zweyten Schlesischen Kriege ein Ende machte, worauf sein Regiment und er in der Gegend von Chemnitz Quartiere erhielt.

Diese Quartiere dauerten nicht lange; schon im März 1746 kam Befehl, nach Polen aufzubrechen. Benkendorf gieng mit dem Regimente durch Böhmen, Mähren und Oberschlesien nach Crakau; ihr Standquartier erhielten sie in der Königlichen Oekonomie Gambor. Der jetzige Commandeur dieses Prinz Carlschen Regiments, der Obrist Graf von Nostitz, war in Sachsen geblieben, gab aber dem Regimente Befehl, im August in Warschau einzutreffen, um die Dienste bey dem Königlichen Hoflager zu verrichten. Es blieb ein Detaschement zu Besetzung der Quartiere in Gambor unter Kommando des ältesten Kapitains. Nach der Einrückung in War-

schau,

schau, wohin der Obrist auch angekommen war, wurde dem damaligen Gebrauch zufolge, ein großes Avancement vorgenommen, wodurch Benkendorf die Ernennung zum Major erhielt. Das Regiment, das seit seiner Errichtung fast immer in Polen war, hatte zwar von jeher den Ruhm braver, lebhafter und zum wirklichen Dienst unermüdeter Soldaten genossen, war aber im Exerciren und in der äußern Nettigkeit vernachläßiget worden; der jetzige Obrist suchte daher diese Mängel zu heben, wobey ihm aber viel entgegengestrebt wurde, indem die meisten bejahrten Officiers es lieber gesehen hätten, wenn es beym Alten geblieben wäre. Doch wurde die Verbesserung durchgesetzt, obgleich die Kabalen so weit giengen, daß der Obrist eine Ehrensache daraus machen mußte. — Der König gieng im December desselben Jahres nach Sachsen zurück und das Regiment wieder nach Sambor, wo es nun zehn Jahre hindurch sein Standquartier behielt. Während dieser Zeit wurden alle Jahr zwey Monate im Frühjahr und eben so viel im Herbst zum Exerciren angewendet, wozu sich alle Bequemlichkeit fand, indem das ganze Regiment in der Vorstadt Sambor und den benach-

nachbarten Dörfern untergebracht werden konnte und Exercierplätze fand, die für Armeen hingereicht hätten. Im Sommer wurde drey Monate hindurch Gras gefüttert, welches so in Ueberfluß da war, daß die Pferde sich im besten Stand erhielten. Die Ungarische Gränze lief an der Oekonomie hin; man hatte nur sechszehn Meilen nach Tockay und achtzehn bis zur Moldau, so daß die Anschaffung der Pferde wohlfeil und mit Aufmerksamkeit betrieben werden konnte. Benkendorf wendete gleich den ersten Sommer dazu an, zu untersuchen, woher man die besten leichten Pferde bekommen könnte, und er fand, daß darin die Moldau den Vorzug hat. Auf seinen Betrieb richteten sich nun die Officiers so ein, daß während acht Jahren zwey und zwey Compagnien sich aus derselben Stuterey beritten machten, wodurch ein egaler Schlag von Pferden in das Regiment kam. Der Obrist Graf von Nostitz erhielt die Verwaltung dieser Königlichen sogenannten Oekonomie, die aus 3 Städten und 143 Dörfern bestand, gegen Abgabe einer Quantität Salz, die, wenn sie an Ort und Stelle gebracht war, dem Könige an hunderttausend Thaler eintrug; alle diese Ortschaf-

schaften durften zur Salzfabrik benutzt werden, und der Obrist hatte dabey Gelegenheit, durch seine Industrie noch ein Nahmhaftes zu gewinnen. Dem Regimente wuchs daraus der Vortheil zu, daß die Compagnien gemächlich verlegt werden konnten; die meisten Capitains nahmen die herrschaftlichen Vorwerke ihres Quartierstandes in Pacht, und erleichterten dadurch die Ausfütterung; dabey hatten Soldat und Bauer eine Obrigkeit, welches beyden Vortheil und Zufriedenheit schaffte. Durch diese Einrichtungen hatten die Compagnie-Inhaber Gelegenheit, wenn sie gute Wirthe waren, etwas zu verdienen; andern Theils waren sie auch gezwungen, einen weit größern Aufwand als anderer Orten zu machen, da theils die Rekrutirung, die in Sachsen gemacht werden mußte, sehr kostbar ausfiel, theils alle Montirungsstücke, wenn sie tüchtig seyn sollten, von weitem herzugeführt werden mußten, z. B. die Sättel aus Warschau; alles Lederwerk, hauptsächlich Beinkleider aus Königsberg in Preußen; die Leibes-Montur für Unterofficiers und Gemeine aus Großpolen; die Tücher für die Officiers aus Danzig.

Im

Im Jahr 1752, Monat May, marschirte das Regiment zum Reichstag nach Grodno in Litthauen, wo es campirte und Caraquirte; es exercirte vor dem König, und erhielt Beyfall, so wie man allgemein anerkannte, daß es sich merklich gebessert hatte. Benkendorf wurde zum Obrist-Leutnant ernannt, mußte aber die Majorsgeschäfte dabey fort versehen. — Bey dem Reichstage, der zwey Jahre darauf in Warschau gehalten wurde, hatte das Regiment kein Geschäfte; da aber die beyden Prinzen Xaver und Carl mit in Warschau waren, so nahm Benkendorf Urlaub, und hielt sich dort so lange auf, als der Reichstag dauerte. Nach seiner Rückkehr zum Regiment fuhr er fort, sich in dieser Zeit der militärischen Muße mit den wirthschaftlichen Pachtungsangelegenheiten des Generals zu beschäftigen, der dies mit Dank erkannte, da er oft auf seinen Gütern in Schlesien abwesend war.

Um diese Zeit hatte sich der politische Horizont wieder umzogen, und der dritte Schlesische, oder siebenjährige Krieg nahm seinen Anfang. 1756 fiel der König von Preußen unvermuthet in Sachsen und Böhmen ein. Wir übergehen hier das Umständ-

liche dieser Lage, das aus den beyden deutschen Meisterwerken über diese merkwürdige Periode aus der in militärischer Hinsicht so belehrenden Lloyd-Tempelhoffschen Geschichte des siebenjährigen Krieges, und aus Archenholz gedrängter, ergreifender Darstellung desselben, als bekannt voraus gesetzt wird. Die sächsische Armee, ungefähr sechszehn tausend Mann stark, hatte ein festes Lager unter dem Königstein genommen, und der König von Polen selbst befand sich auf dieser Festung. Der eitle und verschwenderische Minister in Sachsen, der damals die Gutmüthigkeit seines Herrn so sehr mißbrauchte, hatte in der That gegen die brave sächsische Armee eben so unbegreiflich nachlässig und leichtsinnig gehandelt, wie gegen das ganze Land, vollkommen so, wie es Lloyd (Th. I. p. 8.) sehr treffend schildert. Die Folge davon war, daß der größte Theil des sächsischen Militärs in jenem Lager bey Pirna von dem Könige von Preußen zu Kriegsgefangenen gemacht wurde, und nur dem Könige von Polen verstattete man, mit dem Gefolge, das er bey sich hatte, vom Königstein aus ungehindert nach Polen zu gehen. Bey dieser Capitulation hatte man von preußischer Seite

ver-

vergessen, die vier in Polen liegenden sächsischen Cavallerieregimenter den Bedingungen der übrigen Armee mit zu unterwerfen, und durch diesen Zufall behielt der König August von Polen von seiner gefangenen Armee noch diese vier Regimenter, die er um jene Zeit in seinem Königreiche stehen hatte, nämlich die Regimenter Prinz Carl, bey welchem unser Benkendorf als Obristlieutnant stand, Prinz Albrecht, Graf Rutowski, (sämtlich. Chev. Leg.) und ein Carabinier-Regiment. Unter diesen Umständen stieg also noch die Wichtigkeit dieser braven und, wie wir sahen, zeither gut unterhaltenen Regimenter für die Ehre des sächsischen Militärruhms, da sie die einzigen waren, die durch jene fatale Capitulation nicht mit vernichtet wurden. Alle in Sachsen befindliche Generals hatten sich gegen den König von Preußen verbindlich gemacht, nicht zu dienen; man gab also das Commando über diese Truppen dem bey dem Prinz Carlschen Regimente als Kommandeur stehenden Generalmajor, Grafen von Nostitz, und zugleich den Befehl, sie sogleich in marschfertigen Stand zu setzen und bey Crakau zusammenzuziehen. Der ältere Obristlieutnant, von Prittwitz

hatte die eine Hälfte des Regiments Prinz Carl dahin zu führen, während Benkendorf die übrigen vier Compagnien auf einen andern Weg über Lissa, Rosenberg und Bochnia eben dahin brachte. Bey Rosenberg, als eben Benkendorf die vier Capitains zu weiterer Verabredung bey sich hatte, erhielten sie über Tische die traurige Nachricht von dem unglücklichen Schicksal ihrer Cammeraden in Sachsen. Bey dem Gespräch darüber, daß sie nun gegen Preußen zu kämpfen hätten, ließ einer dieser Officiers die Bemerkung fallen, mit was für Herzen sie nun gegen ihre Glaubensgenossen, die Preußen, streiten könnten? Benkendorf wurde ganz unruhig über diese unerwartete Bemerkung, und nahm alle seine Beredtsamkeit zusammen, um zu zeigen, daß in einem angefangenen Kriege kein Religionsunterschied in Betrachtung kommen dürfe; er warnte einen jeden, sich solcher unpassenden Bemerkungen zu enthalten, fühlte aber zugleich, wie sehr er bey solcher Stimmung auf seiner Hut seyn müsse, um Widriggesinnten keine Blöße zu geben.

Den 13. November 1756 trafen diese vier Regimenter und noch zwey Pulks Uhlanen

nen zusammen. Der General Graf Nostitz war unaufhörlich damit beschäftigt, dies Corps immer mehr in wehrhaften Stand zu setzen; unter andern gerieth er auch auf den Einfall, bey den ersten Gliedern aller vier Regimenter Lanzen einzuführen, die er in größter Geschwindigkeit verfertigen und gleich bey Crakau eine Probe damit machen ließ. Benkendorf hatte hiermit viele Plage, und durfte, ungeachtet seiner verschiedenen Ueberzeugung, der Sache nicht widersprechen; aber bald kam von Warschau der Befehl, die Lanzen zurück zu lassen, und es war weiter nicht mehr die Rede davon.

Benkendorf mußte nun in Teschen mit einem kaiserlichen Commissair den Marsch des Corps verabreden; das Resultat war, daß sie in Teschen durch einen kaiserlichen Commissair übernommen und nach Ungarn in die Comitate Neutra und Tvenszchin als Winterquartiere geführt wurden. Nun gieng der General Nostitz nach Wien, um wegen Verpflegung und weiterer Bestimmung dieses Truppencorps das Nöthige zu verabreden; der Obrist Prittwitz wurde von einem gefährlichen Schwindel befallen, und so war Benkendorf derjenige, auf welchem die Sorge

für

für das Regiment allein lag. Indessen waren jene Anmerkungen, die sich, wie oben erwähnt, mehrere Officiers über den Religionsunterschied erlaubt hatten, unbedachtsamer Weise in großen ungarischen Häusern bekannt und nach Wien gemeldet worden; Benkendorf erhielt daher eine gemessene und scharfe Ordre, den Ursprung solcher Reden zu untersuchen und ohne Ansehn der Person die Urheber ausfindig zu machen. Er las diesen, die er gar wohl kannte, die Ordre vor, und zeigte ihnen, die sehr betroffen waren, an, daß er alles nach Wien berichten würde; er schien unerbittlich; nach einigen Stunden aber ließ er sie sämmtlich wieder kommen, nahm die heiligsten Versprechungen von ihnen an, daß sich niemand mehr unterstehen würde, dergleichen Reden zu führen, und versprach, die Sache so viel möglich wieder gut zu machen, wodurch dieser übelverstandene Religionseifer von nun an gänzlich unterdrückt wurde.

Sie genossen diese Art von Winterquartieren bis in den Monat April 1757, und bereiteten sich während derselben auf alle Weise zu einem künftigen Feldzug. In der Mitte des May trafen die vier sächsischen

Regi-

Regimenter in dem östreichischen Lager bey Ollmütz ein. Indeß war die Nachricht von der für Oestreich unglücklichen Schlacht bey Prag hier angelangt, nach welcher der commandirende östreichische General, Feldmarschall Brown, alle Prinzen und Generals nebst dem größten Theil der Armee sich nach Prag gezogen hatten, und dort von dem König von Preußen belagert wurden. Die Sachsen mußten daher sogleich weiter marschiren, um die neu unter dem Feldmarschall Daun zusammengezogene Armee zu verstärken, und rückten Ende May's in ein Lager bey Malleschau zu dem Corps des Grafen Nadasti, vor welchem sie als ein Corps de Reserve campiren mußten, und dem preußischen General Prinz von Bevern, der bey Altkollin etwa 20,000 Mann stark war, gegenüber standen. Der General Daun freute sich des guten Zustands dieser Sächsischen Reiterey, und Benkendorf hatte Gelegenheit, durch seine Lebhaftigkeit und Diensteifer den besondern Beyfall des General Nadasti zu erwerben und so das ganze Regiment geachtet zu machen. Im Lager bestrebten sich die sächsischen Offiziers, bey ihrem Corps die nöthige Disciplin, Aufmerksamkeit

und

und Vorsicht einzuführen, blieben aber ruhig bis zum 4. Jun. Von jetzt an, wo Graf Daun sich gegen Prag zog, um es zu entsetzen, bis zur Schlacht bey Collin gab es kleine Affairen zwischen beyden Armeen, in denen Benkendorf mehrmals große Entschlossenheit zeigte, und dadurch das feste Vertrauen des Regiments in seine Einsicht und Vorsorge erwarb, welches seine nächste glänzende Wirksamkeit vorbereitete.

Nachmittags am 17. Jun. war Benkendorf vorwärts geritten und eines großen Staubes auf der Landstraße von Prag gewahr geworden. Er meldete dies sogleich dem Grafen von Nadasti, der einige Tage heftig krank gewesen war, jetzt aber schnell das Bette verließ und mit Benkendorf ausritt. Es zeigte sich, daß ein starkes Corps Truppen im Anmarsch war, denn der König von Preußen stieß so eben mit einem starkem Corps zu der Bevernschen Armee; die Avantgarde wurde schon bey Kaurzim gesehen, und fieng bereits mit einem östreichischen Bataillon von Salm zu schmarmuziren an. Nadasti begab sich sogleich zum commandirenden Feldmarschall Daun; alles mußte sich marschfertig halten, und Abends neun Uhr bekam

kam das Nadastische Corps und die sächsischen Regimenter Befehl, rechts ab hinter der Armee wegzumarschiren, um dadurch auf den rechten Flügel versetzt zu werden; denn Graf Daun erwartete für den morgenden Tag ein Treffen, indem er vermuthete, der König werde ihn angreifen, oder auch entschlossen war, selbst der angreifende Theil zu werden. (s. Tempelhof I., 182.)

„Nach Tagesanbruch, so erzählt Benkendorf, befanden wir uns hinter Krzeczor; ich hatte eine Art von Vorgefühl, daß wir einen Ehrentag haben würden, ritt von dem Trupp in ein kleines Wäldchen, ließ mir weiße Wäsche geben und die Haare auskämmen, steckte einen grünen Busch auf und ließ durch meinen Reitknecht so viel Eichenbüsche für das Regiment mitnehmen, als er fortbringen konnte; mit diesen traf ich es noch auf der Straße, und wir maschirten nun auf der Plaine hinter dem Dorfe auf.“ —

Der König maschirte den 18. früh mit der Armee auf der großen Straße von Prag nach Wien, und traf den ganzen Vormittag seine Anstalten zum Angriff; Graf Daun beobachtete ihn und machte seine Gegenanstal-

stalten. Schon bey diesen vorläufigen Dispositionen bewirkte Benkendorfs scharfer militärischer Blick eine höchst vortheilhafte Maasregel. Die sächsische Cavallerie stand mit dem Nadastischen Corps auf dem rechten Flügel nahe bey dem Eichenbusch *); Nadasti befahl dem General Rostitz; der die Sachsen commandirte, diese so viel als möglich aus einander zu dehnen, um den ganzen Raum zwischen dem Walde und dem rechten Flügel der Daunschen Armee einzunehmen. Das Terrain war aber, wie Benkendorf einsah, zu weitläuftig, und überhaupt durch Cavallerie gegen einen Angriff von Infanterie gar nicht zu behaupten. Der Obristlieutenant Benkendorf stellte dies bündig und überweisend dem General Rostitz vor, überzeugte ihn und den General Nadasti, so daß

*) Wem es um anschauliche Vorstellung dieses für Benkendorfs Ruhm so wichtigen Unternehmens zu thun ist, der muß den Riß von der Schlacht bey Collin, wie er sich in dem ersten Theil des siebenjährigen Kriegs von Lloyd-Tempelhof findet, zur Hand nehmen. Der Eichenbusch ist dort mit Lit. 13 bezeichnet.

daß dieser sogleich zum Feldmarschall Daun ritt, um die zur Besetzung dieses Postens nöthige Infanterie zu verlangen. Dieser gab auch gleich Befehl, ein Corps Infanterie von der Reserve zu nehmen, und mit demselben den Posten zwischen dem Wäldchen und dem rechten Flügel der Armee zu besetzen. Es mochte ungefähr Vormittag 11 Uhr seyn, als diese ankam und ihren angewiesenen Platz einnahm, worauf die sächsische Kavallerie etwas weiter zurück gieng, um sich näher an den rechten Flügel der Daunschen Armee zu setzen *).

Nachmittags um zwey Uhr machte der König den ersten Angriff, und eine mörderische Schlacht begann. Die Preußen kämpften mit unbeschreiblichem Muthe, General Hülsen und Ziethen griffen vier Stunden nach einander siebenmal an, und brachten den rechten Flügel der Oestreicher zum Weichen. Auf dem linken Flügel waren die Kaiserlichen glücklicher, durften aber die zurückgetriebenen Preußen nicht verfolgen, da sie sich sonst

*) S. Tempelhof 1, 207. Benkendorf ist dort blos mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet.

sonst zu weit von ihrem leidenden rechten Flügel entfernt hätten. Schon war das allgemeine Uebergewicht auf Seiten der Preußen; der rechte Flügel der Oestreicher konnte nicht mehr widerstehen. Die sächsische Cavallerie war bis spät nicht zum Handgemeng gekommen; sie blieb ruhig im Wäldchen, bis der Preußische General Hülsen im Begriff war, noch einen Angriff zu thun, und damit unfehlbar den rechten Flügel zu werfen. Das Dorf Krzczor stand im Brand, alles drängte sich nach dem Wäldchen hin; die Kanonade und das heiße Gefecht hatte mehrere Stunden gedauert. General Nostitz, der die sächsische Cavallerie commandirte, befahl, daß die zwey sächsischen Regimenter, Prinz Albert und Graf Brühl rechts abmarschiren und sich mehr gegen das Wäldchen ziehen sollten, um die östreichische Infanterie wo möglich noch zu unterstützen. Es war vergessen worden, das Prinz Carlsche Regiment hievon zu benachrichtigen; der Commandeur desselben Benkendorf sagte daher zum General Nostitz, und fragte, ob sein Regiment dieselbe Bewegung mitmachen sollte. Er bekam Ja zur Antwort, erwiederte, daß er sogleich den Befehl vollziehen würde, beklagte aber,

daß

daß er ein Terrain verlassen sollte, wo er vollkommen orientirt sey, um hoffen zu dürfen, von hieraus etwas Vortheilhaftes gegen den Feind unternehmen zu können. General Nostitz besann sich etwas, und gab zur Antwort, Benkendorf sollte mit seinem Regimente nur stehen bleiben, er wolle mit den beyden andern Regimentern auch wieder zurückkommen. So schwankend waren schon die Maaßregeln; die Oestreicher litten immer mehr; schon war bey ihrem Chef der Rückzug beschlossen und den Preußen der Sieg gewiß. Nur großer Muth und großes militärisches Talent konnte jetzt noch eine glückliche Wendung für die östreichische Armee herbey führen.

„Ich ritt nun wieder, so erzählt Benkendorf selbst, zu meinem Regimente, fand aber den gemeinen Mann in lebhafter Bestürzung darüber, daß die zwey andern Regimenter sich entfernten und schon viel schweres Geschütz rückwärts gieng. Ich tadelte ihre unnöthige Aufmerksamkeit, sprach ihnen Muth zu, und ermahnte sie, bey erster günstiger Gelegenheit zu zeigen, daß sie Sachsen wären. Indem sprengte der Adjutant Freund herbey und suchte den General Nostitz; ich

fragte

fragte nach seinem Auftrag, und er wies mir einen Zettel, auf dem mit Bleystift geschrieben war: Die Retraite ist nach Suchodol. Ich warnte den Offizier, dieses Papier ja niemanden als dem General Rostitz zu zeigen, und gab ihm einen sichern Unteroffizier mit, der ihn zu diesem General bringen sollte. — Gerade jetzt bemerkte ich, daß das Feuer der preußischen Infanterie vor dem Prinz Carlschen Regimente immer schwächer wurde und endlich ganz aufhörte. Ein kaiserliches Bataillon in meiner Nähe war indeß von demselben so mitgenommen worden, daß es nicht mehr Stand halten konnte und zu flottiren anfieng; ich entschloß mich daher rasch, rückte mit meinem ganzen Regimente diesem wankenden Bataillon zur Hülfe entgegen, ließ alle Verwundete (die sich mit den Todten von diesem einzigen Bataillon gegen 300 Mann beliefen) durch Intervalle durch, stand den eifrigst beschäftigten Officiers bey, die gesunde Mannschaft zu sammeln und zu ordnen, um ihren Platz wieder einzunehmen, und verpfändete meine Ehre, sie nicht zu verlassen, sondern bis auf das Aeußerste zu unterstützen. Kaum war dies ausgeführt, so kamen zwey preußische Schwadronen in vollem

lem Trab, um dieses Bataillon wieder zu werfen. Sogleich ritt ich, da ich nicht mehr Fronte fand, eine meiner Eskadrons der andern folgen, durch das Intervall des österreichischen Bataillons passiren, und so dem Feind entgegen gehen *). Die Leib-Eskadron war die erste; der dabey befindliche Capitain von Pöllnitz griff die preußische Schwadronen wüthend an, warf sie, so daß sie die Flucht ergriffen, bis zu dem Wirthshaus Zlatyslunz verfolgt und die meisten gefangen wurden. Die folgenden zwey Eskadrons trafen unter Commando des Major von Kaiserlingk auf die Flanke der feindlichen Infanterie, und brachten sie in Unordnung. Als ich von der Anhöhe, dort beschäftigt das Carlsche Regiment von seiner eben ausgeführten Expedition wieder bey seinen Fahnen zu sammeln, dies gewahr wurde, und zugleich sah, daß auch die beyden andern sächsischen Regimenter sich der Oeffnung, durch welche ich passirt war, näherten, ritt ich ihnen entge-

*) Man vergleiche Tempelhof I. 217 und 18, wo der so oft erwähnte, aber nicht genannte Obristlieutnant immer unser Benkendorf ist; ferner pag. 222 und 23.

gegen, zeigte ihnen die wankenden feindlichen Bataillons, und hatte die Genugthuung zu sehen, wie diese von den sächsischen Reitern mit größtem Muth angegriffen, zerstreut und gefangen wurden, so daß in wenigen Minuten sieben Fahnen erbeutet waren. Als nun auch die übrigen Sächsischen Dragoner, nebst zwanzig Pferden kaiserlicher Cavallerie herbeyeilten, durch eben diese Intervalle passirten und dem feindlichen linken Flügel in den Rücken kamen, wurde die Deroute allgemein. Der den linken Flügel commandirende preußische General-Lieutnant von Dießkau wurde verwundet und gefangen, der Feind suchte in größter Unordnung den Weg nach Prag, mit Verlust vieler Kanonen und Trophäen, mehrerer Generale und einer großen Anzahl von Todt, Verwundeten und Gefangenen, so daß der Sieg entschieden auf unsrer Seite war. —

Es ist schon der Mühe werth, mit obiger Erzählung aus dem Munde des Helden, den dieser Tag verherrlichte, die Schilderung zu vergleichen, die uns ein Meister in solchen Darstellungen, Archenholz, von dem Antheil der Sachsen an jenem Siege giebt. (Gesch. des siebenjährigen Kriegs, I, 99.) „Einige sächsische Regimenter Cavallerie, die sich

sich bey Dauns Heere befanden, und vor Begierde brannten, sich mit den Preußen zu messen, brachen nun ohne erhaltene Ordre los und stürzten auf den Feind. Der Obristlieutnant Benkendorf, Befehlshaber des Dragonerregiments Carl von Sachsen, gab eigenmächtig diesen für den ganzen Krieg entscheidenden Befehl. — Wenn es der Reiterey glückt, in Infanterie einzuhauen, so bleibt der letztern nichts übrig, als zu fliehen, widrigenfalls ist ihr Loos Tod oder Gefangenschaft. Dies war ein natürlicher Grundsatz bey allen im Kriege berühmten Nationen bis auf die Schlacht von Collin, wo die hohe Disciplin der Preußen mit ihrer Tapferkeit in gleichem Schritte gieng. Man ließ ganze Schwadronen Reiter eindringen, und mitten in diesem Gewühl von Menschen und Pferden, die den Tod drohten, formirten die Leibwache des Königs, die Regimenter Bevern, Heinrich und Hülsen, mit der seltensten Gegenwart des Geistes, geschlossene Vierecke, und feuerten auf den Feind pelotonweise nach dem Reglement und mit einer so bewundernswürdigen Ordnung, als ob sie bey einer Musterung gewesen wären. In diesen lebendigen Mauern, die Ver-

nichtung sprüheten, eingesperrt, stürzten Roß und Mann übereinander, und formten Leichenhügel im Innern, dem Tode geweihten Bezirk. Diese muthigen Reiter hatten sich selbst in den magischen Kreis gleichsam gebannt, und sahen keine Möglichkeit zu entrinnen. Es kam aber mehr Cavallerie den Sachsen zu Hülfe und fiel die Preußen von vorne und im Rücken zugleich an, so daß diese endlich dem ungleichen Kampfe unterliegen mußten. — Die sächsischen Dragoner schnaubten nach Rache. Die zwölf Jahre zuvor in Schlesien in Verbindung mit den Oestreichern erlittene Niederlage, wo das Loos der Sachsen traurig war, schwebte noch in dieser Krieger Andenken, daher man jetzt viele bey ihren alles zerfleischenden Säbelhieben ausrufen hörte: „Dies ist für Striegau!“ — Alles was diese Reiterey nur erreichen konnte, wurde niedergemetzelt oder gefangen genommen. Das erstere Schicksal hatte Friedrichs Leibgarde, die aus tausend der schönsten Menschen bestand, größtentheils Ausländer, allein in der Potsdamschen Kriegsschule gebildet und mit militairischem Ehrgeize gepanzert. Dieser trat hier an die Stelle der Vaterlandsliebe. Sie fochten, da schon

alles

alles um sie her das Schlachtfeld geräumt hatte, bis sie den Geist aufgaben; sodann deckten sie mit ihren schönen Leibern, in Reihen und Gliedern gestreckt, ihren blutigen Schlachtplatz. So wie Pyrrhus, da er zum erstenmal Roms Legionen bekämpfte, die erschlagenen Römer mit Erstaunen betrachtete, so blickten Theresiens Feldherrn auf die mit dem Gesicht gegen den Feind gewandten Leichname der erlegten preußischen Leibtrabanten, von denen nur 250 diesen Tag überlebten." ttt.

Und so stand nun auch Benkendorf im Gefühl einer großen hervorgebrachten Wirkung, im Gefühl der Erfüllung seines Muth fordernden Berufs, unter dem nächtlichen Himmel da, und suchte noch zu thun was geschehen mußte, damit er ganz mit sich zufrieden seyn konnte. „Ich hatte viel Mühe, fährt er in seiner einfachen Erzählung fort, meine auf dem Wahlplatze zerstreuten Leute wieder zu sammeln, da viele sich beschäftigten, Gefangene zu machen, diese rückwärts zu bringen, Beute zu suchen, und vor Freude nicht an die Zukunft dachten, endlich fand ich den General Rostitz, der mit dem Pferde gestürzt und im Gesicht beschädigt war; wir hielten die Nacht auf dem

Schlachtfelde, und mit Tagesanbruch marschirten wir über dasselbe hin, bis zu jenem Wirthshause an der Landstraße, wo sich das ganze Nadastische Corps wieder versammelte. Hier machte General-Major Nostitz seine Relation an den König, auf welche er in der ersten, sehr gnädigen Antwort zum Generallieutenant, der Oberst von Gößnitz zum Generalmajor, und ich zum Obristen ernennt wurde. Nostitz erhielt Befehl, auch bey dem sächsischen Corps eine Andacht halten zu lassen, während das Tedeum bey der großen Armee gesungen würde. Ich wurde durch einen Trompeter in das Hauptquartier beordert, wo alles zum Tedeum bereitet war. Der Feldmarschall, General Daun, sagte mir bey meiner Ankunft, weil ich so vielen Antheil am Siege gehabt habe, sey es wohl billig, daß ich mit ihm unserm Herr Gott danke. Da ich nichts zum Umkleiden hatte, indem der Bediente, der eine Uniform und etwas Wäsche mit sich führen mußte, während der Schlacht davon geritten, unsre Equipage aber zurück geschickt worden war, so wollte ich mich unter den kaiserlichen, in voller Gala gekleideten Officiers im Zelte verstecken; der regierende Herzog von Würtemberg

berg aber rief mich vor, und setzte hinzu: er wollte gern seine ganze Garderobe darum geben, wenn er diesen staubigten Rock mit der Ehre, wie ich, tragen könnte.“

So entschied Benkendorfs Tapferkeit und Geistesgegenwart diesen höchst wichtigen Tag bey Collin. Wer kann es berechnen, was geschehen seyn würde, wenn Benkendorf nicht gethan hätte, was er that! Der Sieg war dann in den Händen der bis dahin unüberwundenen, und auch hier mit unaussprechlicher Tapferkeit unter den Augen ihres großen Königs fechtenden Preußen, und zwar ein Sieg, reich an den wichtigsten Folgen. Prag hätte sich ergeben müssen, die ganze Gestalt der Dinge hätte sich geändert. Und so hat ein geistvoller Politiker *) nicht unrecht, wenn er vierzig Jahre später die überraschende Bemerkung macht: es wären wohl nur zwey Männer daran schuld, daß Berlin noch nicht so wichtig, als Paris sey; und als diese zwey Männer nennt er, den Commandeur der sächsischen Dragoner, der bey Collin die preußische Lücke entdeckte, womit er niemand anders als unsern Benkendorf meynt; und Peter III., der König Friedrichs Warnung nicht hörte.

*) S. v. Voß in seiner Beleuchtung der Rivarolschen Briefe, p. 112.

König Friedrich mußte nun sogleich die Belagerung von Prag aufheben. Das sächsische Corps gieng darauf nach Böhmischbroda, von wo aus General Rostitz seinen braven Obristen mit nach Prag nahm. Hier fand Benkendorf die beyden sächsischen Prinzen, Xaver und Carl, bey dem Prinzen Carl von Lothringen im Jesuiter-Collegio, und wurde von ihnen mit vieler Gnade und Freundschaft aufgenommen. Und wie sollten sie nicht dem Manne danken, der, obwohl noch auf einem subalternen Posten, einen so wichtigen Ausschlag gegeben, und die Ehre der braven sächsischen Armee, die zeither durch Unglücksfälle in der allgemeinen Meynung so sehr gesunken war, mit einemmal wieder gerettet hatte! — Sie nahmen ihn mit zu dem Feldmarschall Braun, der an seinen Wunden krank lag, und dem Benkendorf mit einer ausführlichen Beschreibung jenes Tages, die er von ihm verlangte, die letzte militairische Freude machte; denn drey Tage darauf starb dieser tapfere Greis.

Die Darstellung der allgemeinen Kriegsbegebenheiten in den übrigen Monaten des Jahrs 1757 muß an einem andern Orte gesucht werden; hier nur die, an welchen B. Antheil

theil nehmen konnte. — Das Nadastische Corps hatte zunächst nun bald den Prinzen Heinrich, bald den König zu observiren, war mit bey der traurigen Zerstörung der reichen Stadt Zittau, occupirte den Jäckelsberg bey Görlitz, wobey der preußische General Winterfeld blieb; überall waren die sächsischen Reiter dabey, und überall zeigte sich ihr Obrist Benkendorf als ein kluger und entschlossener Officier. — Bey Görlitz hat er seinen Chef um Erlaubniß, ins feindliche Lager einfallen zu dürfen, es wurde ihm aber nicht zugestanden. Er entgieng dadurch der Unannehmlichkeit, gegen seinen Bruder fechten zu müssen, dessen Grenadierbataillon den Berg mit besetzt hatte, und der auch wirklich nachher dort durch den Unterleib, wiewohl nicht tödtlich, geschossen wurde. — Als das Winterfeldtsche Corps sich nach Schlesien zog, und Nadasti ihm folgte, standen sie einst bey Lauban auf einer Anhöhe. Sie sahen den Feind unten in einem Dorfe; Nadasti überhaupt zeither sehr mißmuthig über den Unfall, durch den er bey Ostritz seine kostbare Equipage und die dabey befindliche so wichtige Correspondenz mit der Königin von Polen verlohren hatte, gieng einsam und nach-

denk-

König Friedrich mußte nun sogleich die Belagerung von Prag aufheben. Das sächsische Corps gieng darauf nach Böhmischbroda, von wo aus General Rochtitz seinen braven Obristen mit nach Prag nahm. Hier fand Benkendorf die beyden sächsischen Prinzen, Xaver und Carl, bey dem Prinzen Carl von Lothringen im Jesuiter-Collegio, und wurde von ihnen mit vieler Gnade und Freundschaft aufgenommen. Und wie sollten sie nicht dem Manne danken, der, obwohl noch auf einem subalternen Posten, einen so wichtigen Ausschlag gegeben, und die Ehre der braven sächsischen Armee, die zeither durch Unglücksfälle in der allgemeinen Meynung so sehr gesunken war, mit einemmal wieder gerettet hatte! — Sie nahmen ihn mit zu dem Feldmarschall Braun, der an seinen Wunden krank lag, und dem Benkendorf mit einer ausführlichen Beschreibung jenes Tages, die er von ihm verlangte, die letzte militairische Freude machte; denn drey Tage darauf starb dieser tapfere Greis.

Die Darstellung der allgemeinen Kriegsbegebenheiten in den übrigen Monaten des Jahrs 1757 muß an einem andern Orte gesucht werden; hier nur die, an welchen B. Antheil

theil nehmen konnte. — Das Nadastische Corps hatte zunächst nun bald den Prinzen Heinrich, bald den König zu observiren, war mit bey der traurigen Zerstörung der reichen Stadt Zittau, occupirte den Jäckelsberg bey Görlitz, wobey der preußische General Winterfeld blieb; überall waren die sächsischen Reiter dabey, und überall zeigte sich ihr Obrist Benkendorf als ein kluger und entschlossener Officier. — Bey Görlitz hat er seinen Chef um Erlaubniß, ins feindliche Lager einfallen zu dürfen, es wurde ihm aber nicht zugestanden. Er entgieng dadurch der Unannehmlichkeit, gegen seinen Bruder fechten zu müssen, dessen Grenadierbataillon den Berg mit besetzt hatte, und der auch wirklich nachher dort durch den Unterleib, wiewohl nicht tödtlich, geschossen wurde. — Als das Winterfeldtsche Corps sich nach Schlesien zog, und Nadasti ihm folgte, standen sie einst bey Lauban auf einer Anhöhe. Sie sahen den Feind unten in einem Dorfe; Nadasti, überhaupt zeither sehr mißmuthig über den Unfall, durch den er bey Ostritz seine kostbare Equipage und die dabey befindliche so wichtige Correspondenz mit der Königin von Polen verlohren hatte, gieng einsam und nach-

denk

denkend auf der Höhe hin und her. Ein schlesischer Edelmann, der sich seit einigen Tagen bey ihnen eingefunden hatte, äußerte den Wunsch gegen Benkendorf, für ein gutes Douceur einen Husaren in das vor ihnen liegende Dorf und Herrenhaus, das seiner Gattin gehörte, mit einem Billet schicken zu dürfen. Benkendorf erhielt hierzu von dem Grenzer Nadasti die Erlaubniß, der Husar kam bald zurück, und die Edelfrau ließ sagen, sie stehe große Angst aus, der preußische Obrist Werner sey mit einem Corps im Dorfe, und eben müsse sie ihm zu essen schicken. Nadasti beorderte sogleich eine Eskadron, um ihn wo möglich zum Gefangenen zu machen, und fuhr fort, höchst muthig auf der Anhöhe hin und her zu gehen. Benkendorf näherte sich ihm, und sagte, wie unruhig sie alle wären, ihn so mißvergnügt und nachdenkend zu sehen. Nadasti antwortete: er wäre beschäftigt, einen Baum auszusuchen, an welchen er den Obrist Werner, wenn er in seine Hände fiele, hängen lassen wollte. „Da wünsche ich, sagte Benkendorf ganz befremdet, daß wir ihn nicht bekommen; denn mir würde die Lust zum Dienen vergehen, wenn man anfangen will,

will, Obristen zu hängen." — Nadasti erwiederte: „Sie und Ihresgleichen kühn der König nicht hängen lassen, wenn sie euch in seine Hände fallen sollten; aber ich kann Wernern aufknüpfen lassen, weil ich in dem Archiv meines Regiments, bey welchem Werner sonst als Rittmeister stand, Documente in Händen habe, die mich zu einer solchen Handlung berechtigen." — Die Eskadron besetzte das Dorf, Werner hatte aber zum Glück nicht gewartet, und Benkendorf beruhigte sich wieder.

An der, den 11. November 1757 erfolgten Eroberung der schlesischen Festung Schweidnitz hatte Benkendorf dadurch besonders Antheil, daß er durch seine Klugheit und Beredsamkeit eine Spannung zwischen den belagernden österreichischen Generalen verhinderte. Die Belagerung war eigentlich dem General Nadasti aufgetragen, der durch ein Corps unter dem Herzog von Ahrenberg verstärkt wurde. Schon war das Belagerungsgeschütz im Anzug und die Truppen rückten an die Festung an, als Nadasti viel durch im höchsten Grad aufgebracht wurde, und sich für beleidigt hielt, daß der Herzog von Ahrenberg, der doch an sein Corps

ge-

gewichen war, die Parole auf einen ganzen Monat von dem Prinzen Carl von Lothringen erhalten und mitgebracht hatte, wodurch auch wirklich eine unerhörte Verwirrung entstehen mußte. Nadasti, der Benkendorfen als seinen Vertrauten behandelte, sagte ihm, er wolle sogleich eine Staffete an die Kaiserin schicken und um seine Zurückberufung bitten, weil er unter solchen Beleidigungen zu dienen nicht gesonnen wäre. Benkendorf hat ihn sehr, sich nicht zu übereilen, sagte gleich zum General Nostitz, dessen Freundschaft mit dem Herzog von Ahremberg ihm bekannt war, und vermochte diesen, durch die lebhafteste Darlegung der Sachen, eiligst zum Herzog zu reiten, ihm die Schwierigkeiten vorzustellen, und ihn zu bereden, von dem eingebildeten Vorzug in Absicht auf das Parolengeben keinen Gebrauch zu machen. Nostitz fand Gehör, der Herzog schickte alsbald seinen General-Adjutanten, um von dem General der Cavallerie Nadasti Parole und Befehle zu fordern, und Einigkeit und Ordnung wurden auf diese Art erhalten.

Schweidnitz ergab sich an Nadasti, unter dessen Befehlen auch Benkendorf an die-

dieser Eroberung Antheil genommen hatte, und der sich nun wieder mit der großen östreichischen Armee vereinigte, um gegen das Corps unter dem Prinzen von Bevern zu gehen. In der Schlacht bey Breslau (d. 22. Nov.) unterstützte Benkendorf durch sein Regiment mit vieler Besonnenheit den östreichischen General Forgatsch in einer sehr bedenklichen Situation, und erwarb abermals dadurch Nadasti's größten Beyfall; er hatte nämlich kleine Trupps gemacht, setzte sie an die Spitze der delogirten Infanterie-Bataillons, und brachte den Feind, als schon die Dämmerung herbeykam, wieder zum Weichen; er blieb die Nacht bey General Forgatsch am Feuer liegen, und gieng nach Mitternacht noch mit 50 Pferden vorwärts, um sich von dem Rückzug der Preußen zu überzeugen. Den Tag darauf ergab sich Breslau, und der Herzog von Bevern, der sich von einem einzigen Reiter begleitet beym Recognosciren zu weit vorwärts gewagt hatte, wurde gefangen. Benkendorf begegnete gerade dem Hauptmann Dragoni, der ihn zum Gefangnen gemacht hatte, und bezeigte dem Prinzen seine Theilnahme an diesem Schicksal auf eine so eine herzliche Weise,

daß

daß den Prinz es ihm nie vergaß, sondern ihm in der Folge Beweise seiner Freundschaft gab.

Nach so vielen Anstrengungen in diesem Jahre sehnte sich Benkendorf, so wie die ganze östreichische Armee, jetzt nach der Winterruhe, und er eilt den 2. Dezember ins Hauptquartier, um, wie er scherzend sagte, einen Kalender zu kaufen, zur Erinnerung, daß man nun nicht mehr auf die Beständigkeit des Wetters rechnen, sondern an die Winterquartiere denken müsse. Aber erst mußte leider noch die blutige Schlacht bey Leuthen geliefert werden, in welcher Benkendorf mit seinen Sachsen mehr litt, als in allen Gefechten des zu Ende gehenden Jahres zusammen genommen. Ein grausames Schicksal für ihn am Ende eines so thatenvollen Jahres, und eine Anstrengung, die, wenn ihr Detail dargestellt wird, und man die rauhe Jahreszeit mit in Anschlag bringt, die Kräfte des Menschen und des Thieres zu übersteigen scheint! —

Prinz Carl von Lothringen hatte Nachricht, daß der König noch mit einer Armee nach Schlesien unterwegs sey, und General Nadasti, der eben aus einem Kriegsrath kam,

brach-

brachte den unerwarteten Befehl mit; die drey sächsischen Regimenter sollten sogleich gegen Neumark vorrücken und die Vorposten der Armee machen. Noch den 1. December Abends brachen sie auf, rückten eine Meile vor das Lager, brachten die Nacht die Pferde am Zügel haltend zu, und trafen am Morgen bey Kattlau ein. Hier mußte B. die Vorposten bis Neumark ausstellen, womit, da die Gegend mit Bächen und Morästen durchschnitten war, er den ganzen Tag zubrachte, und erst spät ins Lager zurück kam. Als er am folgenden Morgen dem Gen. Nostitz den Rapport über die Vorpostenkette abstattete, war dieser mit den getroffenen Anstalten zufrieden, fügte aber hinzu, er wünsche wohl, ihn mit auf eine abermalige Recognoscirung zu nehmen, wenn B. seine Pferde nicht gar zu sehr angriff. Dieser versicherte, daß ihn seine Pferde zu Dienstsachen nicht dauerten, und so ritten sie unverzüglich vorwärts. Hier hörten sie, die den König zwar im Anmarsch, aber noch entfernt glaubten, schießen, erfuhren seine Nähe, eilten zurück, wobey ihnen aber der tiefe Sand sehr lästig war, und fanden schon das ganze Lager abgebrochen und ausgerückt.

gerückt. Die Preußen überrumpelten Neumark, machten die Bäckerey und die Bedeckung von 800 Mann zu Gefangenen, und trieben die östreichischen Husaren und sächsischen Dragoner zurück.

„General Rostitz, so beginnt Benkendorf die Schilderung jenes blutigen Tages, lehnte die beyden sächsischen Regimenter Albert und Brühl mit ihrem rechten Flügel an ein kleines Wäldchen, und befahl mir, mich jenseit des Waldes zu ziehen, und mit diesen Regimentern in gleiche Linie zu stellen, welches ich pünktlich befolgte. Da aber der Feind sich kaum ein paar tausend Schritte vor uns, längst eines Grabens mit seiner leichten Cavallerie in eine Linie formirte, so wurde General Rostitz gewahr, er sey zu weit vorgerückt, und wollte mir solches zur Last legen, da ich doch nur gethan was er befohlen hatte. Der Feind machte Anstalt abzusitzen, wodurch wir die Zeit gewannen, uns einige hundert Schritte rückwärts zu ziehen. In dieser beschwerlichen Lage brachten wir die Nacht hin; den fünften December aber früh, eine Stunde vor Tagesanbruch, war alles zu Pferde und erwartete was geschehen sollte. Der Feind

setzte sich in Bewegung, und schien des Vorhabens, uns von beyden Seiten zu tourniren; der General Luchinsky zog sich daher mit den östreichischen Husaren schon zurück; General Nostitz wollte aber noch an keine Gefahr glauben. Er setzte die drey Regimenter, welche, da die diesjährigen Feldzüge zu Ende giengen, schon sehr schwach und mitgenommen waren, in zwey Linien, und wollte den Feind erwarten. Ich hatte den rechten Flügel des zweyten Treffens, und sah mit Besorgniß, daß feindliche Dragoner sich stark gegen Kattlau zogen, und uns da zu überflügeln drohten. Die erste Linie mußte sich endlich zurückziehen und die Putkammerschen Husaren kamen uns bereits so nahe, daß sie mir in die Escadron schießen, und ich dem Obristen vor mir deutlich in das Gesicht sehen konnte. Ich gestehe, daß die vielen Blessirten, die ich dadurch erhielt, mich dergestalt aus der Fassung brachten, daß ich im Begriff stand, vorwärts zu gehen und in die Husaren einzuhauen; wäre es geschehen, so würde die Schuld der unglücklichen Aktion gewiß auf mich geschoben worden seyn. Es kam mir aber, indem ich mich rühren wollte, der Befehl zu, die

zweyte

gerückt. Die Preußen überrumpelten Neumark, machten die Bäckerey und die Bedeckung von 800 Mann zu Gefangenen, und trieben die östreichischen Husaren und sächsischen Dragoner zurück.

„General Nostitz, so beginnt Benkendorf die Schilderung jenes blutigen Tages, lehnte die beyden sächsischen Regimenter Albert und Brühl mit ihrem rechten Flügel an ein kleines Wäldchen, und befahl mir, mich jenseit des Waldes zu ziehen, und mit diesen Regimentern in gleiche Linie zu stellen, welches ich pünktlich befolgte. Da aber der Feind sich kaum ein paar tausend Schritte vor uns, längst eines Grabens mit seiner leichten Cavallerie in eine Linie formirte, so wurde General Nostitz gewahr, er sey zu weit vorgerückt, und wollte mir solches zur Last legen, da ich doch nur gethan was er befohlen hatte. Der Feind machte Anstalt abzusitzen, wodurch wir die Zeit gewannen, uns einige hundert Schritte rückwärts zu ziehen. In dieser beschwerlichen Lage brachten wir die Nacht hin; den fünften December aber früh, eine Stunde vor Tagesanbruch, war alles zu Pferde und erwartete was geschehen sollte. Der Feind

setzte sich in Bewegung, und schien des Vorhabens, uns von beyden Seiten zu tourniren; der General Luchinsky zog sich daher mit den östreichischen Husaren schon zurück; General Nostitz wollte aber noch an keine Gefahr glauben. Er setzte die drey Regimenter, welche, da die diesjährigen Feldzüge zu Ende giengen, schon sehr schwach und mitgenommen waren, in zwey Linien, und wollte den Feind erwarten. Ich hatte den rechten Flügel des zweyten Treffens, und sah mit Besorgniß, daß feindliche Dragoner sich stark gegen Kattlau zogen, und uns da zu überflügeln drohten. Die erste Linie mußte sich endlich zurückziehen und die Puttkammerschen Husaren kamen uns bereits so nahe, daß sie mir in die Escadron schießen, und ich dem Obristen vor mir deutlich in das Gesicht sehen konnte. Ich gestehe, daß die vielen Blessirten, die ich dadurch erhielt, mich dergestalt aus der Fassung brachten, daß ich im Begriff stand, vorwärts zu gehn und in die Husaren einzuhauen; wäre es geschehen, so würde die Schuld der unglücklichen Aktion gewiß auf mich geschoben worden seyn. Es kam mir aber, indem ich mich rühren wollte, der Befehl zu, die

zweyte

zweyte Linie sollte sich auch zurückziehen. Als dieses geschah, hatte die erste schon die Dörfer Born und Heide vom Feinde besetzt gefunden, so daß sie, von ihm verfolgt, mir entgegen kamen, die Putkammerschen Husaren aber mich im Rücken angriffen. Ich wurde an dem Dorf Borne links einen Hohlweg gewahr, in welchen ich mich mit dem Regiment warf, aber nicht wieder herauskommen konnte, bis ich einen Viehsteg entdeckte, ihn einschlug und so nach und nach einige meiner Leute zu mir bekam; mit diesen gieng ich, da ich den Feind sich nun auch zurückziehen sah, ihm nach, bekam eine Fahne wieder, und nahm den Hauptmann von Reutsch und von Steindel dem Feind wieder ab, welches aber zur Hauptsache nichts beytrug. Wir zogen uns hierauf zurück gegen die Armee; beyde sächsische Prinzen kamen uns entgegen, und ich konnte auf ihre Fragen nicht leugnen, daß wir zu lange gewartet hätten, im Widerspruch mit dem General Nostitz, der die Schuld auf die erste Linie schieben wollte. Die östreichische Armee stand schon in Schlachtordnung, man lies uns zwischen beyden Treffen durch und auf den linken Flügel marschiren. Die beyden

Regi-

Regimenter Albert und Brühl wurden in die Linie des Nadastischen Corps gesetzt, und ich mußte mit dem Regiment Prinz Carl eine Flanque machen. Vor uns war eine kleine Anhöhe mit Bäumen, besetzt von den würtembergischen und bayrischen Truppen; etwas links ein kleiner Wald. Nach Verlauf von einer Stunde, kam der Gen. Lieutn. Nostitz vor das Regiment geritten, und sagte mir, ich sollte alles angreifen, was aus diesem Walde hervorkäme; dies waren die letzten Worte, die ich von ihm gehört habe. — Es währte nicht lange, so wurden die würtembergischen Truppen auf der Anhöhe attakirt; nach einigem Widerstand verließen sie diesen Posten, und liefen in größter Unordnung zurück. Ich ritt vor, und redete ihnen zu, um sie aufzuhalten; allein vergebens, da der Feind mit Kartätschen hinter ihnen herschoß. Kurz darauf kamen die preußischen Gensd'armes um den Wald her, da ich denn das Regiment vorrücken, einschwenken und sich in Marsch setzen ließ. Prinz Carl von Sachsen kam dazu und wollte den Leuten Muth zusprechen; ich beschwor ihn aber, sich nicht so sehr zu exponiren, sondern diese Sache mir zu überlassen,

und sich so geschwind als möglich zum Prinzen von Lothringen zu begeben. Ich setzte das Regiment in kurzen Galopp, und als ich der ersten Escadron der Gensd'armes gleich kam, welche mit zwey Gliedern vom linken Flügel abmarschirt war, machte sie Fronte. Ich traf auf den Officier vom ersten Zuge, nach dem ich einigemal haute, der aber die Hiebe mit dem Degen parirte; ich verließ ihn und griff das Glied hinter ihm an, fand aber die feindlichen Pferde so sehr ermüdet und an einander angelehnt, daß sie nicht fühlten, wenn sie gehauen wurden, und mich verhinderten, durchzukommen. So suchte ich nun den Flügel, drang zwischen beyde Glieder, brachte die ersten zehn oder zwölf Mann des vordersten Gliedes zum Weichen, fand meinen Officier wieder, und zwang ihn durch einen Hieb in den Arm zur Flucht. Das zweyte Glied war unbeweglich auf der Stelle geblieben; ich hoffte, die mir nachkommenden Leute würden auch mit ihm fertig werden; als ich mich aber umsah, hatte ich nicht mehr als zwey Lieutenants und einen Wachmeister hinter mir; ich entschloß mich daher schnell, suchte vor dem zweyten Gliede vorbey zu kommen, das mich auch

nicht

nicht zu verhindern suchte, und sprengte gegen das nicht weit davon stehende kais. Dragonerregiment Sachsen Gotha, wo mir der dasselbe commandirende Obrist Pompiatti diese Auskunft gab: als ich angeritten sey, wären die folgenden feindlichen Escadrons losgebrochen, und hätten meine Leute von mir abgeschnitten. Unsere beyden andern Regimenter waren auch in das Gedränge gekommen, und ich sah nun auf dem Platz Freund und Feind wie einen Bienenschwarm unter einander herumreiten. Einige Leute des Regiments fanden sich zu mir; da ein Tambour dabey war, ließ ich Apell-schlagen, passirte links vor mir einen Graben mit Wasser, und wollte dort das Rendezvous zum Raillement machen. Es glückte mir auch in so weit, daß sich einige hundert Mann daselbst bey mir einfanden, da indessen unsere beyden andern Regimenter über eine Brücke dieses Grabens gegen Lissa zu kommen suchten. Während ich mich beschäftigte, das Regiment zusammenzubringen, zeigten sich ein paar Trupps feindliche Cavallerie jenseits des Grabens; der Major Kaiserling ließ ein Dutzend Leute absitzen und auf sie feuern, worüber bald eine Stunde hingieng;

endlich verlohren sich diese Trupps, ich hatte immer mehr Leute zusammengebracht und suchte nun mit ihnen unsern rechten Flügel auf, wo ich hoffte, daß die Sachen besser stehen würden. Unterwegs rief mir der Feldmarschall Lieutn. Völlwarth einen Befehl vom Feldmarschall Daun zu, ich sollte unverzüglich nach der Brücke bey Neukirchen marschiren, ehe die feindlichen Husaren sie gewinnen könnten. Ich stellte dagegen die schlechten Umstände des Regiments vor, welches diesen Tag schon zweymal mit dem Feind handgemein gewesen sey, und schon einige Täge weder Brod noch Futter gehabt hätte; es half aber nichts; ungeachtet zwey Cavallerie-Regimenter, die nichts gethan hatten, in der Nähe standen, er beharrte darauf und ich marschirte." — So suchte denn der über Vorstellung thätige Mann, mit einer erfrornen, ausgehungerten und mißmuthigen Mannschaft, ohne gehörige Hülfsmittel, eine Brücke, die er in schlechten Umständen fand, so weit wieder herzustellen, daß bis Mitternacht Soldaten und Geschütz passirten, und die ganze Generalität ihm einmüthiges Lob ertheilte. — Es war ein heißer Tag für B. gewesen, ungeachtet er ihm keine

Lor-

Lorbeern brachte; er hatte mit anhaltendem Muth um den Sieg gekämpft, und fast allein in die preußische Cavallerie eingehauen; jetzt machte er noch mit vieler Geschicklichkeit, unter tausend Beschwerden auf den besetzten Straßen, die Arrier-Garde, und bedeckte die Casse. Alle Beschwerden einer geschlagenen Armee häuften sich jetzt, und mitten unter ihnen mußte B. mit seinem Leuten durch forcirte Märsche noch ein Lager zur Deckung von Schweidnitz bilden helfen, wo die erschöpften Menschen noch immer fort einzelnen Angriffen der Feinde Widerstand thun mußten. Graf Nostitz war verwundet und gefangen; General Monro, nun der älteste sächsische General, war alt und stumpf, hatte noch keine Relation von der Schlacht bey Leuthen nach Warschau gemacht, und B. mußte nun auch dieß noch übernehmen. Ein kaiserlicher Officier, der seine unaufhörlichen Anstrengungen sah, rief ihn hinter einen Schanzkorb, theilte seine Mahlzeit von zwey Rebhühnern mit ihm, und dazu kam eben auch etwas Brod aus Schweidnitz; und nun gieng es wieder ohne Ruhe fort, indem sich jetzt die Armee nach Böhmen zog, und er mit dem Rest seiner Leute wieder die

Arrier-

Arrier-Garde machen mußte. In 16 Stunden kam er nun nicht vom Pferde, da er unaufhörlich harcellirt wurde, traf kurz vor Mitternacht bey Landshut ein, mußte aber da gleich wieder die ersten Vorposten auf einer Anhöhe machen, indem die vorausmarschirenden Regimenter sich immer schon so gut als möglich untergebracht hatten. Da lag er auf schneebedeckter Erde; die grünen Sträucher umher, ihr einziges Holz, wurden mit Mühe zum Brennen gebracht, und wie erschrak er, als er beym Feuer kaum funfzig Mann vom Regiment zählen konnte. Uebermannt von Anstrengung, Verdruß und Unwillen ritt er an ein nicht entferntes Wirthshaus, fand die Stube voll liederliches Volk, warf sich aber doch in allen diesen Schmutz auf die Erde, machte den Hut zum Kopfkissen, und schlief ein. Ohngefähr drey Stunden hatten ihm wieder Kräfte gegeben, er stieg wieder zu Pferde, und kam vor Tagesanbruch nach Landshut. Er suchte den sächsischen Gen. Monro auf, stellte ihm mit Schmerz vor, daß er kein Regiment mehr hätte, und sich genöthigt sehe, durch eine Stafette nach Warschau zu melden, wie übel man ihn und das Regiment behandele, da

er

er alles allein thun müßte, die andern beyden Regimenter hingegen so sichtbar geschont würden. Monro erkannte selbst dies Unrecht an, und suchte ihn durch gute Worte zu beruhigen, und dadurch, daß schon Erfrischungsquartiere angewiesen wären. „Mir blieb, fährt er fort, nichts als Geduld übrig; ich ritt nun wieder zu meinem Vorposten auf der Anhöhe, fand einen Tambour vom Regiment, ließ unaufhörlich locken, und hatte das Vergnügen, daß sich von allen Seiten aus den unten am Berg liegenden Dörfern die in der Nacht verlohrne Mannschaft herauszog und oben bey dem Regiment wieder einfand, worauf ich in die angewiesenen Quartiere eilte.“. — Noch ritt er zum Feldmarschall Daun, der eben nach Wien zu gehen im Begriff war, und stellte ihm dringend vor, wie verlassen jetzt die sächsischen Regimenter wären; General Nostitz sey gefangen, Nadasti in der Linie angestellt, Gen. Zschesschwitz in Sachsen, der alte gute Gen. Major Monro entkräftet und unentschlossen, Gen. Major Gösnitz eben unpaß, so daß alles in Unordnung kommen müsse. Graf Daun versprach in Wien alles für die sächsischen Regimenter zu thun, was nur möglich sey. —

Nun

Nun setzten sie ihren Marsch nach Böhmen fort; nach Berathschlagung zwischen General Monro, Gösnitz und Benkendorf, was nach dem großen Verlust bey Leuthen und bey den jetzigen traurigen Umständen des Regiments am nöthigsten vorzunehmen sey, gieng B. zunächst nach Brünn, wo er die Winterquartiere bestimmte, und die Leute dahin führte, (es war die Gegend von Littau, Sternberg ꝛc.) dann aber nach Wien, um den Ersatz auszuwirken, den die Kaiserin für den Verlust durch den Feind zu thun versprochen hatte, und wo möglich bey Zeiten die dem Corps gebührenden Gelder zu erhalten, damit es sich zur künftigen Campagne vorbereiten könne; General Gösnitz gieng indeß nach Warschau, um die Rekrutirung durch Mannschaft, so wie die Anschaffung der Remontepferde zu besorgen.

In Wien fand B. alles höchst bestürzt über das Ende des Feldzugs von 1757; er sprach daher sowohl bey Fürst Kaunitz, der ihn besonders aufnahm, und sich die Schlacht bey Leuthen beschreiben ließ, als auch bey dem Finanzminister Haugwitz ohne Uebertreibungen und ohne vergebliche Klagen von der Sache, und richtete durch seine Darstellung

lung und seinen männlichen Geist die Gemüther auf. Als der Graf Haugwitz ihn zuerst an der Tafel gewahr wurde und fragte: nun, wie gehts denn bey der unglücklichen Armee? antwortete B., „er wisse nicht von großem Unglück; sie hätten eine Bataille, aber weder Muth noch guten Willen verlohren, sich bald zu revangiren; das sey nicht die erste, die verlohren gegangen sey, und das Haus Oestreich habe bey seinen großen Resourcen immer bisher wieder die Oberhand bekommen, man solle die Armee nur bald wieder für die höchste Campagne in guten Stand setzen;“ — und einer Hofdame, die ihn mit Klagen und Sorgen unterhielt, sagte er, daß dieses nicht die Sprache des Hofes seyn sollte; die Kaiserin sey so mächtig, daß ihr eine verlohrne Schlacht keinen großen Schaden thun würde; wenn die Armee bald wieder mit Mannschaft und Geld unterstützt werde, so solle dies bald wieder vergessen gemacht seyn. — Ein Zug seines ehrlichen Charakters war es, daß er seinen Gönner Nadasti hier aus allen Kräften vertheidigte; man trug sich mit der Meynung, Nadasti hätte in der Breslauer Schlacht die Ohlauer Schanzen sogleich nehmen

men sollen; B. zeigte mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit und Klarheit den Ungrund dieser Beschuldigung, und daß der Riß von der Bataille, auf welche man sie baute, falsch sey; und noch von Brünn aus schickte er Beweise aus dem Munde des gefangenen Herzog von Bevern über die Wahrheit und die Ehrenrettung seines Freundes ein. — Es wurde ihm durch Graf Haugwitz angetragen, ein Regiment Chevaux legers für die Kaiserin nach dem Muster des Prinz Carlschen zu errichten; aber so schmeichelhaft auch dies Zutrauen war, so lehnte er es doch zufolge seiner Anhänglichkeit an Sachsen und an seinen König ab; nur wenn der König das jetzt durch Nostitzens Tod offne Regiment ihm nicht gäbe, würde er darauf eingehen; außerdem hoffe er mit diesem schon eingerichteten sächsischen der Kaiserin noch bessere Dienste leisten zu können, als mit einem neuen. Die Kaiserin ließ ihm ihren Beyfall über solche Gesinnungen bezeigen, und daß sie wünsche, viele Officiere in ihrer Armee zu haben, die gegen sie so dächten, wie B. gegen seinen Herrn; wenn er es für nöthig hielte, wollte sie an den König von Pohlen schreiben, und denselben bitten, ihm das Re-

gi-

giment zu geben. Dies letzte verbat er, überreichte aber dem Grafen Haugwitz einen Plan zur Errichtung eines solchen Regimentes, der nachher von dem Fürsten von Löwenstein ausgeführt wurde.

Durch kluges Benehmen in den Wiener Vorzimmern und Audienzen erreichte er seinen Zweck vollständig; die Rechnungen über die Einbuße des Regiments, die sein mitgenommener Kriegs-Commissair Tischer dem Hofrath von der Mark vorlegte, wurden richtig befunden; der Cassirer von Raben hatte nur Auftrag, ihm 36000 Gulden zu Pferden zu zahlen; B. bestand aber mit guter Manier auf der ganzen Summe, da Pferde allein sie noch nicht für eine Campagne in den Stand setzen könnten. Er erhielt was er verlangte, hatte nach eine ehrenvolle Audienz bey der Kaiserin, reiste vergnügt mit seinem Transport ab, wurde aber in Brünn an einem hitzigen Fieber krank, woran er sieben Wochen gefährlich danieder lag; sein Regimentsfeldscheer und ein Officier von seinem Regiment trafen schon den dritten Tag der Krankheit bey ihm ein; es herrschte eine allgemeine Theilnahme an ihm, und er wurde mehreremale selbst von dem Herzog von Bevern,

vern, der noch als Gefangener da war, besucht. — Als er endlich wieder zum Regimente kam, übernahm er, der nun alleiniger Commandeur war, die aus Pohlen ankommenden Recruten und Pferde, ließ die bestellten Montirungsstücke kommen, und arbeitete so eifrig, daß er den 1. May 1758 wieder complett ins Feld rücken konnte. — So hatte er binnen Jahresfrist sein liebes, ihm ergebnes Regiment zum Sieg geführt, dann fast vernichtet gesehen, und nun auch wieder hergestellt. Dies setzt nicht gemeine Eigenschaften des Anführers voraus!! Dies giebt ein Band, eine Verbrüderung auf Leben und Tod, die eine der schönsten Erscheinungen auf den tumultvollen Gefilden des Kriegs ist! —

Auch in dem Feldzuge von 1758 behauptete B. den Ruhm eines muthvollen und geschickten Officiers, der eben so gut ganze Armeen würde glücklich geführt haben, als er jetzt durch kluge Dispositionen einzelne Aufträge zur Zufriedenheit der Chefs ausführte. — General Zscheschwitz commandirte nun die sächsischen Regimenter, die diesmal zu dem Corps des östreichischen General de Ville stießen. Der König von Preußen

rückte

rückte rasch mit einer Armee von 70,000 Mann in Mähren ein; General de Ville mußte sich vor dieser Uebermacht eiligst gegen Ollmütz zurückziehen, in welche Festung sich die östreichische Infanterie warf, die Reiterey aber ein Observationscorps bildete. Dieses Corps suchte der König zu überfallen. Wirklich war er ihm bey dem Dorfe Predlitz so nahe, daß die Gefahr groß wurde. „Die feindliche Avantgarde, erzählt B., war schon am Dorf, welches von der Chaussee aus ein Defilé gegen uns hatte; General-Lieutenant Zscheschwitz befahl, ich sollte absitzen und das Defilé besetzen lassen. Ich stellte die Unmöglichkeit vor, weil das Dorf von beyden Seiten umgangen werden könnte, ohne das Defilé zu berühren, so daß ich in Gefahr sey, das ganze Regiment vom Feind genommen zu sehen; ich bat also um alles in der Welt, mich mit diesem Auftrag zu verschonen. Nach einigem Bedenken fragte er mich: was ich sonst machen wollte? Mich hinter uns in das hochliegende Dorf Drisitz zu ziehen und hinter demselben auf der Anhöhe den Feind zu erwarten. Er ließ sich dieses gefallen; ich nahm meine vorgesetzte Position ein, ohne weiter vom Feind beun-

ru-

ruhigt zu werden, da hingegen andere Regimenter, die sich länger verweilt hatten, sehr gedrängt wurden und Mannschaft verlohren. Von meiner vortheilhaften Anhöhe konnte man alles übersehen; der General fand, daß ich recht gehabt hatte, und dankte mir dafür." —

Da dem König der Ueberfall dieses Corps nicht gelungen war, zog er sich wieder ins Lager bey der Festung Ollmütz zurück, die er nun förmlich zu belagern anfieng, ungeachtet es sicher viel vortheilhafter für ihn gewesen wäre, sie nur durch ein Corps zu beobachten, und eilig nach Oestreich zu gehen, wo noch keine große, geordnete Armee ihm entgegen stand, und der Schrecken der letzten Begebenheiten des vorigen Feldzugs noch zu seinem Vortheile wirkte. Feldmarschall Daun gab seiner Monarchin sein Ehrenwort für die möglichste Erhaltung des wichtigen Ollmütz. Er hätte den König angreifen und so die Sache entscheiden können; aber das war Dauns vorsichtigem Charakter nicht gemäß. Er wollte erst weniger gefährliche Mittel versuchen, und diese waren theils die Verbindung mit der Festung herzustellen, theils, seinen Gegner durch Abschneiden der

Zu-

Zuführen, die dieser noch nothwendig aus Schlesien an sich ziehen mußte, zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Beyde Mittel schlug er ein, beyde gelangen ihm, und daß sie gelangen, dazu trug B. wieder wesentlich bey.

Zwey kleine preußische Corps verhinderten die Communication des de Villeschen Corps mit der Festung; sie mußten also vertrieben werden. General Zschaschwitz ließ daher den bereits in großer und allgemeiner militärischer Achtung stehenden Obrist Benkendorf am 16. Jun. zu sich rufen, und eröffnete ihm in größtem Geheimniß, er solle auf Dauns Befehl mit vier Escadrons zum General-Major St. Ignon stoßen, der einen besondern Auftrag erhalten habe. Es bestand eben darin, die Verbindung mit der Festung herzustellen. In großer Eintracht mit dem braven General St. Ignon wurde diese Sache von B. ausgeführt, der bey Holiz durch seinen scharfen militärischen Blick mehrere Gefechte glücklich ausführte, besonders das preußische Dragoner-Regiment Bayreuth angriff, schlug, und viele Gefangene machte. (S. Lloyd-Tempelhof, B. II. S. 82.)

Das

Das Wichtigste aber, was B. in diesem Feldzug zu thun Gelegenheit fand, war sein Antheil an der berühmten und folgenreichen Affaire bey Domstädl, wodurch der preußische, seiner Wichtigkeit wegen mit 13,000 Mann gedeckte Transport abgeschnitten wurde. Gleich nach jenen Vorfällen bey Ollmütz nämlich, wo man den General Ziethen mit 8000 Mann dem Transport hatte entgegen ziehen sehen, wurde B. mit dem Prinz Carlschen Regimente und 300 Dragonern von Würtemberg und Löwenstein zu dem General Ziskowitz commandirt, der den geheimen Auftrag hatte, in Verbindung mit dem General Laudon jenen wichtigen Transport abzuschneiden. Sie marschirten mit größter Stille die ganze Nacht durch Wälder und Seitenwege und erfuhren in Ollstädl von dem Richter des Dorfs, daß den 28sten Jun. Laudon bey Baursch einen Angriff auf den Transport gemacht hatte, aber von dem Obersten Mosel, der den meilenlangen, durch die schlechten Wege nur langsam und unter vielen Beschwerden vorrückenden Zug mit großer Klugheit führte, mit Verlust zurückgetrieben worden sey. Da Laudon von ihrer Ankunft nicht unterrichtet war, so mußten

sie

ſie vor allen Dingen ihm ihre Ankunft melden und gemeinſchaftliche Plane mit ihm verabreden. Dies war ſchwer, da die ganze Gegend von den feindlichen Patrouillen durchſtreift wurde; doch konnten ſie auf die allgemeine, ihnen günſtige Stimmung der dortigen Landleute rechnen. Es wurde alſo ein Huſaren-Rittmeiſter, begleitet von dem Richter, abgeſchickt, um ſich durch die hie und da ausgeſtellten feindlichen Poſten zu ſchleichen und dem General Laudon einen Brief vom General Ziskowitz zu überbringen. Sie ließen nun die Truppen in den nahen Waldungen ſich ſtille halten, und erwarteten in Ollſtädl mit Sehnſucht die Rückkunft des Rittmeiſters. Gegen Abend kam endlich der Richter, nicht aber der Rittmeiſter zurück, weil die Gegend ſo gut beſetzt war, daß er nicht mehr durchkommen konnte. Auch der Richter, ein junger und gewandter Bauer, war von den Preußen angehalten und auf das ſchärfſte viſitirt worden, ſo daß man ihn ſogar nackend ausgezogen hatte; gleichwohl überbrachte er die ſchriftliche Antwort Laudons. Er hatte nämlich das Billet unten um ſeinen Stock gewunden, mit einem Zwirnsfaden befeſtigt und einen großen Klum-

pen Leim darüber her gedrückt; als er nun angehalten wurde, und sich für einen in eigenen Geschäften begriffenen Einwohner auch jener Gegend ausgab, trat er den Leimklumpen mit dem Fuße herunter, ließ sich visitiren und ausziehen, und erhielt endlich, da er unverdächtig befunden wurde, die Erlaubniß weiter zu gehen, suchte seine ausgezogenen Schuhe wieder nebst seinem Stock und dem Klumpen Leim, den er sich wohl gemerkt hatte. Laudon sagts in diesem Briefe, es thue ihm leid, daß man ihm von der Armee die Ankunft dieses Corps nicht vorher gemeldet habe; er hätte Tags vorher den Anfang jenes Zugs angegriffen, sey aber von dem weitüberlegenem Feind mit Verlust zurückgetrieben worden; er habe bey dieser Gelegenheit viele Munition verschossen und könne daher nicht versprechen, den General Ziskowitz mit Nachdruck zu unterstützen; da noch überdies seine Croaten schon drey Tage ohne Brod und außerordentlich ermüdet wären; wolle aber Ziskowitz dennoch einen Angriff unternehmen, und er könne es möglich machen, ihm solchen zu erleichtern, so werde er es nicht unterlassen. — Gen. Ziskowitz gieng nun mit Benkendorf und den beyden

andern

andern Obersten, die sich bey dem Corps befanden, zu Rathe; B. führte das Wort und die beyden andern stimmten bey, daß sie den Zug angreifen müßten, es komme wie es wolle; denn wenn auch ihr Corps, das gegen 4000 Mann stark war, übermannt und zersprengt würde, so wäre doch der Schaden nicht so groß, als wenn der Transport mit Munition und Geld den König in den Stand setzte, die Belagerung von Ollmütz mit größerm Nachdruck fortzusetzen und vielleicht diesen Platz gar zu nehmen. Der General lobte ihren Entschluß, machte sich sogleich mit einem Trupp Husaren und dem Obersten Naundorf selbst auf den Weg, um die Gegend, wo die Wagenburg stand zu untersuchen, übergab Benkendorfen den Oberbefehl über das Corps und versprach in längstens 24 Stunden Nachricht zu geben, was weiter zu thun sey. B. ließ die Mannschaft die Nacht über unter dem Gewehr, aber ruhig in den Büschen um Ullstädl bleiben; kein Mensch durfte sich entfernen und ein Officier mit 30 Pferden mußte auf dem rechten Flügel einen Vorposten machen. Wie der Tag graute, untersuchte B. die Gegend, schickte einen Posten,

der sich möglichst verbergen mußte, gegen das Städtchen Lieba, das vor ihm lag, und bekam Nachmittags 4 Uhr Befehl vom General Ziskowitz, ihm zu folgen. Er fand ihn an der Seite von Domstädl bey dem Dorfe Nürnberg. Der General ließ seine Truppen in einen nahgelegenen Wald zurücken, besah mit B. die Gegend, und theilte diesem seinen Plan mit, wie er den folgenden Tag den Zug, den sie bey Bautsch bereits entdeckten, sobald er sich in Bewegung gesetzt hätte, angreifen wollten. Sie ruhten einige Stunden unter freyem Himmel, voll Sehnsucht auf den folgenden Morgen. Von Bautsch gieng die Landstraße durch Domstädl einen ziemlichen Berg herunter, auf beyden Seiten waren Anhöhen und die Straße gieng als Hohlweg in der Tiefe fort. Die Anhöhe rechts war mit starkem Holz bewachsen; an den Rand dieses Holzes gegen die Landstraße legte der General die Croaten, die er bey sich hatte; auf eine daran stoßende Wiese, dem Thor des Städtchens gegenüber, mußte sich das ganze Regiment Haller auf den Bauch legen, und seine Feldstücke nebst einem Sechspfünder auf ihren rechten Flügel im Wald auffahren; sie konnten aus

dem

dem unterſten Hohlweg vor der Stadt nicht geſehen werden. Für die Cavallerie war der Boden nicht günſtig, und der General überließ es Benkendorfen, ſie nach Gutbefinden anzuſtellen. B. ſchickte demnach die Detachements von Haak und Voicht in eine Schlucht rechts an Domſtädl; Obriſt Raumdorf mußte mit ſeinen Huſaren und Ulanen in dem Walde bleiben, wo ſie die Nacht zugebracht hatten, und B. beſetzte mit dem Carlſchen Regiment das andere Holz, an deſſen Rand die Kroaten lagen, von wo aus er die ganze Landſtraße überſehen konnte, durch die Bäume dem Feind ſelbſt unſichtbar. Früh acht Uhr ſetzte ſich der Zug in Bewegung; etwa 1000 Pferde von dem Ziethenſchen Corps machten die Avantgarde; ihnen folgte ein Bataillon Füſſelier unter dem Major von Raden, ein Trupp Huſaren und dann die beladenen Wagen, von denen die mit Geld den Anfang machten, und noch von einzelnen Huſaren begleitet wurden. Die Cavallerie von der Avantgarde gieng durch das Thor von Domſtädl, wo ſich der hohle Weg anfängt, der zwey Stunden bis zu dem heiligen Berg fortgeht; die Füſſeliers ſetzten ſich rechts und links des Thors, die Huſaren giengen durch

ſie

sie durch und die Wagen folgten sich nun nahe an einander. Als der erste Wagen unter das steinerne Stadtthor kam *), wurde er durch einen Schuß aus dem Sechspfünder zerschmettert, die Feldstücke feuerten gleich darauf und schossen das Thor ein, so daß der Durchgang verstopft wurde. „Der preußische Major Raden, so erzählt B., ließ sogleich seine Feldstücke gegen uns feuern, und gleich durch den ersten Schuß verlohr der Hauptmann Bauer von den Warasdinern das rechte Bein, so daß er kurz darauf starb. Ich schickte ein Schwadron von Prinz-Carl, die

*) Lloyd-Tempelhof II., 91, giebt an, etwa 120 Wagen wären schon durch das Defilé hindurch gewesen, als die ersten Schüsse der Oestreicher fielen, und so muß es auch wohl zugegangen seyn, wenn, wie allgemein versichert wird, doch der ganze Anfang des Zugs noch für die Preußen gerettet wurde. Wie diese Abweichung in Benkendorfs Erzählung von der gewöhnlichen entstanden ist, läßt sich nicht ausmachen; so viel ist klar, daß Benkendorf mit möglichstem Detail und ehrlich erzählt. Waren etwa jene 120 Wagen schon Tags vorher durch Domstädl gegangen?

die nebst unsern Husaren dem Zug entgegen kamen, die Bedeckung verjagten und die Stränge abhieben, so daß die Wagen, welche bergab im Schuß waren, auf einander fuhren. Indeß feuerte das Regiment Haller und die Croaten auf das Radensche Bataillon, welches sich aber so außerordentlich vertheidigte, daß die Warasdiner sich etwas in den Wald zurückziehen mußten. Der General Ziskowitz wurde dadurch betreten, und sagte mir, es gienge nicht gut. Ich fragte, ob ich Cavallerie hinunter schicken sollte? er glaubte aber, daß sie nicht würden agiren können, indem ein felsigter Abhang dazwischen sey, wo man hinunter springen müsse. Ich ließ mich dieses nicht abschrecken, und befahl dem Capitain Woisny mit hundert Pferden den Berg hinabzueilen; dieser kam glücklich hinunter, griff mit Wuth das Bataillon an, und schickte mir nach Verlauf einer halben Stunde den Major Raden und sechs andere Officiers, so daß wir nun an dieser Seite keinen Feind mehr hatten. Aber jetzt stellte sich die preußische Bedeckung vor Bautsch in Schlachtordnung, und es stand noch ein harter Kampf bevor, da unser Corps viel kleiner war, als das feindliche. Es

blieb

blieb mir nichts übrig, als den Uebergang über einen zwischen uns liegenden Graben so lange es möglich zu verhindern, und dann zu sehen, wie jeder von uns Uebriggebliebene den Weg nach Hause finden würde. Indem kam von der kahlen Anhöhe rechter Hand jenseits der Straße, wo ich bis dahin keine Truppen gesehen hatte, eine Kanonenkugel geflogen, und schlug in die Bäume über mir; ich konnte nicht anders vermuthen, als der Feind habe diese Höhe eingenommen. Es geschahen noch zwey solche Schüsse, doch ohne Nachtheil für uns; da sah ich endlich, daß auf jener Höhe sich fünf bis sechs Batterien schweres Geschütz hervorzogen und auf die Preußen in der Tiefe feuerten. Das Räthsel war gelöst; es war General Laudon, der nun mit seiner ganzen Infanterie den Berg herunter kam, Front gegen die feindliche Linie machte, sie mit Heftigkeit angriff und zum Weichen brachte. Da ich sah, daß Laudons Cavallerie ganz auf seinem linken Flügel stand, so bat ich den General Ziskowitz, mir zu erlauben, mit zwey meiner Schwadronen Laudons rechten Flügel zu decken, und eilte, mich an seine Grenadiers anzuschließen. Der Feind hielt nun nicht mehr,

sondern zog sich in Eile zurück und ließ uns den ganzen Transport *). Der Obrist Rethay hatte dieselbe Erlaubniß von Ziskowitz erhalten, eine dem Feind gegenüberliegende Anhöhe einzunehmen, wäre aber beynah ernstlich vom Laudonschen Corps kanonirt worden, wenn ich dem General nicht von dem Mißverstand unterrichtet hätte. Da der Feind völlig weg war, gab mir der General Laudon auf, dem General Ziskowitz zu danken, daß er mir ihm zu unterstützen erlaubt hätte, und nun ließ er den ganzen Transport, bey dem so viel Munition war, anstecken und auffliegen, — eins der kostbarsten Feuerwerke, die es geben kann. Alles was von der Wagenburg übrig geblieben war, wurde geplündert; da ich aber nicht zugeben konnte, daß meine Leute aus Reih und Glied giengen, weil der Feind zurück-

*) Lloyd-Tempelhof II., 91, giebt an, daß 250 Wagen, und darunter 37 Geldwagen, durch den preußischen General Krokow, der die Avantgarde führte, noch gerettet und nach Ollmütz gebracht worden wären. Eben so Archenholz I., 237. Sie waren, vielleicht, wie gesagt, schon Tags vorher durch diese Hohlwege durch.

rückkehren und uns überfallen konnte, so konnten meine Leute keine andere Beute machen, als ganze Mützen voll Ephraimiten, welche die Uhlanen ihnen zugetragen brachten, weil sie selbst nicht alles fortbringen konnten, und so viel schlesische Vorspannpferde, daß fast jeder Dragoner den andern Tag ein paar an der Hand führte, so daß ich befehlen mußte, sie wegzuschaffen, wo denn manches für ein Paar Siebzehner weggegeben wurde."

B. hatte über die erste Affaire bey Hollitz einen Rapport an den Generallieutenant Zscheschwitz gemacht, den dieser an den Minister Brühl nach Warschau schickte, der ihn dem Könige vorlegte. Ueber die Unternehmung bey Domstädl schickte B. noch vom Schlachtfelde einen ähnlichen Rapport durch eine Staffette an den Minister, da er den damaligen Aufenthalt des General Zscheschwitz nicht wußte. Dort fand man die Gabe Benkendorfs, solche Vorfälle deutlich und anschaulich zu berichten, so ausgezeichnet und die Beurtheilung der Folgen so treffend, daß der Minister von ihm verlangte, künftig immer dergleichen unmittelbar nach Warschau einzusenden. B. aber verbat sich diesen unmit-

mittelbaren Briefwechsel, weil dies ohne seinen Willen den commandirenden Generallieutnant nachtheilig werden könnte, und gab dadurch einen charakterisirenden Beweis von seiner Liebe zur Legalität und verfassungsmäßigen Ordnung.

Der König von Preußen mußte nun die Belagerung von Ollmütz aufheben, zog sich von Böhmen nach Schlesien; und gieng späterhin den Russen entgegen, um ihnen die Schlacht bey Zorndorf zu liefern; Ziskowitz und unter ihm B. folgten ihm eine Zeitlang; dann bekam B. Befehl, sich mit dem Carlschen Regimente wieder zum sächsischen Corps nach Oberschlesien zu begeben. Er trennte sich ungern von dem General Ziskowitz, für den er große Achtung gefaßt hatte, und nahm besonders Abschied von den Hallerschen Grenadieren.

Er kam nun von dem Corps des General de Ville weg, und unter den Befehl des Feldzeugm. Harsch, mit welchem er vom 5. October bis 6. November vor der Festung Neiße stand, wo alles zur Belagerung in Bereitschaft gesetzt wurde. B. gab hier viele Beweise von seiner gewohnten Scharfsichtigkeit und Bravour, bis der erfreulichen Nachricht

richt von der für den König von Preußen nachtheiligen Schlacht bey Hochkirchen die entgegengesetzte folgte, daß der Feldmarschall Daun bey Görlitz vom Könige verdrängt und dieser im Anzuge sey, und von Wien der Befehl kam, die Belagerung von Neiße schleunig aufzuheben. B. mußte bey diesem Abzug die beschwerliche Arrier-Garde machen, ließ den Apparat von Munition vernichten, und nahm dann die Winterquartiere in Oberschlesien, zu Friedeck im Herzogthum Teschen.

Sein Bruder, der in preußischen Diensten ein Grenadierbataillon als Major commandirte, war in der Schlacht bei Hochkirch gefangen genommen worden, und wurde am 1. Jan. 1759 in Jägerndorf ausgewechselt. B. gieng dahin, sah erfreut seinen Bruder wieder, von dem er 22 Jahre getrennt gewesen war, und war bey der Auswechslung gegenwärtig.

Im Feldzug von 1759 hab es für B. wohl Anstrengungen und Gefahr auf Märschen und durch kleine Affairen genug, aber keine besondere Gelegenheit sich auszuzeichnen. Kunnersdorf und die Gegend um Dresden war jetzt das Feld der großen Begebenheiten geworden. B. stand unter General de Ville

bey

bey Troppau, um lange den preußischen Gen. Fouquet zu observiren, der bey Landshut die östreichischen Brodwagen wegnahm, so daß sich dieses Corps unter vielen Schwierigkeiten zurückziehen mußte. B. blieb denn unter dem Gen. Harsch bey Trautenau; um Weihnachten kam Befehl, daß die vier sächsischen Regimenter mit einiger Infanterie nach Sachsen marschiren sollten, weil der Feldmarschall Daun, das im letzten Herbst durch die Reichsarmee eroberte Dresden um jeden Preis behaupten, und daher die Armee die zur Deckung bestimmt war, möglichst verstärken wollte.

Da Daun unter diesen Umständen nicht von Dresden weggehen konnte, so hatte der Feldzeugm. Lascy den Plan zu dem Feldzug für 1760 in Wien verabreden müssen. Als er zurückkam, wurden die vier sächsischen Regimenter zu seinem Corps gegeben, das etwa 16,000 Mann ausmachen mochte, und gegen Meißen zu auf die Anhöhen an der Elbe verlegt wurde. Er wohnte da im Monat Junius bey Cosdorf an der Elbe einem Angriff auf die Ziethenschen Husaren bey, wo man 300 Gefangene machte. Unmittelbar nach einer sehr beschwerlichen

chen Position, worin er bey Groß-Dobrig dem Ziethenschen Regiment unter öftern Vorpostengefechten länger als drey Tage ohne abzusitzen gegen über stand, indem Lascy immer aufschob ihn ablösen zu lassen, folgte B. mit Lascy dem Könige, der sich über Königsbrück nach Bautzen zog. Mit Lascy's Dispositionen scheint B. nicht immer zufrieden gewesen, wie aus folgender Erzählung eines verfehlten Angriffs dieses Generals auf die Preußen in jener Gegend erhellet. „Bey Göhdau ritt am Morgen nach unsrer Ankunft General Lascy mit dem General Lieutn. Zscheschwitz und Gen. Maj. Prinzen Lichtenstein retognoscirten, kam in einigen Stunden zurück, und erlaubte, daß die Cavallerie tränken durfte, welches in einem Bach eine starke Viertelstunde hinter uns geschehen mußte. Die Pferde waren durstig und alles eilte zum Wasser. Ich war vor unsrer Fronte, hörte ein paar Schüsse vor mir im Dorf, ließ sogleich die wenigen Leute, die noch da waren, aufsitzen, und schickte nach denen an der Tränke. Indem kam der Feldzeugmeister mit verhängtem Zügel aus dem Dorfe geritten und schrie mir zu, wir sollten aufsitzen. Ich sagte ihm, daß der größte

Theil

Theil auf seinem Befehl an der Tränke sey, daß ich aber so bald als möglich nachkommen wolle; indeß gab ich ihm die etwa 60 noch vorhandenen Mann mit, und da diese im Abreiten nicht Reih und Glied hielten, rief ich ihnen nach, sie sollten ordentlich marschiren, worauf mir aber Lascy antwortete: daß hier keine Ordnung nöthig sey. Sobald die Leute von dem Wasser kamen, jagte ich mit einem eben so starken Trupp nach, und hohlte Lascy ein. Dieser befahl mir, hinter einem vorliegenden Hügel zu gehen, ohne mich gewahr werden zu lassen; er aber wolle ein feindliches Bataillon, das in einem tiefen Wasserriß auf dem Felde postirt sey, anfallen und über den Haufen werfen. Der Feind ließ sich aber nicht überrumpeln; es kamen etwa 30 Dragoner aus der Tiefe hervorgeprellt und schossen sich mit unsern Leuten auf dem Felde herum. Lascy kam einzeln zu mir und sagte mir in der ersten Hitze, daß meine Leute nicht hätten beißen wollen; ich antwortete ärgerlich, sie hätten allezeit gebissen, wenn ich sie geführt hätte; nur sey meine Prophezeihung eingetroffen, daß alles, was nicht ordentlich wäre, nicht gut gehen könne. Er ritt fort und sagte mir,

ich

ich sollte suchen meine Leute wieder zusammen zu bekommen, wozu aber sobald kein Anschein da war. Ich rückte zwar mit meinem Trupp vor und ließ Apell schlagen, erhielt aber einen Kanonenschuß, welcher drey Pferden auf einmal die Beine wegnahm; als dies der Feldzeugmeister sah, ließ er mir sagen, ich sollte mich so viel als möglich ohne Schaden zurückziehen." — Hierdurch war der Feind mit allen seinen Vortruppen, bey denen der König selbst war, rege geworden; Lascy ließ das Prinz Albertsche Regiment vorrücken, und wollte die vor ihm befindliche Cavallerie angreifen; diese aber fiel von beyden Flügeln ab, und dadurch zeigte sich ein Bataillon Infanterie, das sogleich zu feuern anfieng *). Es gelang also auch dieser Angriff nicht, der König kam mit Macht herbey, Lascy zog sich in einigen Tagmärschen auf Dresden zurück, wobey das Regiment Lichtenstein Dragoner, und Prinz Carl unter B. den, durch öftere Scharmützel beunruhigten Rückzug decken mußten.

Der König berennte nun Dresden, in welches die Oestreicher 16,000 Mann unter dem

*) S. Lloyd. IV. 60.

dem braven Commendanten Macquire gelegt hatten. Lascy war zu der ziemlich unthätigen Reichsarmee vor Dresden gestoßen, und nun hatte B. und alle patriotischen Sachsen den Schmerz, durch das Fernrohr das schöne Dresden an vielen Stellen, und besonders den Kreuzthurm (den 20 Jul.) in Flammen stehen zu sehen. „Ich litt, sagt der feurige B., dabey unendlich, so lange mit übereinander geschlagenen Armen den wüthenden Operationen des Feindes zusehen zu müssen.“ — Endlich näherte sich Daun's, der sich schon gegen Schlesien gewendet gehabt hatte, Avantgarde, und trieb die feindlichen leichten Truppen etwas zurück. — Ein Kammerdiener des östreichischen General Haddik hörte darüber klagen, daß die Verbindung mit Dresden schon einige Zeit unterbrochen sey, und erbot sich auf der Elbe schwimmend ein Billet an den Commendanten hineinzubringen. Er kleidete sich in rohe Leinwand, band unter Arme und Füße mit Luft gefüllte Schweinsblasen, hatte den Brief in Wachstuch genähet bey sich, warf sich Abends unter Heydenau in die Elbe, und kam nach Mitternacht nah an der Brükke in Dresden schwimmend an. Tags dar-

auf tritt B. mit Gen. Haddik in sein Quartier nach Zschuschendorf, als sie ein Posthorn hörten, und ein Courier ankam, in welchen Haddik sogleich seinen Kammerdiener erkannte. Die Vorposten des Gen. Beck hatten nämlich gerade an diesem Tage die Passage vor dem schwarzen Thor frey gemacht, der Commendant hatte dem kühnen Abgesandten eine schriftliche Antwort und Postpferde gegeben, um wieder zu Gen. Haddik kommen zu können. Dieser Mann hieß Wittel, aus Stuttgard, ein Chirurg, den kurz darauf der Churfürst Christian zur Belohnung als Leibchirurg in seine Dienste nahm.

Der östreichische Gen. Brentano überfiel in diesen Tagen das feindliche Drag. Regiment Schorlemmer bey Gruhne, und trieb es in Unordnung nach dem großen Garten, der stark vom Feinde besetzt war. Der König von Preußen hatte sein Quartier auf der grünen Wiese, und befand sich in keiner geringen Gefahr, da ihn alles bey diesem plötzlichen Ueberfall verließ, und nach dem großen Garten eilte. Ein östreichisches Commando Cavallerie war vor der Brücke stehen geblieben, hatte aber versäumt, das Wirthshaus der grünen Wiese visitiren zu lassen,

lassen, wo sie sonst den König gefunden hätten. Da nun die Besatzung des großen Gartens die östreichischen Vorposten wieder zurücktrieb, so gieng auch jenes Cavallerie-Commando mit zurück, und der König säumte nicht, sich sogleich aufs Pferd zu werfen und nach Leubnitz zu jagen, auch von nun an sein Hauptquartier dahin zu verlegen. So sehr beschützte hier das Glück den bewunderten Helden seines Jahrhunderts! Diese Geschichte ist nicht allgemein bekannt worden, weil kein Theil gern davon reden mochte.

Der Feldmarschall Daun kam immer näher, dem Könige fehlte es an Munition und Artillerie, die Garnison in Dresden wehrte sich verzweifelt, ungeachtet des großen Brandes wegen selbst der Wall so erhitzt war, daß man kaum darauf stehen konnte — dieß alles bewog den König die Belagerung aufzuheben. Er gieng nach Schlesien, Daun, Lascy und Laudon folgten ihm, wobey Benkendorfs Wachsamkeit einmal den Ueberfall durch eine feindliche Colonne verhinderte. Die Oestreicher dachten immer auf einen Angriff, aber der König vermied es; unter diesen Umständen kamen einst in einer Nacht

bey dem Katzbach, die Armee des Königs und Laudons, der den rechten Flügel der großen Armee machte, im Durchmarsch durch einen Wald, so durcheinander, daß sie am Morgen darüber erstaunten, und Laudon einen beträchtlichen Schaden erlitt. Man hat wohl hie und da diese Sache einer Eifersucht unter den Commandirenden zugeschrieben, allein B. versichert, daß nur der feurige Eifer Laudons diesen unglücklichen Zufall veranlaßt habe.

Daun zog sich gegen Schweidnitz, und B. wurde mit 500 Pferden an den Fuß des Zabtenberges befehligt, auf welchem ein Hauptmann stand, um die Gegend von Breslau, wo der König seyn sollte, genau zu beobachten. B. ritt alle Tage zu diesem Capitain auf den Berg, und kam einstmals, da der Himmel erst zu grauen anfieng. Der Hauptmann sagte ihm, er glaube durch sein Fernrohr Kanonenschüsse zu sehen; B. sah das nämliche sehr deutlich, bis der Tag kam. Sie erzählten dieß den beyden sächsischen Prinzen, die auch dahin kamen und die Stunde notirten; nach zwey Tagen erfuhr man, daß es das Feuer gewesen war, das acht Meilen davon die Russen und Preußen

bey

bey Kloster Leubus gegen einander gemacht hatten, als die erstern über die Oder gehen wollten. Er führt dies als ein Beyspiel an, wie weit man bey gewisser Beschaffenheit der Luft zuweilen so etwas wahrnehmen könne.

Als nach unaufhörlichen Märschen beyde Armeen in der Gegend von Schweidnitz Halt machten, erhielt Lascy Befehl, mit seinem Corps so schnell als möglich nach Berlin zu gehen. Ohne Lager- und Nachtquartier kamen sie in fünf Tagen durch die Lausitz in die Gegend von Berlin, das sie nun mit den Russen zugleich besetzten. B. der an der Spitze von 500 seiner Dragoner mit einrückte, kam hier fast nicht vom Pferde, um durch stete Patrouillen, alle Plünderung und allen Unfug zu verhüten, den die Russen mehr als die Oestreicher zu verüben geneigt waren *). — Nachdem das Lascysche Corps Berlin wieder verlassen hatte, stand B. mit seinem Regimente bey Coßwig, mußte da schlagfertig in geringer Entfernung die Schlacht

*) So sagen Benkendorfs Tagebücher; Archenholz. II, 136. klagt mehr die Oestreicher und Sachsen der Raub- und Zerstöhrungs-Wuth bey dieser Gelegenheit an.

Schlacht bey Torgau mit ansehen, ohne zu seinem großen Verdruß dabey mit wirken zu dürfen, und konnte sich kaum überzeugen, als Lascy ihm sagen ließ, die Bataille sey verlohren. Am andern Morgen ritt er mit Lascy selbst etwas zurück, sah, daß Vormittags um neun Uhr, nur noch zehn bis zwölf feindliche Husaren auf der Wahlstatt hielten, und empfand den tiefsten Schmerz, eine Schlacht verlohren geben zu müssen, deren glücklichen Erfolg der Feind selbst noch nicht zu übersehen schien. Die ganze östreichische Armee mit allem Zubehör gieng ruhig über die Elbe, ohne daß sie der Feind daran verhinderte, und B. hatte dabey wieder das Geschäfte, den Rückzug zu decken.

Die vier sächsischen Regimenter kamen nun nach Dippoltswalde, von dem bisherigen Commando Lascy's weg, an den Feldzeugmeister Macquire, unter welchem er bey Klingenberg dem Obristen Kleist gegenüberstand, und ihn daraus vertrieb. Da das Jahr zu Ende gieng, so schickte Kleist einen Officier vom Bayreuthischen Dragonerregiment mit einem Tambour, und ließ B. antragen, den Winter über ruhig zu bleiben, wenn B. sich zurückziehen und ihm Klingenberg

berg überlassen wollte. B. antwortete, er habe keine Vollmacht Conventionen zu schließen, und werde ihm den Ort nicht überlassen; werde sich aber Kleist zurückziehen, so wolle B. dies Anerbieten dem commandirenden General melden. Kleist nahm diese Bedingung an, der Feldzeugmeister Macquire genehmigte sie und so bezog B. zu Ende von 1760 ruhige Winterquartiere bey Bernersdorf, in welchen er das Regiment wieder zum künftigen Feldzug rüstete, und dabey öftere Besuche in Dresden und der Gegend machte.

In dem Feldzug von 1761 kamen die sächsischen Regimenter, die nach General Zscheschwitzens erfolgtem Tode, der Generallieutnant von Gösnitz commandirte, zu dem Corps des östreichischen Generals der Cavallerie Graf Haddik; der Sommer und Herbst giengen für sie damit hin, daß sie den Cordon von der Elbe bis an die böhmische Grenze mit bilden halfen, wobey es zu öftern Vorposten-Gefechten mit Prinz Heinrichs und Obrist Kleist's Truppen kam. Der Cordon wurde von den Generalen Ried, Brunian und Zettwitz befehligt, und als der letztere eiligst nach Böhmen reißen mußte,

hatte

hatte Benkendorf einstweilen den Theil seines Commando's zu übernehmen. Im September verlegte Haddik sein Quartier nach Freyberg, und B. unterstützte den General Zernitz, als er Roßwein und Döbeln besetzte. So wichtig also die Kriegsbegebenheiten dieses Jahres in Schlesien gewesen wären, wo Laudon dem Könige Schweidnitz entriß, und in Pommern, wo die Russen festen Fuß gefaßt hatten, so wenig bedeutend waren sie an der sächsischen Gränze; Ends Novembers bezog man die Winterquartiere, und zwar B. im Schönburgischen, nicht weit von Altenburg. Durch eine Erkältung fiel er hier in ein hitziges Fieber, an dem er sieben Wochen krank lag, gieng dann nach Dresden, und wirkte sich bey dem eben von Wien angekommenen Feldmarschall Serbelloni, der den General Haddik abgelöst hatte, Urlaub aus, um im May 1762 einige Wochen das Carlsbad, zur Herstellung seiner Gesundheit besuchen zu dürfen. Serbelloni veränderte sogleich die ganze Postirung des Generals Haddik, ließ die vordersten Posten alle stehen, und zog die zur Unterstützung dahinter stehenden Regimenter näher an Dresden. Hierdurch geschah es, daß

der

der preußische Obrist Kleist den östreichischen General Zettwitz mit seinem Corps zu Gefangenen machte, und die sächsischen Regimenter auch zurück gedrängt wurden. Das Gerücht hiervon verbreitete sich, mit Zusätzen vergrößert, in Carlsbad, den Tag nach Benkendorfs Ankunft, und beynahe wäre er sogleich wieder zurück gereißt, um aber doch seine Gesundheit wieder herzustellen, und die Reise nicht umsonst gethan zu haben, schickte er einen Courier nach Sachsen, der ihm den dritten Tag die Nachricht brachte, das Albertsche Regiment, nicht aber das seinige habe etwas gelitten, wodurch beruhigt er denn seine Brunnenkur anfieng und fortsetzte. Der Herzog Carl von Curland kam auch dahin, und brachte dem Obrist Benkendorf die Erlaubniß, noch bey ihm zu bleiben. Er machte hier Bekanntschaft mit der Gräfen Berthold, Cammerfräulein der Kaiserin Maria Theresia, die deren ganzes Vertrauen genoß, und mit der auch Herzog Carl hier viel zusammen war. Den Tag als der Herzog und B. abreißten, verbreitete sich in Carlsbad abermals Lärm über einen Einfall der Preußen in Böhmen; Pellegrini hatte sie aber schon wieder zurückgedrängt; dieß erfuhr B.

schon

schon auf der nächsten Post, (denn er hatte immer gute Spions und bezahlte sie auch gut) und meldete es sogleich der sehr beunruhigten Gräfin Berthold; sie war ihm dafür dankbar, und ihre Freundschaft wurde ihm bald darauf in Wien sehr nützlich.

Als B. im Jun. 1762 aus dem Carlsbad zurückkehrte, wurde er zum General-Major ernannt, und fand sein Regiment bey dem Corps des General Macquire bey Dippoltswalde. Serbellani war zurückberufen und Haddik hatte wieder das Commando der Armee in Sachsen. Prinz Heinrich hatte noch immer seinen Stand bey Freyberg, und das Bestreben des dort stehenden östreichischen Corps und der Reichsarmee war, ihn von da zu verdrängen. Anfangs des Monats Julius that B. einmal mit großer militärischer Einsicht einen sehr vielversprechenden Vorschritt gegen den Feind nach Frauenstein zu; aber die geheime Spannung zwischen den Anführern der Reichsarmee und der andern machte, daß er nichts ausrichten konnte, und zurück berufen wurde, Umstände, die seinen nach Thaten begierigen Herzen schwerer zu ertragen fielen, als die größesten Gefahren.

Prinz

Prinz Heinrich hatte nun zwar dem Corps, bey welchem Benkendorf stand, die Gegend der wilden Weiseritz überlassen, stand aber mit seiner Armee noch jenseits der Mulde und hatte Freyberg inne. Acht Tage nach der zuletzt erwähnten Affaire machte General Haddik aufs neue Anstalt, den Prinzen anzugreifen und aus Freyberg zu vertreiben. Es sind Alles dieselben Vorfälle, die Tempelhof VI., 46 u. f. erzählt, und die nur dann anschaulich werden, wenn man die Mühe nicht scheut, sich erst eine Vorstellung von der Gegend zu machen. Für solche mag hier das eingeschaltet werden, was B. von diesem Unternehmen und von seinem Antheil daran erzählt:

„Unsere Armee rückte vor gegen die Mulde; man kanonirte von beyden Seiten, und wir suchten zwey Tage vergeblich einen Ueberlang über die Mulde frey zu machen. Am dritten Tage stand ich mit unsrer Cavallerie bey Conradsdorf, wo ich gleich am ersten Tage das vor mir liegende, von einer feindlichen Freyparthie besetzte Ravin mit 24 Jägern gereinigt hatte; eben wollte ich weitere Befehle beym commandirenden General suchen, als der Generallieutnant Gösnitz mir

vom

vom General Haddik den Auftrag brachte, unverzüglich mit meinem Regimente nach Hilpertsdorf zu gehen, und den Obersten Frankendorf, der dorthin mit 800 Freywilligen geschickt war, um den Obersten Schiebol mit seinen Uhlanen zu unterstützen, die diesen Abend noch den Feind aus Hilpertsdorf vertreiben sollten. Ich sah ein, daß es finster werden würde, ehe ich hinkäme, säumte aber nicht, sobald als möglich da zu seyn. Als ich dort ankam, stand im Dorfe ein großer Bauerhof in Feuer; ich ließ das Regiment halten, ritt aber selbst an das Dorf, und hörte da vom Obristen Frankendorf, daß er und Schiebol noch den Befehl zum Angriff auf Hilpertsdorf nicht erhalten hätten, und daß sie jetzt in der Finsterniß nichts weiter unternehmen könnten. Indem kam der Hauptmann Förster, Adjutant des General Haddik, an, und brachte diesen Befehl; ich trug diesem auf, dem General zu melden, da die beyden Obristen noch nicht an mich gewiesen wären, so sehe ich mich mit dem Regiment hier ganz unnöthig, ich würde mich also bis Maundorf zurückziehen und weitere Befehle erwarten. Der Adjutant entschuldigte sich, daß er diesen Auftrag nicht ausrichten kön-

könne, besann sich aber doch, und übernahm ihn. Indessen hatte ich laut gesagt, daß, wenn ich Befehl dazu erhielte, Hilpertsdorf noch unser seyn müßte, es möchte Tag oder Nacht seyn; da gab mein eigner Husar zweyen meiner Officiers den Wink, daß neben mir ein preußischer Husar mit zugeschlagenem Mantel hielte; diese wollten eben zugreifen, als der feindliche Husar mit noch einem Cammeraden aus dem Trupp sprengte und nach der Brücke ritt; ich ließ sie nicht verfolgen, sondern zog mich nach Naundorf zurück. Um Mitternacht erhielt ich Befehl, worin die beyden Obristen an meine Ordre gewiesen wurden. Ich gieng sogleich mit dem Regimente nach Hilpertsdorf, schickte aber einen ausrichtsamen Unterofficier gegen die Brücke, durch den ich erfuhr, dahin habe sich so eben der Feind gezogen, und sich beschäftigt, die Brücke zu zerstöhren. Ich machte nun sogleich beyden Obristen den sie an mich weisenden Befehl des Generals bekannt, ließ alles aufbrechen, den Uhlanen Obristen mit seinem Corps durch die Mulde gehen, das Regiment Carl bis an die Mulde vorrücken, den Obristen der Infanterie aber Leute in das Dorf schicken, die Wagen zu-

leitern und Balken zusammenbringen und mit Mist bedecken sollten, daß er mit seinen Leuten und zwey Kanonen über den Fluß gehen könnte; dann sollte mit Tagesanbruch die sämmtliche Cavallerie auf Freyberg losgehen, die Infanterie aber, bey welcher ich bleiben wollte, so gut als möglich folgen. Alles wurde pünktlich ausgeführt, aber es schneyte am Morgen so dichte, daß die Infanterie mit ihren Kanonen wegen der vielen Schachte und Berglöcher nur mit der größten Behutsamkeit vorwärts kommen konnte. Die Cavallerie mußte also rasch vorwärts gehen, besetzte das vom Feinde bereits verlassene Freyberg; ich schickte einen Officier mit dem Bericht des Vorgefallenen an den General ab, der mir zu dem guten Erfolg Glück wünschte, mir es übrigens überließ, was ich weiter zu thun für nöthig fände. Bald darauf ließ er mir sagen, daß die Reichsarmee, die jetzt vom dem Fürsten Stollberg commandirt würde, von der böhmischen Gränze anrückte, und daß er diesem Fürsten Freyberg und die ganze Gegend übergeben werde." — So zog sich B. mit allen seinen Detachements über Wilsdruf zur Armee. Den Tag darauf ließ ihn Haddik nach Dresden fordern

dern, um dem Te Deum mit beyzuwohnen.

Nach der bald hierauf folgenden Bataille bey Freyberg (d. 29. October 1762), wo die Reichsarmee unter dem Fürsten Stollberg vom Prinzen Heinrich angegriffen und geschlagen wurde, und in welcher B. auf mehrern Punkten mit seiner gewohnten Entschlossenheit Hülfe leistete, hatte er mit seinem Regimente und noch mehr dazu gegebenen Detacheiments von Fußvolk und Reiterey den Rückzug der Reichsarmee bey Frauenstein zu decken, der in dieser waldigten und bergigten Gegend die größte Klugheit erforderte. Der Fürst Stollberg ließ gleich nach der Bataille zwey Husaren-Officieren, die eben unter B. Befehl gegeben waren, seine Unzufriedenheit mit ihnen in dem vorigen Tag bezeigen; sie hielten sich dadurch für so beleidigt, daß sie glaubten, bis jetzt nicht weiter dienen zu können; B. stellte ihnen aber das Unschickliche vor, jetzt im Angesicht des Feindes den Dienst zu verlassen, und brachte sie dadurch zur Besonnenheit und Ruhe. Wichtiger noch war es, daß die bey dieser Armee stehenden Croaten, eben als einst B. von dem Feind sollte angegriffen werden und alles ausrücken ließ,

ließ, sich auflehnten und nicht mehr dienen wollten, da sie schon sechs Wochen über ihre Zeit hier ständen; sie wollten eben den Wald, wo sie postirt waren, eigenmächtig verlassen, und hörten keinen Officier mehr. B. ritt entschlossen zu ihnen, ließ sie einen Kreis schließen, stellte ihnen theils durch einen Dollmetscher, theils durch das, was er von ihrer Sprache wußte, lebhaft vor, wie verunehrend es ihnen seyn würde, in Gegenwart des Feindes davon zu laufen, da dies dem aller Welt bekannten Muth und tapfern Sinn ihrer Nation entgegen wäre. Sie wiesen nun ihre zerrissenen Kleider und Schuhe, und daß sie die Füße mit Lumpen hatten umwinden müssen; er versprach, daß sie gleich nach dieser Expedition gewiß sollten entlassen werden, und brachte sie wieder zum Gehorsam. — Unter den größten Anstrengungen, die sich nicht einmal durch Aussicht auf Ruhm belohnten, deckte er nun auch nach einigen Wochen den Rückzug der gesammten Reichsarmee nach Frauenstein, und als er endlich wieder zu dem Corps des Feldzeugmeisters Macquire ins Lager rückte, sagte ihm der sächsische Generallieutnant von Gösnitz, er müsse ihn sogleich nach Wien schicken, um

dort

dort die Rückstände für die sächsischen Regimenter, die sich gegen 200,000 Gulden beliefen, auszuwirken.

Er wurde nun in Dresden mit einer Depeche des Generals Haddik an die Kaiserin ausgestattet, und mit einem Handbrief der Churprinzessin, die ihm aber zugleich sagte, sie befürchte, er werde kein Gehör erhalten, wenn indeß der Friede zu Stande käme. Den 16. November war er schon in Wien; der sächsische Gesandte, Graf Flemming, verschaffte ihm Audienz bey der Kaiserin und dem Kaiser, die ihn besonders über die Umstände der letzten Freyberger Bataille befragten; da B. fand, daß, um den Fürsten Stollberg herauszuziehen, man einen kaiserlichen General beschuldigt hatte, er habe den Fürsten nicht zeitig genug unterstützt, so trug er nach seiner characteristischen Ehrlichkeit die Sache offen vor, wie sie ihm bekannt war, zum Beyfall der beyden Majestäten. Mit seinen Forderungen wurde er an die Grafen Chodek, Zinzendorf und Hatzfeld verwiesen, denen er seine Liquidationen übergab, aber wohl sah, daß die Abfertigung so bald nicht erfolgen würde.

Er genoß nun die Früchte der Achtung, die er sich während des Krieges bey so manchem östreichischen General erworben hatte; nahmentlich wurde er vom Grafen von Daun mit besondern Beweisen derselben aufgenommen. Bey diesen erschien er täglich in den Gesellschaftsstunden; der Graf erkundigte sich nach dem Gang seiner Angelegenheiten, rieth ihm, sein Gesuch nochmals schriftlich an den Hofkriegsrath zu richten; und sagte in seinem Beyseyn zum Gr. Chodek: diesem Manne müssen wir helfen; die Sachsen haben uns gut gedient, und warum soll dieser sein Geld hier verzehren. Und doch mußte er noch drey Monate warten.

Kurz nach ihm war auch der sächsische Prinz Albert in Wien angekommen, und da der Obrist von Stutterheim, der ihn begleitete, von der Reise angegriffen war, so trat B. anfangs an seine Stelle und begleitete ihn zum Feldmarschall Daun und zur kaiserlichen Familie. Der Prinz bekam dort die Masern; die Wiener Etikette verbietet jedem, der um einen Kranken ist, bey Hof oder in sonst einem großen Hause zu erscheinen. Da der Prinz nur den einzigen Begleiter, Obrist Stutterheim bey sich hatte, so unterwarf sich

B.

B. dieſer Quarantaine freywillig. Die Kaiſerin ſchickte immer einen Kammerdiener zur Nachfrage, der ſich aber während der Zeit nicht ſelbſt bey Hofe ſehen laſſen durfte; der Protomedicus, Bar. v. Swieten, beſuchte täglich den Prinzen, und zwey Hofmedici mußten ſich ablöſen. Indeß wurde auch die Erzherzogin Chriſtiana krank an den Maſern; der Prinz, der ſchon damals dieſer ſeiner künftigen Gemahlin mit größter Zärtlichkeit ergeben war, gerieth in große Unruhe darüber, und B. mußte ihm verſprechen, täglich ſich ſelbſt bey der Aya der Erzherzogin zu erkundigen. In der dritten Woche, wo der Prinz ſchon wieder Beſuch annahm, kam die Kaiſerin Maria Thereſia einſt unvermuthet ſelbſt, begleitet blos von der Gräfin Berthold, da eben niemand beym Prinzen war, als Stutterheim und Benkendorf. Es hieng zufällig das Bild eines nicht lange zuvor von Wien abgegangenen fremden Miniſters da; auf Veranlaſſung deſſelben erzählte die Kaiſerin Benkendorfen, daß ein Verwandter dieſes Miniſters eine Zeitlang den Herzog Carl von Curland beſtändig unter dem Schein der Freundſchaft umgeben, immer aber zugleich mit dem Herzog Biron heimlich Briefe gewech-

wechselt und diesem alles berichtet habe. B. nahm davon Gelegenheit, der Kaiserin zu zu sagen, daß der Herzog Carl auf Ihren Schutz bey dem gegenwärtigen Friedensgeschäft vertraue; worauf die Kaiserin erwiederte: „Da ich mit Rußland keinen Krieg habe, mache ich auch mit dieser Macht keinen Frieden; indessen werde ich thun, was ich kann; denn ich habe den Herzog lieb; aber — mein Albrecht ist doch mein Albrecht!“ — eine Gesinnung des Wohlwollens für den Herzog von Sachsen Teschen, welcher diese große Frau, wie man weis, zeitlebens treu geblieben ist. Wie es allen Menschen gieng, die diese ausgezeichnete Monarchin gekannt haben, so auch B.; er war entzückt von ihrer Gutmüthigkeit gepaart mit der höchsten Würde.

Nach dem Carneval erhielt er endlich seine Zahlung in Coupons, die er mit 7 pC. Verlust gegen Souverain'dor umsetzte, und bekam zugleich Befehl von Sachsen, wo nun der Hubertsburger Friede geschlossen war, sogleich zurück zu kehren, und die drey Regimenter Carl, Albrecht und Brühl nach Polen zu führen. Er hatte den Palmsonntag Abschiedsaudienz bey dem Kaiser; die

Kai-

Kaiserin fieng an diesem Tage schon ihre Andacht an, und sah in der Regel niemand mehr. B. war wirklich sehr niedergeschlagen darüber, daß er die Monarchin, die er so sehr verehrte, vor seiner Abreise nicht noch sehen sollte, er wendete sich an die Gräfin Berthold und schrieb ihr, wie sehr er bedauern würde, nicht noch die Hand der großen Frau zu küssen, für die er nun seit sieben Jahren jeden Tag mit Freuden sein Leben gewagt habe. Die Kaiserin sprach ihn nun noch mit großer Freundschaftlichkeit, trug ihm auf, allen sächsischen Officieren von jenem Corps ihren vielfachen Dank für die geleisteten Dienste zu versichern, und daß sie sich Gelegenheit wünsche, ihnen Gefälligkeiten zu erweisen; so besonders Benkendorfen. Auch die Erzherzoge Joseph und Leopold sah er, und Graf Daun bot ihm noch einmal östreichische Dienste an, die aber B. ablehnte, da er nun seinem Herrn 30 Jahre diene, und demselben den Stuhl nicht gern vor die Thür setzen möge.

Wenige Tage darauf (April 1763) war er wieder in Dresden, empfangen von des Churprinzen Familie, die übrigens eben den jungen Prinzen Joseph durch die Blattern ver-

verlohren hatte. Die Regimenter waren nun schon nach Polen abgegangen, und B. erhielt Urlaub, noch einige Zeit in Sachsen bleiben zu dürfen. Im April kam noch der König von Polen in Dresden an, brauchte die Bäder von Töplitz, starb aber im October am Schlagfluß, eben als er einer Oper zusehen wollte, die von der Churprinzessin selbst verfertigt und componirt war, und von ihr und den königlichen Prinzessinnen aufgeführt werden sollte. B. der in diesen Tagen eben auf dem Lande war, wurde eiligst zum Herzog Carl geholt, um den er in diesen Tagen der Trauer beständig war, alle Glieder der Familie immer sah, und so die fast unglaubliche Anhänglichkeit an dieselbe befestigte, die ihn auszeichnete.

B. war bestimmt, nach Warschau zu reisen und die Angelegenheiten der dortigen sächsischen Regimenter zu besorgen; er mußte sich immer reisefertig halten. Eines Tages wurde er durch einen Hofbedienten auf die Treppe beschieden, die ins Cabinet führt; hier fand er wieder jemand, der ihn die Treppe hinunter ins Archiv brachte, der ihm ein versiegeltes Papier überreichte, mit dem Auftrag, auf das was er hier lesen würde,

seine

seine Antwort beyzuschreiben, und es versiegelt wieder da zu lassen. Es waren Fragen, wie man die Truppen und die dortigen Vorräthe am besten wegbringen könne, welchen Weg zum Rückmarsch man zu wählen habe, und wie die Sachsen überhaupt dieses Königreich so verlassen könnten, daß keine Klagen und Beschwerden zurückblieben, sondern vielmehr ein guter Ruf und zufriedenes Andenken. Der Churfürst erklärte ihm den Tag darauf mündlich, er sey mit diesen Vorschlägen sehr zufrieden; B. werde zwar noch Befehle von dem seinem Ende nahen Minister Brühl erhalten, zugleich aber vom Churfürsten eigenhändige Ordres an den General Lieut. Renard und Cammerherr v. Gölz, die allein zu befolgen wären. — Der kranke Prem. Minister ließ ihm nun sagen, er sollte sich von ihm und nicht vom Feldmarschall Cheval. de Saxe verpflichten lassen; der Churfürst entschied aber für das letztere, so daß er dem Feldmarschall als General den Eid ablegte. Die Churfürstin hatte das Geschäft der Auszahlung des ihm zu dieser Reise und ihrem Zwecke nöthigen Geldes; aus ihrer Hand erhielt er dazu 42,000 Rthlr.

B.

B. richtete dies schwierige Geschäft in Warschau mit seiner gewohnten Umsicht und Klugheit aus. Er benutzte die Stimmung der polnischen Großen, die es gern sahen, daß das Königreich von fremden Truppen befreyt werden sollte, und der Fürst Primas, an den er sich durch Briefe von dem Kronhofmarschall Grafen Mniszeck, Brühls Schwiegersohn, hatte empfehlen lassen, war ihm eben so behülflich als der Krongroßfeldherr Branicki: diesen machte er sich besonders dadurch geneigt, daß er, so lange er mit dem Brühlschen Regiment in Warschau war, täglich die Parole bey ihm hohlte, welches sonst nicht geschehen war; ja, er erhielt sogar sechs Kanonen wieder, die der Graf Brühl, als Kronfeldzeugmeister der polnischen Republik geschenkt hatte, die aber den Dresdner Zeughause noch nicht vergütet waren. Um sicher zu seyn, daß nach dem Weggang der Truppen nicht das in Polen gewöhnliche Geschrey über zu großen gemachten Aufwand, über Vorspann u. dgl. erhoben werde, bat er sich vom Fürsten Primas einen Bevollmächtigten, der ihn bis an die Gränze begleiten und alle Forderungen untersuchen sollte. Man gab ihm bis Cracau einen Officier, den Fähndrich

von

von Rava mit, den er unterwegs frey hielt und ein Geschenk von 150 Dukaten machte, dafür aber auch mit den Truppen das Polnische Gebiet verließ, ohne die geringste Klage hinter sich zu lassen. Der Fürst Primas und der General Branicki hatten ihm Patente mitgegeben, worin sie alle Magistrate der Republik ermahnten, aus Dankbarkeit gegen einen König, unter dessen Regierung sie 30 Jahre in Frieden gelebt hätten, seine Truppen ruhig und mit dem Nöthigen unterstützt abziehen zu lassen. — B. holte nun auch das Carlsche Regiment aus Sambor ab, und benutzte die Gelegenheit noch, es mit Pferden complett zu machen, da ihm der Churfürst in Geheim dies empfohlen und dazu gesetzt hatte, es könne seyn, daß er selbst nach Polen gehen müsse und dann die Begleitung von Truppen nöthig habe. Er that deshalb mit seinen Hauptleuten, was nur möglich war, und schaffte für seine Compagnie in fünf Tagen 22 Pferde an, so daß dies Regiment als complett ausmarschirte.

Auf dem Marsch nach Ollmütz erfuhr er die niederschlagende Nachricht von dem plötzlichen Tode seines neuen Herrn, des Churfürsten Christian. Der General Renard stieß

zu

zu ihm, und verpflichtete in Ollmütz die Regimenter auf Befehl des Administrators, Prinzen Xavers, von neuem. So kam er in den ersten Tagen des Jahrs 1764 mit diesem Corps nach Sachsen zurück und wurde bey Görlitz gemustert. — Als die Truppen, die unter Commando des Prinzen Xavier bey den Franzosen gedient hatten, zurückgekehrt waren, hatte der sächsische Feldmarschall Chev. de Saxe sie neu formirt, auf eine Art, die des Prinzen Beyfall nicht hatte; da nun der Prinz jetzt Administrator geworden war, so wurde einigen Generals aufgetragen, zu den Regimentern zu gehen, und alles genau zu untersuchen. Zu diesem bedenklichen Geschäfte wurde auch B. mit ernennt; der Feldmarschall entließ ihn nicht eben freundlich; aber sein Protocoll zeugte von seiner Ehrlichkeit in dieser Angelegenheit und er wurde selbst von ihm mit Zufriedenheit aufgenommen; „doch war, setzt er hinzu, auf die Beständigkeit seiner Neigungen keine sichere Rechnung zu machen.“

Es würden nun Veränderungen im Militäir vorgenommen, Pferde von seinem completten Regiment an andere abgegeben, und dergleichen, was ihn schmerzen mußte; besonders weh aber that es ihm, sein braves Regiment

giment verlassen zu müssen, indem ihm 1765 das Vitzthumsche Cürassier-Regiment als wirklichem Chef zugetheilt wurde. Seine Trennung von jenen wackern Kriegern, mit denen er so viele Gefahren und Beschwerden getheilt gehabt hatte, war ein sehr rührender Auftritt. Er ließ vor dem Musterungstisch Mann für Mann auffordern, wenn man Beschwerden über sein Commando habe, sie vorzubringen. Keine Stimme lies sich hören, wohl aber traten mehrere alte Krieger vor, die ihren Abschied verlangten, weil sie nun ihren Vater verlöhren, und auch nicht länger dienen möchten; worauf er ihnen zuredete, ihm gerade dadurch ihre Liebe zu beweisen, daß sie noch einige Jahre treu dienten. Nach der Musterung schickten alle Compagnien an ihn, er würde sie doch nicht verlassen, ohne das Regiment noch einmal ausrükken zu lassen und Abschied von ihnen zu nehmen. B. hielt dies seinem Gemüth für zu angreifend, bat sie, ihm Tags darauf von jeder Compagnie zwey Mann zu schicken, gab diesen eine Mahlzeit, und dankte ihnen dann für ihren zeitherigen Gehorsam, Liebe und Freundschaft. Die alten bärtigen Männer umarmten ihn mit thränenden Augen

gen und gaben ihm tausend Wünsche für Glück und Seegen auf seinen Weg.

Bey seinem Regiment in Sangerhausen fand er freylich einen zerrütteten Zustand: Es war 1756 beym Königstein mit gefangen genommen worden, hatte preußische Dienste nehmen müssen, sich aber nach und nach wieder gesammelt und bis Ausgang des Kriegs bey der französischen Armee gedient; jetzt waren aber nur etwa noch 300 Mann beritten, und B. litt also auch in ökonomischer Hinsicht hier eine große Einbuße; erfreulich war ihm nur dies, dabey noch fünf Officiers und etwa 20 Mann zu finden, die er schon dort gekannt hatte, als er im Jahr 1741 als Rittmeister bey diesem Regimente stand. Die Eifersucht des Feldmarschalls, die sich auf mancherley Art zeigte, machte ihm auch trübe Tage; als Kaiser Joseph II. um das Jahr 1768 nach Dresden kam, um die während des 7jährigen Kriegs bekannt gewordene Schlachtfelder zu besehen, freute sich B. sehr darauf, diesen Monarchen, bey dem er noch im frischen Andenken war, und die ihn begleitenden Generals Gr. Lascy und Wied wiederzusehen; aber der Feldmarschall schlug ihm den gehofften Urlaub dazu ab. Im J.

1768

1768 wurde endlich das Regiment wieder complettirt und dies belebte auf einige Zeit Benkendorfs Muth; das Jahr darauf übernahm der Churfürst die Regierung selbst, und lies sich die Regimenter einzeln vorstellen, nur sein eignes Cürassierregiment und das Benkendorfsche nicht, da deren Quartiere zu entlegen waren. Der eifrige B. empfand dies tief, und da nun die theuern Jahre von 1770 und 71 dazu kamen, wo die Regimenter alle gar sehr reducirt wurden, so stieg sein Unmuth so weit, daß er auf andre Dienste dachte. Die Venetianer suchten eben einen Capo militare für ihre Landtruppen; einige seiner Freunde unter den kaiserlichen Truppen in Mailand hatten ihn dazu vorgeschlagen. Er ließ sich in Unterhandlungen mit Venedig ein, die sich aber so in die Länge zogen, daß darüber auch bessere Zeiten in Sachsen eintraten. Seine Zufriedenheit wurde ganz hergestellt, als der weise Regent, der durch Ordnung die Finanzen herzustellen angefangen hatte, nun auch wieder auf Vollzähligmachung der Armee denken konnte. — 1775 wurde B. General-Inspecteur der Cavallerie, und ein Hauptmitarbeiter an dem neuen Exercierreglement, und

hatte

hatte viel Geschäfte durch den Ankauf der Pferde von armenianischen und deutschen Kaufleuten; besonders aber, als in dem baykischen Kriege 1778 acht und zwanzig Escadrons Sachsen zu der preußischen Armee stoßen mußten, und auf seinen Vorschlag eine neue Eintheilung der sächsischen Regimenter vorgenommen worden war *).

Nach diesem kurzen Feldzug verstrich in den Jahren von 1779 bis 1788, wo er immerfort in Dresden wohnte, seine Zeit unter den gewöhnlichen Arbeiten als General-Inspecteur, mit Musterungen, Exercieren der Regimenter, Lagergeschäften und Besorgung des Pferdeankaufs. Die Ernennung zum Chef der Garde du Corps 1788 that deswegen seinen patriotischen Herzen so wohl, weil sie ihm das Recht gab, immer nahe um seinen verehrten Regenten und dessen ihm so theuren Familie zu seyn, woran ihn auch nur erst im letzten Jahre die eintretende Al-

*) Ueber den Antheil, den das sächsische Corps und mit ihm General Benkendorf an diesem Kriege nahmen, siehe Schauplatz des bayrischen Erbfolgekriegs. Leipz. b. Breitkopf, 1778. Sechs Stücke in 4.

Alterschwäche hinderte. Dann fühlte er um so mehr den Verlust seiner ehemaligen Gönner und Freunde, des Herzogs von Curland, der Generale Zanthier, Solms, Riedesel ꝛc., und gegen das Ende seines Lebens gab es nur noch wenige Personen, mit denen der alleinstehende Greis recht vergnügt seyn konnte.

Auch seine Kunst, die Militärwissenschaften, waren mit der Zeit fortgeschritten und hatten sich verändert; er blieb bey seiner Vorliebe für das Alte, das er so lange kannte und in kritischen Tagen erprüft hatte. Mancher jüngere Zeitgenoß verkannte ihn deshalb; allein Wille und Feuer für alles Gute und edles Selbstgefühl blieb dem seltnen Greis bis zum Tode; der gerechtere Beurtheiler übersah seinen Werth nicht, erwägend, daß bey den Verhältnissen der sächsischen Armee zu den größern Mächten gewiß viel dazu gehört, ein Ansehn zu genießen, wie B., von dem selbst erfahrne preußische Generale mit ausgezeichneter Hochachtung sprachen.

Uneigennützigkeit und Sorge für seine Untergebenen waren immer und blieben rühmliche Züge seiner Denkungsart. Als in der

Schlacht

Schlacht bey Collin das Regiment Carl 15 Fahnen erbeutet hatte, wurde jede nach der Taxe mit 18 Ducaten belohnt. General Nostitz schoß diese Summe sogleich vor und schenkte sie nachher dem Regimente, als sie der König von Polen selbst bezahlte. Die Kaiserin Maria Theresia machte dem Regimente dasselbe Geschenk, und so kam eine beträchtliche Casse zusammen, und nach der aufgehobenen Belagerung von Prag gab der Prinz Carl erfreut diesem mit Ruhm gekrönten Corps seine Börse von 170 Ducaten zur Belohnung. B. disponirte hierüber gleich so, daß dies Geld blos für Unterofficiers und Gemeine bestimmt seyn, aber ihnen nicht in die Hände gegeben werden sollte; jede Compagnie mußte zwey Leute, auf die sie Vertrauen setzte, ernennen, um den Ankauf ungarischer Ochsen zu besorgen, so daß jedem Manne täglich ein Pfund Rindfleisch gereicht werden konnte. Das Regiment fühlte sehr bald das Wohlthätige dieser Einrichtung für ihre Gesundheit, und es fand Nachahmung bey der kaiserlichen Armee. Als am Ende des Feldzugs die Casse zu Ende gieng, ließen die Compagnien B. bitten, mit dieser Einrichtung nach Möglichkeit fortzufahren, und viele

viele entwöhnten sich dadurch vom Brandtewein. — So thätig und klug sorgte er für die Soldaten unter seinem Befehl, die ihm dann aber auch höchst ergeben waren, ungeachtet er ihnen viel zumuthete.

Froher Muth und seltene Stärke des Geistes und Körpers begleitete ihn bis zum letzten Jahre. Es ist oben seine Gedächtnißkraft gerühmt worden; noch im hohen Alter sagte er ganze Stellen aus seiner Jugendlectüre her, und Perioden und Vorfälle seines Lebens, es mochte die Rede von einer Schlacht oder einem Hoffest, von einer Liebschaft oder einem Pferde seyn, konnte er mit einem Feuer vergegenwärtigen, das seinen Zirkel in Erstaunen setzte und oft mit begeisterte. Bey Tische liebte er die frohe Unterhaltung, und wenn er des Morgens auch die größten Verdrüßlichkeiten gehabt hatte, so war doch bey Tisch alles wieder vergessen, und ungern entdeckte er eine finstere Miene bey seinen Gesellschaftern. Dann kamen gemeiniglich seine Jagdanekdoten zum Vorschein, seine Erzählungen von dem Aufenthalt in Litthauen 1747, von seinem Anbau in jenem Siberien, oder seine alten Lieblingsgesundheiten, deren eine

Santé cent ans,
cent mille écus par an,
prosperité dans nos amours,
la vie eternelle après la fin de nos jours

oft getrunken und von ihm erklärt wurde; er bemerkte dann mit Vergnügen, daß er bald hundert Jahr alt sey, beynahe 100,000 Thaler zeitlebens für Wein ausgegeben, manche glückliche Liebschaft gehabt habe, und selig zu sterben hoffe. Er konnte von Jugend auf viel vertragen; in seinem hohen Alter trank er nichts als guten Rheinwein, ob er gleich dem zehnjährigen Genuß des Tokaiers während seines Aufenthaltes in Polen seine dauerhafte Gesundheit zuschrieb; späterhin wollte dieser ihm aber nicht mehr bekommen. — Er suchte seinen Körper, so wie seine Sinnen in immerwährender Uebung und Kraft zu erhalten, und machte sich bis spät so viel Bewegung, als sein Alter erlaubte, oft mit zu großer Anstrengung. Er war immer ganz angekleidet, selbst bey Unpäßlichkeiten, und zog im höchsten Alter gleich früh aus dem Bette Stiefeln an. Wenn er des Morgens seine zwey Tassen schwarzen Caffé, oft mit China vermischt, trank, so schenkte er sie bis

an

an den äußersten Rand voll, und suchte sie ohne Zittern an den Mund zu heben; verschüttete er nichts davon, so war ihm dies ein Zeichen seines Wohlbefindens. Dann übte er sein Auge an den entferntesten Punkten des Horizontes, und freute sich, wenn er einen Baum, der ihn vielleicht an eine Jagdparthie erinnerte, vor andern, oft viel jüngern, in großer Ferne erblicken konnte. Sein Auge war vortrefflich, und trug ehemals sicher zu seiner militärischen Brauchbarkeit viel bey; er glaubte, der Schärfe seines Gesichts sey der spanische Tabak nützlich gewesen; auch Haare und Zähne, welche letztere er früh mit der Asche des türkischen, bey ihm beliebten Tabacks putzte, behielt er bis ins Alter. — Alle sechs bis acht Wochen ließ er sich eine Ader öffnen; dies war ein Bedürfniß für ihn; sobald er einige Unruhe im Blute spürte, griff er, trotz der Einwendung der Aerzte, zu diesem Mittel, das er wie eine Kleinigkeit behandelte, und sogleich seine Heiterkeit und einen freyen Kopf dadurch herstellte. — In den letzten Jahren, wo sein noch munterer Geist den Abgang mancher körperlichen Kräfte mit Unmuth spürte, übertrieb er es oft im Genuß geistiger Ge-

tränke, durch die er sich zu beleben suchte; die Beschaffenheit seiner innern Theile zeigte nach seinem Tode, daß er ohne dies Uebermaaß vielleicht ein hundertjähriges Alter erreicht hätte. „Wer mich deshalb tadeln will, pflegte er zu sagen, der weis nicht, wie es einem neunzigjährigen Manne zu Muthe ist, der bey noch munterm Geiste sieht, daß der Körper nicht mehr fort will, und das eigentliche Leben, das ihm so viele Freuden gewährte, noch um einige Augenblicke zu fristen sucht.“ Bey der seltnen Lebhaftigkeit seines Geistes fühlte er nun oft bittere Langeweile, da die Jugendgenossen weg waren, und die üble Witterung ihn im Winter zum Gefangenen machte. — Nie war er verwundet worden, trotz der vielen Gefahren, die er bestanden hatte; in der Schlacht bey Kesselsdorf fieng einer seiner Leute den Hieb eines feindlichen Cürassiers auf ihn auf; in der Schlacht bey Collin sprang eine Granade unter seinem Pferde, ohne ihn zu blessiren; da hingegen sein Bruder im preußischen Dienst fast bey jeder Gelegenheit verwundet wurde. „Sie sind mir, sagte er, zur Rechten und Linken gefallen, aber ich bin immer gut weggekommen.“ —

Der

Der Neujahrstag von 1801 war ihm sehr angenehm, indem er doch nun das neue Jahrhundert mit Gewißheit erlebt habe; über dessen Anfang sich vor und im Jahr 1800 Streitigkeiten erhoben hatten. Da er gern das neue Seculum mit antreten wollte, und doch fühlte, daß seine Tage gemessen waren, hielt er sich zu denen, die mit 1800 den Anfang desselben gesetzt wissen wollten. Nun war aller Zweifel gehoben. Aber neue Kräfte konnte ihm doch das neue Jahrhundert nicht mitbringen! Seine Laufbahn war geendet; er starb den 5. May, 1801, nachdem er Tags vorher, trotz seiner Entkräftung, noch einmal recht heiter gewesen war. Die Nacht vor seinem Ende brachte er theils mit Phantasien, theils im Gebet zu, wobey die Umstehenden ihm vorbeten mußten. Nach seiner Eröffnung fand man seinen Körper fest, gesund und fett, nur den Hals verschwollen, dick und knorpelich.

Er und seine Brüder hatten von Haus aus wenig Vermögen; da er nun nie kargte, und besonders an Pferden, Weinen und einer guten Küche viel aufgehen ließ, so war keine Verlassenschaft da, als 10,000 Gulden, die er von dem letztverstorbenen Bruder, dem Mi-

Minister in Anspach geerbt hatte, und die er durch sein Testament vom 14. März 1801 zu kleinen Legaten, zu Bezahlung seiner etwanigen Schulden und zu Bestreitung seiner Beerdigung verwendete. Durch dies so lang aufgeschobene Testament sorgte er noch so viel möglich für seine Leute, die ihm lange treu gedient und zum Theil viel bey ihm ausgestanden hatten.

Sein Andenken verdiente aufbewahrt zu werden. Wem es dünken sollte, dies sey hier zu ausführlich geschehen, der vergesse nicht, daß künftig nirgends, als in diesen Blättern, etwas von seiner Geschichte zu finden seyn wird; daß also hier zugleich für denjenigen Leser gesorgt werden mußte, der durch gleiches Geschäft und durch Kenntniß des Locals für eine solche Ausführlichkeit gestimmt ist; und daß endlich dergleichen Details von kriegerischen Auftritten die allgemeine Geschichte der Krieger bestätigen und beleben, wenn nämlich ihr Erzähler vermöge seiner anerkannten Denkweise die Meynung der höchsten Glaubwürdigkeit so vor sich hat, wie dieser brave soldatische Charakter. Vielen wird es nicht unlieb seyn, durch das Leben des tapfern Greises wieder an die Haupthe-

begebenheiten des siebenjährigen Krieges, der durch die wundervollen Vorfälle der neuesten Zeit wie zurückgedrängt in unserm Gedächtniß ist, erinnert worden seyn, und die gebildeten und patriotischen Officiers der sächsischen Armee, denen diese Blätter vorzüglich geweiht seyn mögen, werden gern bey der Geschichte eines Mannes verweilen, der ihnen und dem Vaterlande bey Ausländern und bey der Nachwelt zur Ehre gereicht, und immer gereichen wird.

Ignatz

Ignatz Valentin Heggelin,

Pfarrer zu Warthausen im östreichischen Schwaben.

geb. 1. Jan. 1738,
gest. 30. Apr. 1801.

Heggelin's Name mag außer seinem Wirkungskreise wenig gekannt und genannt worden seyn. Aber wenn ein ächter, frommer Christus-Sinn, wenn eine unerschütterte Rechtschaffenheit, wenn die gewissenhafteste Amtstreue und ein seltner Eifer für die Erleuchtung, Besserung und Beglückung, kurz für das zeitliche und ewige Wohl seiner Gemeinde, einen Werth geben, der die glänzendsten Tugenden und Großthaten übersteigt: so verdient der mit jenen stillern Tugenden geschmückte Pfarrer, daß das ganze Publikum

kum ihn kennen lerne, und daß jeder, durch das Beyspiel desselben gestärkt, hingehe, in seiner Sphäre zu handeln wie Er! Dank sey daher dem ehrwürdigen Sailer, der uns in einer Geist und Herz labenden Denkschrift seinen Freund ohne Schminke und in seiner eigensten Gestalt gezeichnet hat. Er soll uns zum Wegweiser dienen *).

Heggelin war den 1sten Januar 1738, in dem Städtchen Marktdorf, das unfern vom Bodensee, unter der Herrschaft des Fürst-Bischof von Constanz steht, geboren. Sehr früh seines Vaters beraubt, fand er einen zweyten Vater in seinem Oheim, Johann Valentin Heggelin, welcher damals Curat-Caplan in Buchhorn war, nachher Beichtvater im Stifte der regulirten Chorfrauen zu Inzighofen an der Donau, und end-

*) An Heggelins Freunde. Ein Denkmal des Verblichenen. Herausgegeben von J. M. Sailer. Mit Heggelins Bildniß. München, Lentner 1803. XV. und 328 S. 8. Der Verfasser, von verschiedenen Freunden Heggelin's unterstützt, geht die verschiedenen Verhältnisse und Gesichtspunkte, nach welchen er den Verewigten schildert, in 23 Abschnitten durch.

endlich Caplan und Senior in Marktdorf wurde. Der fromme Mann hielt den Knaben in einer strengen und harten Zucht; ließ ihn oft selbst die Zuchtruthen aus dem Holze herbeyholen, womit er ihn geißelte, und schlug wohl so nachdrücklich zu, daß der Gezüchtigte einige Tage das Bette hüten mußte. Fern sey es von uns, die Disciplin eines Zuchtmeisters unbedingt in Schutz zu nehmen; aber glaubt ihr wohl, daß der aufbrausende, unbändige, gegen jedes Joch sich auflehnende Sinn des Knabens gebändigt, und er zu der Strenge und Festigkeit der Grundsätze und des Wandelns, die er als Mann und Priester bewährte, würde gelangt seyn, wenn eine sanfte und milde Hand seine erste Jugend geleitet hätte? Schwerlich würde diejenige Religion, welche den Menschen so viele Büßungen auflegt, und der geistliche Stand in ihr, welcher Gott die süßesten Genüsse zum Opfer darzubringen befiehlt, diese Anzahl von Tugendhelden und Heiligen, auf dem Wege unsrer liberalen Behandlung erziehen!

Der Oheim glaubte bey seinem Zögling Anlagen zu bemerken, die ihn einer gelehrten Ausbildung werth zu machen schienen, und

er

er sandte ihn deshalb 1749 auf das Gymnasium nach Constanz. Aber hier war sein Lehrer andrer Meynung als der Oheim, und schrieb diesem: „Der Knabe hätte nicht viel Anlagen zu den Studien, man würde besser thun, wenn man ihn in eine Handwerksstube verpflanzte.“ Dies sollte nun wirklich ins Werk gerichtet werden, als der Lehrer sein voreiliges Urtheil zurücknahm, und die tröstliche Nachricht gab, der Knabe zeige mehr Fleiß und mehr Fähigkeiten. Wirklich brachte es dieser dahin, daß er noch im ersten Jahre unter die bessern, und in den folgenden unter die besten seiner Mitschüler gesetzt wurde. Der Ehrgeiz arbeitete mächtig in ihm, und das Gefühl erlittnen Unrechts ergriff ihn zuweilen so heftig, daß er, ungeachtet der durch des Oheims Zucht besänftigten Temperamentshitze, Unbesonnenheiten in Worten und Handlungen begieng. So stand er einst, als er einem Knaben, der des Lehrers Liebling war, nachgesetzt wurde, öffentlich vor seinen Mitschülern auf, und erklärte dem Lehrer ins Angesicht, daß ihm Unrecht geschehe. Und als ihm dieses Benehmen am Ende des Schuljahrs schlechte Zeugnisse zuzog, zerriß er diese vor den Augen

gen

gen des Lehrers. Mehr bezwang er sich bey einer tiefern Kränkung, die ihm eine seiner Verwandten bereitete. Diese, eifersüchtig auf die Ehre, daß er, nicht sie, von einem gewissen Manne vorgezogen und öfters zu Tische geladen wurde, suchte den Vetter dadurch zu demüthigen, daß sie ihn einst bey sich essen ließ und den Scharfrichter neben ihn an den Tisch setzte, dessen Tischgenossenschaft auch ihm, nach dem herrschenden Vorurtheil, entehrend vorkommen mußte. Sich bey der Base keine Blöße zu geben und ihr keinen Triumph zu verschaffen, verbarg er seine Verlegenheit und seinen Unwillen, kam allmählig ins Gespräch mit dem Scharfrichter, fand in ihm einen guten Mann, und stand, zufrieden über die Unterhaltung und um ein Vorurtheil ärmer, vom Tische auf.

Nachdem er in sechs Jahren zu Constanz seinen Schulcursus vollendet hatte, schickte ihn der Oheim nach Freyburg, wo er Philosophie und Theologie studieren, und sich seinen eignen Unterhalt verdienen sollte. „Denn, sagte jener, hast du in sechs Jahren nicht so viel gelernt, daß du nun dein Brod selbst verdienen kannst, so wäre es Sünde, wenn ich an dich auch nur noch vier Pfen-

nige

nige verschwendete.“ Indeß verschaffte ihm der Oheim Zutritt in gute Häuser in Freyburg, und noch mehr Freunde und Gönner erwarb ihm sein eignes gesittetes, frommes Betragen, verbunden mit Fleiß und Geschicklichkeit. Immer den Zweck seines Studierens vor Augen habend, immer in der Wahl seiner Freunde dem Grundsatz folgend: „Suche nur mit solchen, die besser und geschickter als du, sind, in vertrauten Umgang zu kommen“, gieng er nie zurück, stand nie still, sondern schritt stets vom Unvollkommnern zum Vollkommnern fort. Nachdem er 1759 die philosophische Magisterwürde erhalten, besuchte er seinen zweyten Oheim, Pater Gabriel Heggelin in dem damals noch bestehenden regulirten Chorstifte zu Waldsee, der ihn für den Klosterstand und für sein Stift zu gewinnen hoffte, aber seinen Zweck verfehlte, da der junge Mann keinen Beruf für das abhängige Klosterleben in sich verspürte. 1761 wurde er Baccalaureus der Theologie. Um die theologische Doctorwürde kam er durch Zufall oder vielmehr durch die Treulosigkeit desjenigen, der ihm das Geld dazu von dem Oheim zu Marktdorf hatte überbringen sollen. In verschiednen Familien zu

Frey-

Freyburg übernahm er Hauslehrerstellen; unter andern war er Mentor des nachmaligen kaiserlichen Regierungsraths, Freyherrn von Rheinhart, der seinem verdienstvollen Lehrer noch nach dessen Tode im Jahr 1801 das schriftliche Zeugniß gab: „Seinen weisen Lehren habe ich zum Theil meine festen Grundsätze zu verdanken, durch die ich das Zutrauen des Monarchen und des gesammten Landes mir erwarb.“

Nicht lange hatte Heggelin seine Studien vollendet, als ihn schon seine Verdienste und erworbenen Kenntnisse den Weg zu einem Amte bahnten. Es war gerade damals die Stelle eines Praeses sapientiae in dem domus sapientiae zu Freyburg erledigt, einer Stiftung, bestimmt eine Pflanzschule auserlesner Akademiker, tüchtiger Repetitoren und würdiger Professoren in Freyburg zu seyn. Der Bewerber um die wichtige Präsesstelle waren viele; Heggelin war nicht darunter; denn er hielt sich für zu jung, zu unerfahren. Aber die Professoren Rheinhart und Baader dachten anders, und brachten es im akademischen Senate dahin, daß er zum Präses erwählt wurde. Früher erwählter Präses als Priester kam er mit dem Decret

des

des akademischen Senats zu seinem Fürstbischoff nach Constanz, ward in das Seminar aufgenommen, und in wenig Monaten, als Priester, zum Antritt seines Amtes entlassen.

Er machte sich, zuvörderst mit den Statuten der Stiftung bekannt, und hielt, überzeugt, daß es Pflicht sey, sich nach des Stifters Willen zu bequemen, streng ob der Beobachtung derselben, wiewohl er diese Statuten weniger buchstäblich als nach ihrem Geiste auslegte, und so einen neuen, guten Geist in das Haus einführte. Liebe und Ernst leiteten ihn wechselsweise in der Behandlung der Zöglinge. Durch herzliches, thätiges Wohlwollen, durch Aufopferung seiner Zeit und seines Geldes bahnte er sich den Weg zu den Herzen der Zöglinge. Er veranstaltete ihnen auf seine Kosten Freudenfeste, und vertheilte täglich unter sie seinen Tischwein; denn er trank, um sich die Beherrschung seines feurigen Temperaments zu erleichtern, nur Wasser. War irgendwo und wann Strenge nöthig, so wurde sie mit allem ihm eignen Nachdruck zum Schrecken für die Uebelgesinnten angewandt. Den öffentlichen und Privatfleiß zu fördern, setzte er sich mit den Lehrern in ein gutes Vernehmen, empfahl

ihnen

ihnen die Schüler besonders, holte mündliche Zeugnisse von ihren Fortschritten ein, spornte den Fleiß der Zöglinge durch Belohnungen, Lob, Tadel, Zutrauen ꝛc., und ließ die täglichen Wiederhohlungen mit feyerlichen Prüfungen und die schriftlichen Ausarbeitungen mit öffentlichen Vorträgen in seiner Gegenwart, abwechseln. Den Einzelnen kam er durch ausgesuchte, eines jeden Bedürfnisse angepaßte Privatlectüre zu Hülfe. Zum Besten Armer, welche des theologischen Grades würdig waren, machte er ein veraltetes Gesetz wieder geltend, daß ihnen diese Würde unentgeltlich ertheilt wurde. An den Erholungen und Ergötzungen der Zöglinge nahm er selbst Antheil, um sie näher kennen zu lernen, ihre Spiele und Gespräche zu leiten, deren Unfug zu steuern, und unvermerkt nützliche Kenntnisse und Maximen den jungen Gemüthern anzuvermählen. Oft führte er an den öffentlichen Spieltagen die Jugend aufs Land spazieren und sorgte da für ihr Vergnügen; auch verschaffte er ihnen unter Begleitung sicherer Personen Zutritt in gute Häuser, um auch an ihrer äußern Bildung für die Welt zu arbeiten. Die moralische und religiöse Ausbildung seiner Zöglinge war ihm

aber

aber ganz vorzüglich heilig, und er belebte die Uebungen der Religion, als Beförderungsmittel des Gutseyns, in Abwartung des öffentlichen Cultus, im Gebet und im Gebrauch der Erbauungsbücher, sowohl durch Ermahnungen, als durch sein Beyspiel. Er war Vater, Unterstützer und Versorger seiner Alumnen, und seine Fürsorge für sie erstreckte sich weiter als auf die Zeit ihres Aufenthalts in der Stiftung, sie bereitete ihnen auch durch Rath und That eine glückliche Zukunft vor. Die Guten erkannten seine Verdienste um sie, und ihre Liebe war sein Lohn. Einige von denen, welche vor seinem Antritt dieses Amtes ein freyeres, ungebundeneres Leben geführt hatten, lehnten sich gegen die neue, vernünftige Ordnung der Dinge auf, und schmiedeten Complotte. Einer wußte seine Klagen sogar vor das Ohr des damaligen Bischoffs zu Constanz, Cardinal Roth, zu bringen, und den Präses als einen harten, grausamen Mann anzuschwärzen. Der Cardinal ließ die Sache in einer geheimen Commission untersuchen. Die Klage fiel auf den Kläger zurück, und Heggelin ward durch gültige Zeugen als ein rechtschaffner Mann und vortrefflicher Vorsteher bewährt, der in kur-

zer Zeit viel Gutes bewirkt und der Erwartung der Universität vollkommen entsprochen hätte.

Drey Jahre hatte er dieser Stelle vorgestanden, als ihm die Universität zu Freyburg die Universitäts-Pfarre zu Warthausen in Schwaben, in der östreichischen Lehenherrschaft der Reichsgrafen von Stadion, antrug, obgleich letztrer der Universität einen andern Pfarr-Candidaten empfohlen hatte. Er trat im August 1764 sein Predigtamt an, und gewann bald die Achtung und das Zutrauen des Grafen von Stadion und seiner Gemeinde.

Wie er an dieser Stelle eine lange Reihe von Jahren Gutes ohne Unterlaß wirkte, und seinen Amtspflichten in der ausgedehntesten Bedeutung des Worts Genüge that, wird der Fortgang dieser Erzählung entwikkeln. Noch unerfahren in den Verrichtungen des Seelsorgers gieng vor allem sein Dichten und Trachten darauf, seine Gemeindeglieder zu studieren, um auf sie wirken zu können, und in ihrer Behandlung keine Fehlgriffe zu thun, wie überhaupt Menschenkenntniß seiner selbst und anderer aus Beobachtungen und

aus

aus Büchern ein nie ausgesetztes Studium seines Lebens war.

Alle seine Amts- und kirchlichen Geschäfte besorgte er mit der gewissenhaftesten Treue und Pünktlichkeit. Nie, oder nicht anders, als im Fall der höchsten Noth, ließ er sich von andern Predigern beym öffentlichen Gottesdienst unterstützen, und wenn ihn ja einmal Kränklichkeit nöthigte, von den Anerbietungen der Amtsbrüder Gebrauch zu machen, klagte er noch: „Ich bin ein unnützer, träger Brodesser, man sollte mich todtschlagen.“ Erst während seiner letzten Krankheit suchte er sich, unvermögend zu seinen Amtsverrichtungen, einen Stellvertreter aus dem Convent der Capuziner zu Biberach aus. Er studierte sehr fleißig auf alle seine Predigten, und schrieb sie viele Jahre von Wort zu Wort nieder, um sich eine bestimmte Denk- und Schreibart zu eigen zu machen, und nicht in den Fehler der Geschwätzigkeit zu verfallen. Sie gefielen weniger durch den Vortrag, als durch den Sachinhalt; sie waren wahrhaft populär, ganz für die geistigen Bedürfnisse seiner Gemeinde berechnet; sie kamen von Herzen und fanden den Weg zu den Herzen. Das Evangelium

Jesu und die christliche Sittenlehre rein und lauter zu verkündigen, erkannte er als Priester des Christenthums für seine erste Pflicht. Die Satzungen, Feste und Einrichtungen der Kirche wußte er immer in einen solchen Gesichtspunkt zu bringen oder solche fruchtbare Ideen an sie anzuknüpfen, daß dem Mißbrauch und Aberglauben vorgebeugt und möglichst viel Gutes dadurch gestiftet würde. Auch Belehrungen aus dem Gebiet der Gesundheitslehre, und andre, die nicht unmittelbar in das Gebiet der Religion gehören, wußte er seinen Kanzelvorträgen gelegentlich einzustreuen, und überhaupt liebte er es, das Gemeine an das Höhere, das Zeitliche an das Ewige anzuknüpfen.

Und mit welchem Amtseifer betrieb er sein Werk an Sonn- und Festtagen! Er hörte die Beichtenden an und ermahnte sie; er hielt eine, gemeiniglich lange, Predigt; denn „von meinen Pfarrangehörigen, pflegte er zu sagen, sind nur sehr wenige, welche die Woche durch Zeit zur geistlichen Lectüre finden können; die meisten, mit Berufsarbeiten beladen, müssen sich auf den Unterricht des Pfarrers vertrösten, und kommen eben dadurch am Sonntage zur Kirche, um Nahrung

für

für ihre Seelen zu holen. Der Umfang ihrer Pflichten ist zu groß, und ihr Seelenbedürfniß zu dringend, als daß man ihnen den so nöthigen Unterricht, wie man heilig und selig werden könne, nach der Uhr oder nach der Blätterzahl zumessen dürfte." Nach der Predigt hatte er das Amt der Messe zu singen; vielleicht noch Beichte zu hören. Der Nachmittag fieng mit dem kirchlichen Unterricht der Jugend an, der bey ihm einige Stunden dauerte, weil er die Kinderlehren für noch wichtiger als das Predigen selbst hielt. Nach der Kirche hatte er im Pfarrhause den weiter entlegenen Pfarrangehörigen Rath und Belehrungen zu ertheilen, oder Kranke zu besuchen. Auch kamen alle Sonntage die Kinder der Gemeinde in sein Pfarrhaus und zeigten ihm ihre Arbeiten der vergangenen Woche, als Briefe, Quittungen, Conto's u. s. w., wogegen er den Fleißigen gute Lehren, Bücher und Geld austheilte. So fand ihn der Abend ermüdet und erschöpft!

In seinem katechetischen Unterricht ließ er sich ganz zu dem Kindersinn herab und lehrte einfältig, im edlern Sinne die reine, lautre Milch des Christenthums. Da er in seiner Gemeinde fand, wie sehr die Kinder-

lehren

lehren vernachlässigt wurden, suchte er vermittelst der Maxime: „Man müsse das Volk zur Anbetung des Gottes der Liebe, mit Liebe rufen," Hülfe zu schaffen, und er bediente sich ausser freundlicher Zusprache und Bitten noch andrer ihm eignen Mittel, so beschenkte er wohl die fleißig erscheinenden Kinder mit Bildern, hielt ein Verzeichniß über die zur Christenlehre Geeigneten, wies jedem in der Kirche seinen bestimmten Platz auf einer bestimmten Bank an, ließ auf jede Bank ein Blatt mit den Namen derer, die ihren Sitz darauf hatten, während der Kinderlehre legen, und von dem Schullehrer die Namen derer, die nicht anwesend waren, eine Null setzen. So unterstützte der Ernst, was die Liebe angefangen hatte. „In meinem siebenten Jahre, erzählte einer seiner ehmaligen Zöglinge, kam er zweymal vorwärts zu den Kinderstühlen, nahm mich bey der Hand und führte mich zu den Großen, die nichts zu antworten wußten; dann hob er mich, weil ich noch sehr klein war, auf einen Stuhl und fragte mich. Wenn ich ihm nach Wunsch antwortete, so freute er sich, wie ein commandirender General, der die entscheidendste Schlacht gewonnen hat, setzte sich zu mir in den Stuhl hin-

hinein, und sagte: „Frage du mich.“ Wenn ich ihn denn fragte, so antwortete er mir, beschenkte mich mit einem oder zwey Dutzend Bildern und ließ mich wieder meine Wege gehen. Wenn ich denn hundert Bilder beysammen hatte, so gieng ich zu ihm, bot sie ihm feil, und der Pfarrer mußte mir für jedes Bild, ohne Pardon, einen Kreuzer zahlen, wenn es gleich nur einen Pfennig werth war. Er lachte, in den letzten Jahren seines Lebens, noch oft über meine Handelschaft.“ Mit welchem Ernst er aber auch die Verabsäumung der Christenlehren zu ahnden wußte, davon gab er ein Beyspiel, als er einen jungen Menschen, der heyrathen wollte, durchaus nicht eher zum drittenmal aufbot, bis er von der Gemeinde wegen Vernachläßigung der Christenlehre Abbitte that.

Mit gleichem Eifer umfaßte er die übrigen Theile seines Berufs. Die Kranken der ihm zugetheilten fünf Orte, die ziemlich weit auseinander lagen, besuchte er fast täglich, auch bey der schlechtesten Witterung, so daß er oft an einem Tage nach allen fünf Orten kam. Er gieng dabey zu Fuße bis an die letztern Jahre seines Lebens, wo ihm der

An-

Anfang zur Wassersucht das Athmen beschwerlich machte, und ihn nöthigte, sich eines Pferdes und zuletzt des Wagens zu bedienen. Nur die nächtlichen Krankenbesuche stellte er ab, weil er der Meynung war, der vorher schon durch seinen Seelsorger zum Sterben vorbereitete Kranke müsse, wenn die Nacht sein letztes Stündlein komme, sich allein zu sterben getrauen. Er suchte durch seine Besuche sowohl den Kranken und Sterbenden, als den sie umgebenden Freunden nützlich zu seyn. In der den Kranken zunächst betreffenden Unterhaltung führte er diesen auf die Bestimmung des Menschen, und ließ ihn in sein Gewissen hineinblicken, dann leitete er ihn auf den Pfad der Sinnesänderung, und endlich dahin, daß er Muth faßte, entweder mit Ergebung zu sterben oder mit neuem Tugendsinn zu leben. In der Unterhaltung mit den übrigen Bewohnern des Hauses verstärkte er die ernsten Eindrücke, die das Krankenlager und der Anblick des Todes auf den Menschen macht, und gab ihnen durch den Glauben an Christus, Leben und Richtung zur Besserung. Dem schädlichen Aberglauben von der wunderthätigen Wirkung der Bekehrung in den letzten Stunden

den stemmte er sich kräftig entgegen: Das gute Leben, lehrte er, sey die beste und sicherste Vorbereitung zum guten Tode. Es sey ein Zeichen der schlechtesten Wirthschaft, wenn man sich, erst beym Einsteigen in den Reisewagen, um Mantelsack und Reisegeld umsehen, und noch, im Einsteigen, die Rechnungen eines ganzen Lebens ins Reine bringen wolle. Die Schmerzen des Körpers und die Todesfurcht schwächen den Geist, daß er zu dem Einen Nothwendigen, zur Umkehr zu Gott, wohl nie untüchtiger sey, als in den letzten Stunden des Lebens. Es entehre das Christenthum, daß seine Bekenner, denen das Sterben ein Ruf Gottes zur Himmelfahrt seyn sollte, den Tod fürchten, wie die Heidenmenschen, die ohne Gott durch das Leben giengen, wollen sich von Christen noch fromm sprechen lassen am Rande des Lebens. Priester, Sacramente, Gebete, biblische Verse können den Sünder, der im Abgrunde des Bösen beharrt und der Sünde so wenig sterben will, als dem Leben des Leibes, nicht heilig und nicht selig machen. Auch zeitlicher Wohlthäter und Unterstützer der Kranken war Heggelin oft. Als ein redlicher Tagelöhner, der täglich nach dem Feyerabend noch eine

Stun-

Stunde zu arbeiten pflegte, um von dem Ertrag seinen Kindern ein Capitälchen zu ersparen, durch sein Krankenlager in die Nothwendigkeit versetzt ward, das kleine Vermächtniß aufzuzehren und sich dieses tief zu Herzen nahm; da wußte Heggelin, nach seinem Ausdruck, zwey Engel Gottes auszufinden, die den Kranken reichlich unterstützten, so daß die Krankenpflege davon bestritten und das angegriffene Capitälchen wieder ergänzt werden konnte.

Die Prüfung der Brautpaare oder das sogenannte Sponsalienexamen hielt er für eine der wichtigsten Pastoralverrichtungen. Hier ein Beyspiel einer seiner originellen Anrede an ein Brautpaar, die eines Hippel würdig wäre: „Lernet einander kennen, belehret einander unter vier Augen, traget einander und helft einander sanft durch das Leben. Du, Mann, schlage nicht; du Weib, schmähe nicht! sonst kommt ein Höherer als ich, und schlägt dich auf den Mund. Seyd reinlich. Meidet Spiel und Karten. Hütet euch vor dem Teufel der Eifersucht; sie kommt oft aus thörichter Vertraulichkeit, mit der man einander mancherley Ereignisse aus dem ledigen Stande erzählt. Horcht nicht auf Geschwätze

schwätze Anderer. Betet alle Tage mit einander und für einander. Tretet nicht an den Altar, um euch die Hände zu reichen ehe nicht euer Gewissen von dem ersten Augenblicke der erwachenden Vernunft bis auf diese Stunde durchgeforscht, euer Herz von aller Sünde gereiniget, und Friede mit Gott, und Friede mit euch selbst, und Friede mit dem Nachbar, den ihr oder der euch beleidiget, hergestellt ist. Feyert alle Jahre den Tag eures Ehebündnisses, feyert ihn in der Kirche mit herzlichem Gebete, und auch zu Hause mit einem freundlichen Mahle. Du, Weib! koche dem Manne, was er gern ißt! Du, Mann! kauf ihr, was sie von Kleidung gern trägt. Leget eure Pfennige zusammen, aber thut euch und den Armen und eurem Gewissen nicht wehe. Lasset den geheimen Widerwillen gegen einander nie im Herzen übernachten! Gebet einander die Hand, ehe die Sonne untergeht. Sehet nicht mit neidischen Blicken auf eure Nachbarn, sehet auf euch und danket Gott im Stillen für das, was er euch geschenkt hat. Vergesset nie, daß euer Knecht, eure Magd Mensch ist wie ihr, und daß es Niemanden wohl thut, wenn man ihm wehe thut. Lasset keinen ungerechten Heller sich mit eurem Gel-

de

de vermischen! er ist ungerecht, verscheucht den Segen Gottes von euren Aeckern, Wiesen, und kommt selten auf Kindeskinder. Ehret die Obrigkeit und sitzet nicht zu denen, die den Mund weit aufthun, um die Großen zu lästern. Gebet, was ihr schuldig seyd, und macht die Zehendgarbe nicht kleiner. Die Feldmarken seyn euch heilig; wer einen Grenzstein verrücket, um sein Gut auf Erden zu erweitern, reißt sein Haus im Himmel ein. Betrachtet oft den Ehering an eurem Finger! er verklagte euch, wenn ihr aufhörtet, einander zu lieben. Leset, wenigstens alle Sonntage, ehe ihr zu Tische sitzet, in dem Evangelium: es ist Gottes Wort darin und macht selig, die es zu Herzen nehmen und treu befolgen. Sehet auf die Bessern in der Gemeinde, und macht es ihnen nach! dann ist ihre Zahl schon wieder um zwey größer. Genießet mit einander, was ihr habt! es schmeckt so besser, als wenn man es einsam und wie hinter dem Rücken genießet. Seyd lieber die Ersten in der Kirche als die Letzten, und sehet euch nicht um, wenn ihr darin seyd. Seyd die stillhorchende Maria, die zu den Füßen Jesu saß, denn er ist es, der durch seine Jünger spricht. Und, wenn

es

es warm in eurem Herzen wird, so lauft der Wahrheit nicht davon! denn sie ist es, die euch bessern und trösten will. Schauet und horchet in euch hinein! denn das Reich Gottes ist im Innern. Wenn euch eine Last drückt, so steht zusammen und hebt eure Schulter gemeinsam unter! Zwey tragen leichter als Einer. Wenn ihr krank seyd, lasset den Arzt früh genug kommen! sonst kommt die Hülfe zu spät und der Tod vor ihm. Bewahret Feuer und Licht, daß ihr und eure Nachbarn nicht aus eurer Schuld um Haus und Hof kommen. Ein abgebrannter, ein armer Mann. Lüget nicht, denn Gott sieht euch in das Herz, und eine Lüge macht kohlschwarz vor Gott und den Menschen. Laßt die Wittwe hinter euren Schnittern Aehren lesen und sagt zu ihr: Guten Morgen, Nachbarin! Gott und die Aernte ist für uns Alle. Und, wenn ein Waise um Brod bittet, so gebt ihm Brod und Decke zusammen, damit er nie über euch weine. Solche Thränen schreyen gen Himmel. Wenn euch Gott das erste Kind schenkt, so sagt: Das ist das Erste, es gehört Gott und seinem Himmel. Und wenn ein zweytes nachkommt, so sprecht: Es gehört zum ersten. Wenn euch der Zorn

das

das Herz rüttelt und das Blut umherjagt, so legt euch eine Maulsperre an, schweiget wie eine Mauer. Aber, wenn das Blut kalt geworden, dann redet, was recht ist und Frieden schafft."

Den Lehrburschen war er ein sehr theilnehmender Freund und Berather, besonders wenn sie keine Eltern mehr hatten. Er widmete ihnen alle Sonntage eine Stunde, erkundigte sich nach ihren Umständen, unterrichtete, tröstete, leitete sie. Sein Haus, sein Herz und seine Börse standen ihnen immer offen. Er hatte die Einrichtung getroffen, daß jeder Handwerksgeselle, bevor er in die Fremde gieng, von ihm Verhaltungsregeln und die letzten Ermahnungen abholen mußte. Da erhielt er Rathschläge der Klugheit und der Tugend und über die nützlichste Art zu reisen. Mit einem Geschenk und dem väterlichen Segen ward der junge Freund entlassen. Sein aphoristischer Unterricht für Handwerksgesellen erschien durch einen seiner Freunde, ohne sein Wissen, im Druck, unter dem Tittel: Hundert väterliche Lehren, ein Amulet, den wandernden Handwerksgesellen auf die Reise mitzugeben. München 1796. Gleich musterhaft

sterhaft war seine Berathschlagung mit Mädchen, die in ein Kloster gehen wollen, in 95 Fragen vorgetragen, welche aber nie im Druck gekommen ist.

Er war der Meynung, daß der Pfarrer in allen Anliegen der Schutz und die Zuflucht seiner Anvertrauten seyn müsse, und so unterstützte er sie denn auch mit Rath und That wo und wie er konnte. Der brave Scharfrichter des Orts hatte seine besondre Zuneigung, die sich mit darauf gründen mochte, daß er während seiner Schuljahre einst am Tische seiner Base einen liebenswürdigen Mann von dieser Profession hatte kennen lernen. Jener Scharfrichter empfahl nun sterbend seine unversorgten Kinder dem menschenfreundlichen Pfarrer und gieng mit dem Trost, ihr Wohl in die besten Hände niedergelegt zu haben, in die Ewigkeit. Heggelin vertrat Vaterstelle bey ihnen und ruhte nicht eher, bis er sie alle versorgt sah. Da der erstgebohrne Sohn für unfähig zu seines Vaters Profession gehalten wurde, hielt es Heggelin nicht unter seiner Würde, ihn selbst an einem aus Thon geformten Manne das Abschlagen des Kopfes zu lehren, und er brachte in ihm nun den Muth hervor, daß

er

er bey gegebenem Anlaß sein Meisterstück mit gutem Erfolg machte. Die übrigen Kinder der Familie hatten sich vom Hinrichtungsplatz bis zum Pfarrhause in einiger Entfernung von einander gestellt, um ihrem Wohlthäter desto schneller die Nachricht von dem Ausgang dieser Execution zu überbringen. Ein armer Knecht kam Krankheits halber außer Dienst und hatte nicht einmal ein Bette, auf das er seinen kranken Körper hinstrecken konnte. Heggelin leitete eine Collecte in der Kirche für ihn ein und stellte so dringende Bewegungsgründe zum Wohlthun auf, daß Jedermann mit Freuden gab und 21 Fl. herauskamen. Diese übergab der Pfarrer zwey geehrten Bäuerinnen, um ein Bette dafür zu kaufen. Sie unterzogen sich diesem Auftrag mit Freuden und machten noch Bettüberzüge u. s. w. unentgeldlich dazu. Als der Kranke wieder genesen war, sagte Heggelin: „Das Bette gehört der Gemeinde! Wenn wieder ein Dienstbote krank wird, so weiß man doch, wo man ihn sanft hinlegen könne. Die Liebe bettet sanft!“

Für Arme und Nothleidende war er sehr besorgt, doch weniger durch einzelne kleine Hül-

Hülfen als durch größere, das ganze Elend umfassende Unterstützungen und Hülfsanstalten. Seinen Zehend-Flachs theilte er den Hausarmen um einen ergiebigen Lohn zum Verspinnen aus, und verkaufte das Gespinnst, oft mit eigenem Schaden wieder. Er begründete, unter der Mitwirkung der Herrschaft, des Amtes und der Pfarrkinder, sehr gute Armenanstalten zu Warthausen. Alle Monate wurde ein allgemeiner Opfergang zum Behuf der Armen gehalten, wo Jedermann reichliche Gaben auf dem Altar niederlegte. Auch wurden nicht nur wöchentlich Sammlungen vorgenommen, sondern auch alle besondre Anlässe, beym Aerndtefest, einer Siegesfeyer, bey Unglücksfällen ꝛc. zu außerordentlichen Collecten und Opfergängen benutzt. Zu Vorstehern der Armencasse hatte Heggelin zwey Männer gewählt, wovon der eine der wohlthätigste in der Gemeinde, der andre der klügste und im Ausgeben genaueste war. Jener mußte die Hülfsbedürftigen und die Gabe in Vorschlag bringen, dieser eine Art von Opposition bilden. Aus den Urtheilen beyder wußte der Pfarrer einen Mittelweg aufzufinden. Die Gaben wurden demnach, je nachdem das Bedürfniß war, zur

Bezahlung des Schulgeldes und Lehrgeldes für dürftiger Leute Kinder, zur Verpflegung der Kranken, zum Ankauf nöthiger Kleidungsstücke, des Brennholzes, zur Bezahlung der Hausmiethe und überhaupt zu Erleichterung der Nahrungssorgen verwandt. Die größern Knaben mußten ihm ein Probestück von ihrem Rechnen vorzeigen, die kleinern etwas vorbuchstabiren, die Lehrbursche ein Zeugniß ihres Wohlverhaltens von ihren Meistern beybringen, bevor sie ein Allmosen erhielten. Dankbare Gefühle für ihre Herrschaft zu beleben, versammelte er Kinder am Geburtstag des Grafen in der Kirche, um für ihre Herrschaft zu beten. Jedes Kind erhielt dann einen Groschen.

Heggelin lebte sparsam und einfach, um von seinen mäßigen Einkünften recht viel für Andre verwenden zu können. Er gab sehr gern, aber er nahm nichts. Konnte er irgend einmal eine Gabe der Liebe, ohne Kränkung des Gebers, nicht ausschlagen, so war er auf doppelten Ersatz bedacht. Für ein paar Schnepfen machte er Seilers größeres Gebetbuch in zwey Bänden zum Gegengeschenk.

Sei-

Seinem alten, blinden Oheim und ersten Erzieher zu Marktdorf schickte er jährlich eine Menge Lebensmittel zu, und als dieser in seinem 89sten Jahre den Neffen zu sich lud und ihm sein Kostbarstes, ein Bretspiel von Silber, aufnöthigte, da erwiederte der Neffe das Liebesgeschenk durch einen schönen Kelch, dessen Schale von Silber, der Fuß aber von Kupfer war, weil er gesehen hatte, daß sich der arme Alte eines bleyernen Kelches bey der Messe bediente. Dem Kelche ließ er das Distichon eingraben:

Heggelin ad missas habuit vasa plumbea coecus,
Vidit et ingemuit, qui dedit ista, nepos.

Aus allen seinen kirchlichen Einrichtungen blickte Achtung für die Vorschriften des Bischoffs und die Verordnungen des Landesfürsten hervor. Diese, nebst der Furcht kein Aergerniß zu geben und keine Neurungen zu machen, für die das Volk nicht reif und nicht empfänglich wäre, lehrten ihn die größte Behutsamkeit und Schonung in kirchlichen Reformen. Indeß that er, was die Umstände und seine Denkart ihm gestatteten. Sein

Gottesdienst war rein, einfach und würdevoll, erbaulich für Jedermann, für Katholiken wie für Nichtkatholiken. Heilsame Reformen, die von oben herab kamen, unterstützte er kräftig. Als Kaiser Joseph die Bruderschaften durch einen gnädigsten Befehl abschaffte, beruhigte er seine unruhende Gemeinde, indem er sagte: „Der Kaiser nimmt euch die Hauptsache gar nicht; nur das Unnöthige soll unterbleiben, und dabey verliert ihr nichts. Gott kehrt euch, ohne daß ihr ihm mit einer brennenden Kerze dazu leuchten müßt. Ihr seyd Männer, keine Kinder, könnet also wohl ohne den Bruderschaftsstab um den Altar herumgehen. Ihr verliert aber nicht nur nichts; ihr gewinnt noch dazu. Was ihr bisher auf so unnöthige Sachen verwendet habt, können und wollen wir jetzt zum Besten eurer armen Mitbrüder verwenden, und dann seyd ihr nicht um die Bruderschaft gekommen, sondern ihr habt erst die rechte Bruderschaft bekommen. Die Liebe macht uns zu Brüdern und Schwestern, nicht die Wachskerzen, nicht der Bruderschaftsstab.“ Als das Verbot des Wetterläutens ungünstige Eindrücke machte, sah Heggelin der Schwachheit der Men-

Menschen in so weit nach, daß er, statt des unhaltenden Wetterläutens, bey herannahenden Gewittern ein paar Glockenzüge zu thun erlaubte, als Aufforderung der Gemeine zu Ernst und zur Anrufung der Gottheit. Als er darüber von der Obrigkeit zur Verantwortung gezogen wurde, zeigte er, wie nützlich ein solches Glockenläuten schon als gesetzliche Aufforderung sey, sich bereit zu halten, um im Fall des Einschlagens und Zündens zur Hülfe bereit zu seyn, und er veranlaßte durch diese Vorstellung einen neuen Befehl, worin das vorgeschrieben wurde, was er für sich schon eingeführt hatte. Als Leopold dem Volk seine alten Gebräuche zurückgab, verlas auch Heggelin den Befehl von der Kanzel, jedoch mit dem Zusatz: „Diese Nachsicht ist Euch für Schwache, Unverständige und Ungehorsame; ihr seyd keine schwache, ihr seyd verständige, im Gehorsam bewährte Christen: Euch geht dieß der Befehl nicht an.“ Und die Folge war, daß die Gemeinde zu Watthausen an Josephs Verordnungen festhielt, während die Umgegend zu dem alten Aberglauben zurückkehrte.

In

In allen kirchlichen Ceremonien und Einrichtungen wußte er den Geist von dem Buchstaben zu sondern. Der Jubiläumsablaß war ihm ein wichtiger Anlaß, auf das Volk zu wirken. „Der Mensch, sagte er, muß Gewissensruhe suchen; dann ist er erst für die Wahrheit, die ihn zur Ruhe bringt, empfänglich. Der Hungrige weiß das Brod, das die Kinder wegwerfen, zu schätzen. Ein Jubiläumsablaß schreckt große Sünder auf, daß sie Ruhe suchen.“ Höchst vernünftig erklärte er sich in einer Predigt also über das Jubeljahr: „Einst war es Nachlaß der Kirchenstrafen, die den öffentlichen Sündern auferlegt waren; jetzt ist es die feyerlichste Aufforderung zur sittlichen Besserung der Menschen und eine herzandringende Bußpredigt durch die ganze katholische Kirche. — Viele halten zu viel auf den Jubelablaß, einige vielleicht auch zu wenig. Die zu viel davon halten, sollen bedenken: wo 1) nur Sünden erzählt und zusammengezählt werden, wo 2) keine Herzensreue, kein ernster Besserungsvorsatz, keine wirkliche Sinnes- und Lebensänderung, und wo 3) keine Vergütung des zugefügten Schadens, des gegebenen Aergernisses ist,

da ist keine Sündenvergebung. Die zu wenig davon halten, stoßen sich an Sachen, die ihnen nicht nöthig scheinen, und wohl auch entbehrlich seyn mögen, und doch Gutes stiften können. Sie fragen 1) warum so viel Außerordentliches? Bedarfst du es nicht, so bedürfen es vielleicht andre. 2) Warum währt das Jubiläum gerade sechs Wochen? Damit den Erfordernissen deiner und fremder Bequemlichkeit genug gethan, damit den vielen Bedürfnissen Vieler entsprochen werden könne. 3) Warum so vieles Umherlaufen in den Kirchen? Dieses sollte in den gerührten Gemüthern ein öffentliches Bekenntniß der Sünden und für die Kalten ein Erweckungsmittel werden. 4) Warum schon wieder Almosen? Weil es noch immer Arme giebt, die deiner Hülfe, und noch viele Reiche, die einer Aufmunterung zum Geben bedürfen."

Er wünschte sehr, daß das Brevier als ein breviarium sapientiae christianae eine bessere Einrichtung erhalten möchte, daß die Legenden ausgemustert, die Psalmen besser gewählt, neue verfertigt, die Ueberbleibsel des Chorgesangs weggewischt, daß nur classische Stellen aus den Kirchenvätern eingeschaltet, unrichtige Schriftauslegungen verbannt

und

und die Gewissensfolter der Casuistik, auch in dieser Sache, abgeschafft werden möchte. Weil diese Verbesserungen nicht in seiner Macht standen, so begnügte er sich, sie durch Vorschläge zu befördern; er forderte einen Freund auf, einen Plan zur Verbesserung des Breviers zu entwerfen, und sandte dessen Entwurf nach Mainz. Unterdeß benutzte er, von dem Mangelhaften wegsehend, dennoch das Brevier bey seinen Gebeten. „Ich steige, sprach er lächelnd, bis die neue Leiter fertig wird, auf der alten zu Gott auf; denn das Aufsteigen ist doch die Hauptsache und mühsam; das Niedersteigen zu guten Thoten unter seines Gleichen ist denn schon leichter und macht sich wie von selbst.“

Außer den von der Kirche vorgeschriebenen religiösen Uebungen schuf er noch einige besondre moralisch-religiöse Feyerlichkeiten, um desto mehr Saamen des Guten auszustreuen. Dahin gehörte die Hauspeihe oder die besondere Art, wie er neuen Haute Häuser einsegnete. Der Pfarrer erschien mit dem Evangelium und Ritual in der Hand; der Hausvater mit einer brennenden Kerze, die Hausmutter mit dem Weihwasser. So gieng der Zug durch alle Ge-

Gemächer des Hauses, und in jedem Gemach wurden gute Lehren gegeben, was da zu thun und zu lassen, um den Leib gesund, das Gewissen rein, das Vermögen schadenfrey zu erhalten. Nun wurde jede Stelle durch Gebet und Einsegnung geheiligt. Am achten Tage nach Ostern brachte nach seiner Einrichtung jeder Hausvater die Communionzettel aller seiner Hausgenossen, mit dem seinen, in das Pfarrhaus; jeder legte einzeln dem Beichtvater Rechenschaft von dem sittlichen Verhalten seiner Hausgenossen ab; jeder bekam, nach seinen und der Seinigen Bedürfnissen, die passendsten Zurechtweisungen, Tröstungen und Warnungen. Alle, deren Vergehungen in der Gemeinde offenbar wurden, mußten sich, nachdem sie vor der weltlichen Obrigkeit gestanden hatten, im Pfarrhause einfinden, wo er nichts unterließ, sie zur Selbsterkenntniß und zur Reue zu führen. Gewöhnlich war die Folge, daß sie ihr ganzes Herz vor ihm ausschütteten, ihn ihre ganze Beichte annehmen, und sie mit Gott und ihrem Gewissen vollends aussöhnen hatten. Der Schluß des Jahres war für seine Gemeinde ein Fest, an welchem er in einer kurzen Rede einen Blick

in

in die Vergangenheit, und einen in die Zukunft warf und sein Volk lehrte, dieses Fest der Menschheit mit Menschenliebe zu feyern. Alle giengen nun um den Choraltar, und brachten, so wie er selbst, ihre Gaben für die Armen auf demselbigen dar, damit die Elenden des neuen Jahres auch froh werden konnten.

Nach dem Wunsch seiner Herrschaft übernahm er das beschwerliche Amt eines Capitul-Cämmerers, dem er an dreyßig Jahre mit Würde, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit vorstand. Als Kämmerer hatte er mit dem Decan des Capituls bey Sterbefällen der Capitularen als executor natus das Testament zu vollziehen. Weit gefehlt, an seine Diäten zu denken, strengte er sich in solchen Fällen durch unausgesetztes Arbeiten den ganzen Tag hindurch an, das Inventarium und dann die Vertheilung oder Veräußerung der Verlassenschaft in der möglich kürzesten Zeit, mit den möglich kleinsten Kosten, und zur möglich besten Zufriedenheit der Theilnehmer zu Stande zu bringen. Die Würde eines Capitul-Decans, die ihm seine Mitcapitularen zugedacht hatten, wandte er von sich ab auf

den

den wirklichen Decan, unter andern, weil durch Nebenämter gar zu oft das Hauptamt leide, für das man doch besoldet werde, und für welches man die genaueste Rechenschaft abzulegen habe. „Wer, setzte er hinzu, durch höhere Gründe nicht gedrungen ist, eine Würde zu tragen, thut besser, wenn er in der Classe der Gemeinen sich vervollkommnet. Ein guter Pfarrer ist zehnmahl mehr werth als ein schlechter Decan.“

Auch in seinen Privat- und häuslichen Verhältnissen zeigt sich Heggelin stets als ehren- und achtungswerthen Mann. In den ersten Jahren seines Pfarramtes hatte er durch seine eignen nächsten Verwandten und seine Mutter, die er zur Besorgung der Hauswirthschaft angestellt hatte, viel Verdruß, indem die Wirthschaft von ihnen vernachläßigt, und er selbst durch sie verschrieen wurde. Er sah sich daher genöthigt sich von ihnen zu trennen, und nahm eine mehr als vierzigjährige Wittwe als Haushälterin an. Hier hatte er das neue Mißgeschick, daß er von übelgesinnten Menschen eines verdächtigen Umgangs beym Bischof von Constanz angeklagt wurde, von welchem Verdacht er sich vor der bischöflichen Commission vollkommen

men reinigte, aber doch die Perücke entlieh, die einmal Veranlassung zu der Verstümmelung gegeben hatte. Jetzt erhielt er eine sehr redliche und treue Haushälterin und Köchin, welche drey und dreyßig Jahre bey ihm unverdrossen diente, immer zu seinem Vortheil handelte, sich in seinen bisweilen aufbrausenden Humor schickte, aber auch von ihm gut behalten und in seinem Testament wohl bedacht wurde.

Sein Pfarrhaus war einfach und anständig meublirt. Für die größte Zierde desselben achtete er seine auserlesene Bücherversammlung aus allen Fächern, die für ihn Interesse hatten. Sie gewährte ihm die angenehmste Erholung, die lehrreichste Unterhaltung. Seinen Vorsatz, sie zu einer ewigen Hausbibliothek des Pfarrers in Wanthausen zu bestimmen, mußte er zuletzt nähern Pflichten aufopfern.

Er stand im Sommer mit Tagesanbruch, im Winter um vier Uhr auf. Seine Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe gieng so weit, daß er, um alles sogleich im Reinen zu haben, sich sein Bette selbst machte, das Zimmer ausstehrte, jedes Stäubchen von Tischen und Commoden abstäubte, und dann die Fenster

ser der frischen Luft öffnete. Denn der Genuß der reinen, frischen Luft und der schönen Natur stand bey ihm in hohem Werthe. Als daher ein Bischoff sein Pfarrhaus lobte und nach dem Ertrag der Stelle fragte, gab er zur Antwort: „Sie trägt im mäßigen Anschlag 2280 Fl. Die Aussicht aus diesem Fenster ist tausend und die aus jenem auch tausend Gulden werth. Das Uebrige bekomme ich in baarem Gelde.“

Sein Tisch war, hatte er keinen Gast bey sich, äußerst frugal; sein Frühstück Thee; sein Tischtrank klares Wasser; sein Abendtisch oft nur eine Schale Milch.

Dem Gebet und der Betrachtung waren die ersten Stunden des Tages, die er nur sein Morgenbrod nannte, gewidmet. Die Gebete, wozu man dreymal des Tages mit dem Geläute zusammen zu rufen pflegt, versäumte er nie. „Es fehlt immer etwas, sagte er, wenn der Pfarrer nicht da ist.“ Er glaubte an die Kraft der Fürbitte, und versäumte sie keinen Tag. Fiel ihm im Gebet bisweilen ganz unvermuthet der Name eines Freundes, an den er lange nicht gedacht hatte, ein, so machte ihm dieses Ereigniß aufmerksam. Er fieng von dem Zeitpunkt an,

trägt

täglich mit besonderm Fleiße für diesen Freund zu beten, und — bald kam die Nachricht von dem Tode des Freundes an.

Die Zeit, die er von seinen vielen Amtsgeschäften abmüßigen konnte, und die ihm sein ausgebreiteter Briefwechsel und die häufigen Besuche, welche er erhielt, übrig ließen, wurde der Lectüre gewidmet. Die Bibel und Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi waren seine Lieblingsbücher. Durch die gelehrten Zeitungen erhielt er sich in Bekanntschaft mit allen Erscheinungen und Umwälzungen in der Litteratur, ob er gleich selbst kein Partheygänger, kein Freund der ewig wandelnden Systeme und Philosophien war.

Die letzte Zeit vor dem Schlafengehen wurde immer der Musterung seines Tagewerks, der Triebfedern seiner Handlungen, seiner Neigungen ꝛc. gewidmet. Nie durfte er sich alsdann sagen: Ich habe diesen Tag verlohren!

Zu seinen einfachen und natürlichen häuslichen Freuden gehörte der Umgang mit Thieren. Wenn die gewöhnlichen Menschen vornehm und gleichgültig auf die thierische Schöpfung herabzusehen pflegen, so ist er dagegen seiner organisirten und zärter füh-

len-

lenden Menschen eigen, ihr Wohlwollen, ihre Fürsorge und Theilnahme auch auf diese Wesen zu erstrecken, die selten undankbar, gemeiniglich das Gute, was wir ihnen erzeugen, durch verdoppelte Anhänglichkeit, Treue und Zärtlichkeit belohnen. Im genauern Verkehr mit diesen Geschöpfen lernt der Mensch eine Menge rührender Eigenschaften in ihnen entdecken, ihre Sprache verstehn und auf sie wirken. Ein sanfter und liebreicher Umgang mit den Hausthieren macht diese selbst sanft und fromm, und man erzählt von einem biedern Schweizer Bauersmann, der mit seiner Familie und seinem Gesinde ein Muster von Friedfertigkeit und Frömmigkeit war, daß sich auch sein wohlgenährtes und gut behandeltes Vieh in der ganzen Gegend durch stilles, frommes Wesen ausgezeichnet habe. So sammelten sich auch allerley Thiere, vierfüßige und Geflügel, um den gutmüthigen Heggelin, und alle, die in seinem Kreise lebten, waren gutartig und hatten ihn lieb. Mochte ihm in dem, was er von ihrer Sprache — er sprach mit ihnen und glaubte von ihnen verstanden zu seyn — und von ihren Eigenschaften mit beredtem Munde erzählte, seine Einbildungskraft manchen

Streich

In allen kirchlichen Ceremonien und Einrichtungen wußte er den Geist von dem Buchstaben zu sondern. Der Jubiläumsablaß war ihm ein wichtiger Anlaß, auf das Volk zu wirken. „Der Mensch, sagte er, muß Gewissensruhe suchen; dann ist er erst für die Wahrheit, die ihn zur Ruhe bringt, empfänglich. Der Hungrige weiß das Brod, das die Kinder wegwerfen, zu schätzen. Ein Jubiläumsablaß schreckt große Sünder auf, daß sie Ruhe suchen.“ Höchst vernünftig erklärte er sich in einer Predigt also über das Jubeljahr: „Einst war es Nachlaß der Kirchenstrafen, die den öffentlichen Sündern auferlegt waren; jetzt ist es die feyerlichste Aufforderung zur sittlichen Besserung der Menschen und eine herzandringende Bußpredigt durch die ganze katholische Kirche. — Viele halten zu viel auf den Jubelablaß, einige vielleicht auch zu wenig. Die zu viel davon halten, sollen bedenken: wo 1) nur Sünden erzählt und zusammengezählt werden, wo 2) keine Herzensreue, kein ernster Besserungsvorsatz, keine wirkliche Sinnes- und Lebensänderung, und wo 3) keine Vergütung des zugefügten Schadens, des gegebenen Aergernisses ist,

da

da ist keine Sündenvergebung. Die zu wenig davon halten, stoßen sich an Sachen, die ihnen nicht nöthig scheinen, und wohl auch entbehrlich seyn mögen, und doch Gutes stiften können. Sie fragen 1) warum so viel Außerordentliches? Bedarfst du es nicht, so bedürfen es vielleicht andre. 2) Warum währt das Jubiläum gerade sechs Wochen? Damit den Erfordernissen deiner und fremder Bequemlichkeit genug gethan, damit den vielen Bedürfnissen Vieler entsprochen werden könne. 3) Warum so vieles Umherlaufen in den Kirchen? Dieses sollte in den gerührten Gemüthern ein öffentliches Bekenntniß der Sünden und für die Kalten ein Erweckungsmittel werden. 4) Warum schon wieder Almosen? Weil es noch immer Arme giebt, die deiner Hülfe, und noch viele Reiche, die einer Aufmunterung zum Geben bedürfen."

Er wünschte sehr, daß das Brevier als ein breviarium sapientiae christianae eine bessere Einrichtung erhalten möchte, daß die Legenden ausgemustert, die Psalmen besser gewählt, neue verfertigt, die Ueberbleibsel des Chorgesangs weggewischt, daß nur classische Stellen aus den Kirchenvätern eingeschaltet, unrichtige Schriftauslegungen verbannt

und

und die Gewissensfolter der Casuisten, auch in dieser Sache, abgeschafft werden möchte. Weil diese Verbesserungen nicht in seiner Macht standen, so begnügte er sich, sie durch Vorschläge zu befördern; er forderte einen Freund auf, einen Plan zur Verbesserung des Breviers zu entwerfen, und sandte dessen Entwurf nach Mainz. Unterdeß benutzte er, von dem Mangelhaften wegsehend, dennoch das Brevier bey seinen Gebeten. „Ich folge, sprach er lächelnd, bis die neue Leiter fertig wird, auf der alten zu Gott auf; denn das Aufsteigen ist doch die Hauptsache und mühsam; das Niedersteigen zu guten Thaten unter seines Gleichen ist denn schon leichter und macht sich wie von selbst.“

Außer den von der Kirche vorgeschriebenen religiösen Uebungen schuf er noch einige besondre moralisch-religiöse Feyerlichkeiten, um desto mehr Saamen des Guten auszustreuen. Dahin gehörte die Hausweihe oder die besondere Art, wie er neuen Haus Häuser einsegnete. Der Pfarrer erschien mit dem Evangelium und Ritual in der Hand; der Hausvater mit einer brennenden Kerze, die Hausmutter mit dem Weihwasser. So ging der Zug durch alle Ge-

Gemächer des Hauses, und in jedem Gemach wurden gute Lehren gegeben, was da zu thun und zu lassen, um den Leib gesund, das Gewissen rein, das Vermögen schadenfrey zu erhalten. Nun wurde jede Stelle durch Gebet und Einsegnung geheiligt. Am achten Tage nach Ostern brachte nach seiner Einrichtung jeder Hausvater die Communionzettel aller seiner Hausgenossen, mit dem seinen, in das Pfarrhaus; jeder legte einzeln dem Beichtvater Rechenschaft von dem sittlichen Verhalten seiner Hausgenossen ab; jeder bekam, nach seinen und der Seinigen Bedürfnissen, die passendsten Zurechtweisungen, Tröstungen und Warnungen. Alle, deren Vergehungen in der Gemeinde offenbar wurden, mußten sich, nachdem sie vor der weltlichen Obrigkeit gestanden hatten, im Pfarrhause einfinden, wo er nichts unterließ, sie zur Selbsterkenntniß und zur Reue zu führen. Gewöhnlich war die Folge, daß sie ihr ganzes Herz vor ihm ausschütteten, ihn ihre ganze Beichte entgegennahmen, und sie mit Gott und ihrem Gewissen vollends aussöhnen hatten. Der Schluß des Jahres war für seine Gemeinde ein Fest, an welchem er in einer kurzen Rede einen Blick

in

in die Vergangenheit, und einen in die Zukunft warf und sein Volk lehrte, dieses Fest der Menschheit mit Menschenliebe zu feyern. Alle giengen nun um den Choraltar, und brachten, so wie er selbst, ihre Gaben für die Armen auf demselbigen dar, damit die Elenden des neuen Jahres auch froh werden konnten.

Nach dem Wunsch seiner Herrschaft übernahm er das beschwerliche Amt eines Capitul-Cämmerers, dem er an dreyßig Jahre mit Würde, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit vorstand. Als Kämmerer hatte er mit dem Decan des Capituls bey Sterbefällen der Capitularen als executor natus das Testament zu vollziehen. Weit gefehlt, an seine Diäten zu denken, strengte er sich in solchen Fällen durch unausgesetztes Arbeiten den ganzen Tag hindurch an, das Inventarium und dann die Vertheilung oder Veräußerung der Verlassenschaft in der möglich kürzesten Zeit, mit den möglich kleinsten Kosten, und zur möglich besten Zufriedenheit der Theilnehmer zu Stande zu bringen. Die Würde eines Capitul-Decans, die ihm seine Mitcapitularen zugedacht hatten, wandte er von sich ab auf

den

den wirklichen Decan, unter andern, weil durch Nebenämter gar zu oft das Hauptamt leide, für das man doch besoldet werde, und für welches man die genaueste Rechenschaft abzulegen habe. „Wer, setzte er hinzu, durch höhere Gründe nicht gedrungen ist, eine Würde zu tragen, thut besser, wenn er in der Classe der Gemeinen sich vervollkommnet. Ein guter Pfarrer ist zehnmahl mehr werth als ein schlechter Decan.“

Auch in seinen Privat- und häuslichen Verhältnissen zeigt sich Heggelin stets als ehren- und achtungswerthen Mann. In den ersten Jahren seines Pfarramtes hatte er durch seine eignen nächsten Verwandten und seine Mutter, die er zur Besorgung der Hauswirthschaft angestellt hatte, viel Verdruß, indem die Wirthschaft von ihnen vernachlässigt, und er selbst durch sie verschrieen wurde. Er sah sich daher genöthigt sich von ihnen zu trennen, und nahm eine mehr als vierzigjährige Wittwe als Haushälterin an. Hier hatte er das neue Mißgeschick, daß er von übelgesinnten Menschen eines verdächtigen Umgangs beym Bischof von Constanz angeklagt wurde, von welchem Verdacht er sich vor der bischöflichen Commission vollkommen

men reinigte, aber doch die Person entfernt, die einmal Veranlassung zu der Verläumdung gegeben hatte. Jetzt erhielt er eine sehr redliche und treue Haushälterin und Köchin, welche drey und dreyßig Jahre bey ihm unverdrossen diente, immer zu seinem Vortheil handelte, sich in seinen bisweilen aufbrausenden Humor schickte, aber auch von ihm gut behandelt und in seinem Testament wohl bedacht wurde.

Sein Pfarrhaus war einfach und anständig meublirt. Für die größte Zierde desselben achtete er seine auserlesene Büchersammlung aus allen Fächern, die für ihn Interesse hatten. Sie gewährte ihm die angenehmste Erholung, die lehrreichste Unterhaltung. Seinen Vorsatz, sie zu einer ewigen Hausbibliothek des Pfarrers in Wenthausen zu bestimmen, mußte er zuletzt nähern Pflichten aufopfern.

Er stand im Sommer mit Tagesanbruch, im Winter um vier Uhr auf. Seine Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe gieng so weit, daß er, um alles sogleich im Reinen zu haben, sich sein Bette selbst machte, das Zimmer ausstäubte, jedes Stäubchen von Tischen und Commoden abstäubte, und dann die Fenster

ster der frischen Luft öffnete. Denn der Genuß der reinen, frischen Luft und der schönen Natur stand bey ihm in hohem Werthe. Als daher ein Bischoff sein Pfarrhaus lobte und nach dem Ertrag der Stelle fragte, gab er zur Antwort: „Sie trägt im mäßigen Anschlag 2280 Fl. Die Aussicht aus diesem Fenster ist tausend und die aus jenem auch tausend Gulden werth. Das Uebrige bekomme ich in baarem Gelde.“

Sein Tisch war, hatte er keinen Gast bey sich, äußerst frugal; sein Frühstück Thee; sein Tischtrank klares Wasser; sein Abendtisch oft nur eine Schale Milch.

Dem Gebet und der Betrachtung waren die ersten Stunden des Tages, die er nur sein Morgenbrod nannte, gewidmet. Die Gebete, wozu man dreymal des Tages mit dem Geläute zusammen zu rufen pflegt, versäumte er nie. „Es fehlt immer etwas, sagte er, wenn der Pfarrer nicht da ist.“ Er glaubte an die Kraft der Fürbitte, und versäumte sie keinen Tag. Fiel ihm im Gebet bisweilen ganz unvermuthet der Name eines Freundes, an den er lange nicht gedacht hatte, ein, so machte ihm dieses Ereigniß aufmerksam. Er fieng von dem Zeitpunkt an,

täg-

täglich mit besonderm Fleiße für diesen Freund zu beten, und — bald kam die Nachricht von dem Tode des Freundes an.

Die Zeit, die er von seinen vielen Amtsgeschäften abmüßigen konnte, und die ihm sein ausgebreiteter Briefwechsel und die häufigen Besuche, welche er erhielt, übrig ließen, wurde der Lectüre gewidmet. Die Bibel und Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi waren seine Lieblingsbücher. Durch die gelehrten Zeitungen erhielt er sich in Bekanntschaft mit allen Erscheinungen und Umwälzungen in der Litteratur, ob er gleich selbst kein Partheygänger, kein Freund der ewig wandelnden Systeme und Philosophien war.

Die letzte Zeit vor dem Schlafengehen wurde immer der Musterung seines Tagewerks, der Triebfedern seiner Handlungen, seiner Neigungen ꝛc. gewidmet. Nie durfte er sich alsdann sagen: Ich habe diesen Tag verlohren!

Zu seinen einfachen und natürlichen häuslichen Freuden gehörte der Umgang mit Thieren. Wenn die gewöhnlichen Menschen vornehm und gleichgültig auf die thierische Schöpfung herabzusehen pflegen, so ist es dagegen seiner organisirten und zärter füh-

len-

lenden Menschen eigen, ihr Wohlwollen, ihre Fürsorge und Theilnahme auch auf diese Wesen zu erstrecken, die selten undankbar, gemeiniglich das Gute, was wir ihnen erzeugen, durch verdoppelte Anhänglichkeit, Treue und Zärtlichkeit belohnen. Im genauern Verkehr mit diesen Geschöpfen lernt der Mensch eine Menge rührender Eigenschaften in ihnen entdecken, ihre Sprache verstehn und auf sie wirken. Ein sanfter und liebreicher Umgang mit den Hausthieren macht diese selbst sanft und fromm, und man erzählt von einem biedern Schweizer Bauersmann, der mit seiner Familie und seinem Gesinde ein Muster von Friedfertigkeit und Frömmigkeit war, daß sich auch sein wohlgenährtes und gut behandeltes Vieh in der ganzen Gegend durch stilles, frommes Wesen ausgezeichnet habe. So sammelten sich auch allerley Thiere, vierfüßige und Geflügel, um den gutmüthigen Heggelin, und alle, die in seinem Kreise lebten, waren gutartig und hatten ihn lieb. Mochte ihm in dem, was er von ihrer Sprache — er sprach mit ihnen und glaubte von ihnen verstanden zu seyn — und von ihren Eigenschaften mit beredtem Munde erzählte, seine Einbildungskraft manchen

Streich

Streich spielen, man wird nicht ohne Interesse lesen, was Sailer aus dessen Munde über sein Thiervölkchen S. 261. f. f. erzählt.

Heggelin's Aeußeres war ein Abdruck seines Innern; Ernst und Freundlichkeit, Festigkeit und Liebe war in seiner Miene, in seinem ganzen Wesen und Thun ausgedrückt. In seinem Angesicht lag etwas von Verklärung, von Himmel. Die Freundlichkeit des Ernsten zog die Bessern an, und der Ernst Freundlichen hielt die Schlechten in Schranken. Er war ein gastfreyer Wirth, ein gefälliger und heiterer Gesellschafter, der Allen Allerley zu seyn verstand. Im Kreise esoterischer Freunde that sich seine ganze schöne Seele auf. Ein jüngerer Freund, der eine Zeitlang um ihn zu seyn das Glück hatte, schrieb für sich eine Anzahl von geistreichen Gedanken und Einfällen nieder, die dem Munde des praktischen Weisen entflossen waren. Hier einige derselben:

Der Thautropfen im Sonnenstrahl.

„Kann das kalte Wasser durch die Sonne so schön und so glänzend werden: wie licht-

lichthelle muß nicht der Menschengeist — Gottesbild — durch Vereinigung mit Gott werden können? Spiegelt sich die Sonne so schön im Wassertropfen: wie schön muß sich die ewige Liebe im hellen, reinen Menschengeiste spiegeln? Alles Schöne ist doch nur ein Fingerzeig auf das Urschöne; alles Gute nur Pfand des Besten."

Vorliebe für Sylben in Sachen der Religion.

„Wenn die Sylbe deinen Bruder ärgert, warum lässest du sie nicht weg; und wie oft ist es nur Sylbe, was deinen Bruder ärgert?"

Das Sylbenstechen.

„Wenn aber der Inquisitor Sylben sticht, um aus den Buchstaben Ketzereyen zu erkünsteln, und aus erkünstelten Ketzereyen Todesverbrechen zu erzwingen; so ist es hohe Zeit, daß die rechtmäßige Gewalt des Fürsten die unrechtmäßige Gewalt des Priesters beschränke, und das Lamm aus den Klauen des Wolfes rette."

und die Gewissensfolter der Casuistik, auch in dieser Sache, abgeschafft werden möchte. Weil diese Verbesserungen nicht in seiner Macht standen, so begnügte er sich, sie durch Vorschläge zu befördern; er forderte einen Freund auf, einen Plan zur Verbesserung des Breviers zu entwerfen, und sandte dessen Entwurf nach Mainz. Unterdess benutzte er, von dem Mangelhaften wegsehend, dennoch das Brevier bey seinen Gebeten. „Ich folge, sprach er lächelnd, bis die neue Leiter fertig wird, auf der alten zu Gott auf; denn das Aufsteigen ist doch die Hauptsache und mühsam; das Niedersteigen zu guten Thoren unter seines Gleichen ist denn schon leichter und macht sich wie von selbst.“

Außer den von der Kirche vorgeschriebenen religiösen Uebungen schuf er noch einige besondre moralisch-religiöse Feyerlichkeiten, um desto mehr Saamen des Guten auszustreuen. Dahin gehörte die Hausweihe oder die besondere Art, wie er neuen Haus Häuser einsegnete. Der Pfarrer erschien mit dem Evangelium und Ritual in der Hand; der Hausvater mit einer brennenden Kerze, die Hausmutter mit dem Weihwasser. So ging der Zug durch alle Ge-

Gemächer des Hauses, und in jedem Gemach wurden gute Lehren gegeben, was da zu thun und zu lassen, um den Leib gesund, das Gewissen rein, das Vermögen schadenfrey zu erhalten. Nun wurde jede Stelle durch Gebet und Einsegnung geheiligt. Am achten Tage nach Ostern brachte nach seiner Einrichtung jeder Hausvater die Communionzettel aller seiner Hausgenossen, mit dem seinen, in das Pfarrhaus; jeder legte einzeln dem Beichtvater Rechenschaft von dem sittlichen Verhalten seiner Hausgenossen ab; jeder bekam, nach seinen und der Seinigen Bedürfnissen, die passendsten Zurechtweisungen, Tröstungen und Warnungen. Alle, deren Vergehungen in der Gemeinde offenbar wurden, mußten sich, nachdem sie vor der weltlichen Obrigkeit gestanden hatten, im Pfarrhause einfinden, wo er nichts unterließ, sie zur Selbsterkenntniß und zur Reue zu führen. Gewöhnlich war die Folge, daß sie ihr ganzes Herz vor ihm ausschütteten, ihm ihre ganze Beichte ablegten, und sie mit Gott und ihrem Gewissen vollends aussöhnen baten. Der Schluß des Jahres war für seine Gemeinde ein Fest, an welchem er in einer kurzen Rede einen Blick

in

in die Vergangenheit, und einen in die Zukunft warf und sein Volk lehrte, dieses Fest der Menschheit mit Menschenliebe zu feyern. Alle giengen nun um den Choraltar, und brachten, so wie er selbst, ihre Gaben für die Armen auf demselbigen dar, damit die Elenden des neuen Jahres auch froh werden konnten.

Nach dem Wunsch seiner Herrschaft übernahm er das beschwerliche Amt eines Capitul-Cämmerers, dem er an dreyßig Jahre mit Würde, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit vorstand. Als Kämmerer hatte er mit dem Decan des Capituls bey Sterbefällen der Capitularen als executor natus das Testament zu vollziehen. Weit gefehlt, an seine Diäten zu denken, strengte er sich in solchen Fällen durch unausgesetztes Arbeiten den ganzen Tag hindurch an, das Inventarium und dann die Vertheilung oder Veräußerung der Verlassenschaft in der möglich kürzesten Zeit, mit den möglich kleinsten Kosten, und zur möglich besten Zufriedenheit der Theilnehmer zu Stande zu bringen. Die Würde eines Capitul-Decans, die ihm seine Mitcapitularen zugedacht hatten, wandte er von sich ab auf

den

den wirklichen Decan, unter andern, weil durch Nebenämter gar zu oft das Hauptamt leide, für das man doch besoldet werde, und für welches man die genaueste Rechenschaft abzulegen habe. „Wer, setzte er hinzu, durch höhere Gründe nicht gedrungen ist, eine Würde zu tragen, thut besser, wenn er in der Classe der Gemeinen sich vervollkommnet. Ein guter Pfarrer ist zehnmahl mehr werth als ein schlechter Decan.“

Auch in seinen Privat- und häuslichen Verhältnissen zeigt sich Heggelin stets als ehren- und achtungswerthen Mann. In den ersten Jahren seines Pfarramtes hatte er durch seine eignen nächsten Verwandten und seine Mutter, die er zur Besorgung der Hauswirthschaft angestellt hatte, viel Verdruß, indem die Wirthschaft von ihnen vernachläßigt, und er selbst durch sie verschrieen wurde. Er sah sich daher genöthigt sich von ihnen zu trennen, und nahm eine mehr als vierzigjährige Wittwe als Haushälterin an. Hier hatte er das neue Mißgeschick, daß er von übelgesinnten Menschen eines verdächtigen Umgangs beym Bischof von Constanz angeklagt wurde, von welchem Verdacht er sich vor der bischöflichen Commission vollkommen

men reinigte, aber doch die Pforte entdeckt, die einmal Veranlassung zu der Verläumdung gegeben hatte. Jetzt erhielt er eine sehr redliche und treue Haushälterin und Köchin, welche drey und dreyßig Jahre bey ihm unverdrossen diente, immer zu seinem Vortheil handelte, sich in seinen bisweilen aufbrausenden Humor schickte, aber auch von ihm gut behandelt und in seinem Testament wohl bedacht wurde.

Sein Pfarrhaus war einfach und anständig meublirt. Für die größte Zierde desselben achtete er seine auserlesene Büchersammlung aus allen Fächern, die für ihn Interesse hatten. Sie gewährte ihm die angenehmste Erholung, die lehrreichste Unterhaltung. Seinen Vorsatz, sie zu einer ewigen Hausbibliothek der Pfarrer in Wurmlingen zu bestimmen, mußte er zuletzt nähern Pflichten aufopfern.

Er stand im Sommer mit Tagesanbruch, im Winter um vier Uhr auf. Seine Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe gieng so weit, daß er, um alles sogleich im Reinen zu haben, sich sein Bette selbst machte, das Zimmer auskehrte, jedes Stäubchen von Tischen und Commoden abstäubte, und dann die Fen-

ster

sten der frischen Luft öffnete. Denn der Genuß der reinen, frischen Luft und der schönen Natur stand bey ihm in hohem Werthe. Als daher ein Bischoff sein Pfarrhaus lobte und nach dem Ertrag der Stelle fragte, gab er zur Antwort: „Sie trägt im mäßigen Anschlag 2280 Fl. Die Aussicht aus diesem Fenster ist tausend und die aus jenem auch tausend Gulden werth. Das Uebrige bekomme ich in baarem Gelde.“

Sein Tisch war, hatte er keinen Gast bey sich, äußerst frugal; sein Frühstück Thee; sein Tischtrank klares Wasser; sein Abendtisch oft nur eine Schale Milch.

Dem Gebet und der Betrachtung waren die ersten Stunden des Tages, die er nur sein Morgenbrod nannte, gewidmet. Die Gebete, wozu man dreymal des Tages mit dem Geläute zusammen zu rufen pflegt, versäumte er nie. „Es fehlt immer etwas, sagte er, wenn der Pfarrer nicht da ist.“ Er glaubte an die Kraft der Fürbitte, und versäumte sie keinen Tag. Fiel ihm im Gebet bisweilen ganz unvermuthet der Name eines Freundes, an den er lange nicht gedacht hatte, ein, so machte ihm dieses Ereigniß aufmerksam. Er fieng von dem Zeitpunkt an,

tägl-

Gottesdienst war rein, einfach und würdevoll, erbaulich für Jedermann, für Katholiken wie für Nichtkatholiken. Heilsame Reformen, die von oben herab kamen, unterstützte er kräftig. Als Kaiser Joseph die Bruderschaften durch einen gescharfen Befehl abschaffte, beruhigte er seine murrende Gemeinde, indem er sagte: „Der Kaiser nimmt euch die Hauptsache gar nicht; nur das Unnöthige soll unterbleiben, und dabey verliert ihr nichts. Gott sieht euch, ohne daß ihr ihm mit einer brennenden Kerze dazu leuchten müßt. Ihr seyd Männer, keine Kinder, könnet also wohl ohne den Bruderschaftsstab um den Altar herumgehen. Ihr verliert aber nicht nur nichts; ihr gewinnt noch dazu. Was ihr bisher auf so unnöthige Sachen verwendet habt, können und wollen wir jetzt zum Besten eurer armen Mitbrüder verwenden, und dann seyd ihr nicht um die Bruderschaft gekommen, sondern ihr habt erst die rechte Bruderschaft bekommen. Die Liebe macht uns zu Brüdern und Schwestern, nicht die Wachskerzen, nicht der Bruderschaftsstab.“ Als das Verbot des Wetterläutens ungünstige Eindrücke machte, sah Heggelin der Schwachheit der

Men-

Menschen in so weit nach, daß er, statt des anhaltenden Wetterläutens, bey herannahenden Gewittern ein paar Glockenzüge zu thun erlaubte, als Aufforderung der Gemeine zu Ernst und zur Anrufung der Gottheit. Als er darüber von der Obrigkeit zur Verantwortung gezogen wurde, zeigte er wie nützlich ein solches Glockenzeichen schon als feyerliche Aufforderung sey, sich bereit zu halten, um im Fall des Wetterschlagens und Zündens zur Hülfe bereit zu seyn, und er veranlaßte durch diese Vorstellung einen neuen Befehl, worin das vorgeschrieben wurde, was er für sich schon eingeführt hatte. Als Leopold dem Volk seine alten Gebräuche zurückgab, verlas auch Heggelin den Befehl von der Kanzel, jedoch mit dem Zusatz: „Diese Nachricht ist blos für Schwache, Unverständige und Ungehorsame; ihr seyd keine schwache, ihr seyd verständige, im Gehorsam bewährte Christen: Euch geht also der Befehl nicht an.“ Und die Folge war, daß die Gemeinde zu Watthausen an Josephs Verordnungen festhielt, während die Umgegend zu dem alten Aberglauben zurückkehrte.

In

In allen kirchlichen Ceremonien und Einrichtungen wußte er den Geist von dem Buchstaben zu sondern. Der Jubiläumsablaß war ihm ein wichtiger Anlaß, auf das Volk zu wirken. „Der Mensch, sagte er, muß Gewissensruhe suchen; dann ist er erst für die Wahrheit, die ihn zur Ruhe bringt, empfänglich. Der Hungrige weiß das Brod, das die Kinder wegwerfen, zu schätzen. Ein Jubiläumsablaß schreckt große Sünder auf, daß sie Ruhe suchen.“ Höchst vernünftig erklärte er sich in einer Predigt also über das Jubeljahr: „Einst war es Nachlaß der Kirchenstrafen, die den öffentlichen Sündern auferlegt waren; jetzt ist es die feyerlichste Aufforderung zur sittlichen Besserung der Menschen und eine herzandringende Bußpredigt durch die ganze katholische Kirche. — Viele halten zu viel auf den Jubelablaß, einige vielleich auch zu wenig. Die zu viel davon halten, sollen bedenken: wo 1) nur Sünden erzählt und zusammengezählt werden, wo 2) keine Herzensreue, kein ernster Besserungsvorsatz, keine wirkliche Sinnes- und Lebensänderung, und wo 3) keine Vergütung des zugefügten Schadens, des gegebenen Aergernisses ist,

da

da ist keine Sündenvergebung. Die zu wenig davon halten, stoßen sich an Sachen, die ihnen nicht nöthig scheinen, und wohl auch entbehrlich seyn mögen, und doch Gutes stiften können. Sie fragen 1) warum so viel Außerordentliches? Bedarfst du es nicht, so bedürfen es vielleicht andre. 2) Warum währt das Jubiläum gerade sechs Wochen? Damit den Erfordernissen deiner und fremder Bequemlichkeit genug gethan, damit den vielen Bedürfnissen Vieler entsprochen werden könne. 3) Warum so vieles Umherlaufen in den Kirchen? Dieses sollte in den gerührten Gemüthern ein öffentliches Bekenntniß der Sünden und für die Kalten ein Erweckungsmittel werden. 4) Warum schon wieder Almosen? Weil es noch immer Arme giebt, die deiner Hülfe, und noch viele Reiche, die einer Aufmunterung zum Geben bedürfen."

Er wünschte sehr, daß das Brevier als ein breviarium sapientiae christianae eine bessere Einrichtung erhalten möchte, daß die Legenden ausgemustert, die Psalmen besser gewählt, neue verfertigt, die Ueberbleibsel des Chorgesangs weggewischt, daß nur classische Stellen aus den Kirchenvätern eingeschaltet, unrichtige Schriftauslegungen verbannt

und

und die Gewissensfolter der Casuisten, auch in dieser Sache, abgeschafft werden möchte. Weil diese Verbesserungen nicht in seiner Macht standen, so begnügte er sich, sie durch Vorschläge zu befördern; er forderte einen Freund auf, einen Plan zur Verbesserung des Breviers zu entwerfen, und sandte dessen Entwurf nach Mainz. Unterdeß benutzte er, von dem Mangelhaften wegsehend, dennoch das Brevier bey seinen Gebeten. „Ich steige, sprach er lächelnd, bis die neue Leiter fertig wird, auf der alten zu Gott auf; denn das Aufsteigen ist doch die Hauptsache und mühsam; das Niedersteigen zu guten Thaten unter seines Gleichen ist denn schon leichter und macht sich wie von selbst.“

Außer den von der Kirche vorgeschriebenen religiösen Uebungen schuf er noch einige besondre moralisch-religiöse Feyerlichkeiten, um desto mehr Saamen des Guten auszustreuen. Dahin gehörte die Hausweihe oder die besondere Art, wie er neuen Haus Häuser einsegnete. Der Pfarrer erschien mit dem Evangelium und Ritual in der Hand; der Hausvater mit einer brennenden Kerze, die Hausmutter mit dem Weihwasser. So gieng der Zug durch alle Ge-

Gemächer des Hauses, und in jedem Gemach wurden gute Lehren gegeben, was da zu thun und zu lassen, um den Leib gesund, das Gewissen rein, das Vermögen schadenfrey zu erhalten. Nun wurde jede Stelle durch Gebet und Einsegnung geheiligt. Am achten Tage nach Ostern brachte nach seiner Einrichtung jeder Hausvater die Communionzettel aller seiner Hausgenossen, mit dem seinen, in das Pfarrhaus; jeder legte einzeln dem Beichtvater Rechenschaft von dem sittlichen Verhalten seiner Hausgenossen ab; jeder bekam, nach seinen und der Seinigen Bedürfnissen, die passendsten Zurechtweisungen, Tröstungen und Warnungen. Alle, deren Vergehungen in der Gemeinde offenbar wurden, mußten sich, nachdem sie vor der weltlichen Obrigkeit gestanden hatten, im Pfarrhause einfinden, wo er nichts unterließ, sie zur Selbsterkenntniß und zur Reue zu führen. Gewöhnlich war die Folge, daß sie ihr ganzes Herz vor ihm ausschütteten, ihm ihre ganze Beichte ablegten, und sie mit Gott und ihrem Gewissen vollends aussöhnen hatten. Der Schluß des Jahres war für seine Gemeinde ein Fest, an welchem er in einer kurzen Rede einen Blick

in

in die Vergangenheit, und einen in die Zukunft warf und sein Volk lehrte, dieses Fest der Menschheit mit Menschenliebe zu feyern. Alle giengen nun um den Choraltar, und brachten, so wie er selbst, ihre Gaben für die Armen auf demselbigen dar, damit die Elenden des neuen Jahres auch froh werden konnten.

Nach dem Wunsch seiner Herrschaft übernahm er das beschwerliche Amt eines Capitul-Cämmerers, dem er an dreyßig Jahre mit Würde, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit vorstand. Als Kämmerer hatte er mit dem Decan des Capituls bey Sterbefällen der Capitularen als executor natus das Testament zu vollziehen. Weit gefehlt, an seine Diäten zu denken, strengte er sich in solchen Fällen durch unausgesetztes Arbeiten den ganzen Tag hindurch an, das Inventarium und dann die Vertheilung oder Veräußerung der Verlassenschaft in der möglich kürzesten Zeit, mit den möglich kleinsten Kosten, und zur möglich besten Zufriedenheit der Theilnehmer zu Stande zu bringen. Die Würde eines Capitul-Decans, die ihm seine Mitcapitularen zugedacht hatten, wandte er von sich ab auf

den

den wirklichen Decan, unter andern, weil durch Nebenämter gar zu oft das Hauptamt leide, für das man doch besoldet werde, und für welches man die genaueste Rechenschaft abzulegen habe. „Wer, setzte er hinzu, durch höhere Gründe nicht gedrungen ist, eine Würde zu tragen, thut besser, wenn er in der Classe der Gemeinen sich vervollkommnet. Ein guter Pfarrer ist zehnmahl mehr werth als ein schlechter Decan.“

Auch in seinen Privat- und häuslichen Verhältnissen zeigt sich Heggelin stets als ehren- und achtungswerthen Mann. In den ersten Jahren seines Pfarramtes hatte er durch seine eignen nächsten Verwandten und seine Mutter, die er zur Besorgung der Hauswirthschaft angestellt hatte, viel Verdruß, indem die Wirthschaft von ihnen vernachlässigt, und er selbst durch sie verschrieen wurde. Er sah sich daher genöthigt sich von ihnen zu trennen, und nahm eine mehr als vierzigjährige Wittwe als Haushälterin an. Hier hatte er das neue Mißgeschick, daß er von übelgesinnten Menschen eines verdächtigen Umgangs beym Bischof von Constanz angeklagt wurde, von welchem Verdacht er sich vor der bischöflichen Commission vollkommen

men reinigte, aber doch die Perücke entlieh, die einmal Veranlassung zu der Verläumdung gegeben hatte. Jetzt erhielt er eine sehr redliche und treue Haushälterin und Köchin, welche drey und dreyßig Jahre ihm unverdrossen diente, immer zu seinem Vortheil handelte, sich in seinen bisweilen aufbrausenden Humor schickte, aber auch von ihm gut besoldet und in seinem Testament wohl bedacht wurde.

Sein Pfarrhaus war einfach und anständig meublirt. Für die größte Zierde desselben achtete er seine auserlesene Büchersammlung aus allen Fächern, die für ihn Interesse hatten. Sie gewährte ihm die angenehmste Erholung, die lehrreichste Unterhaltung. Seinen Vorsatz, sie zu einer ewigen Hausbibliothek des Pfarrers in Wurmlingen zu bestimmen, mußte er zuletzt nähern Pflichten aufopfern.

Er stand im Sommer mit Tagesanbruch, im Winter um vier Uhr auf. Seine Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe gieng so weit, daß er, um alles sogleich im Reinen zu haben, sich sein Bette selbst machte, das Zimmer ausfegte, jedes Stäubchen von Tischen und Commoden abstäubte, und dann die Fen-

ster

ser der frischen Luft öffnete. Denn der Genuß der reinen, frischen Luft und der schönen Natur stand bey ihm in hohem Werthe. Als daher ein Bischoff sein Pfarrhaus lobte und nach dem Ertrag der Stelle fragte, gab er zur Antwort: „Sie trägt im mäßigen Anschlag 2280 Fl. Die Aussicht aus diesem Fenster ist tausend und die aus jenem auch tausend Gulden werth. Das Uebrige bekomme ich in baarem Gelde.“

Sein Tisch war, hatte er keinen Gast bey sich, äußerst frugal; sein Frühstück Thee; sein Tischtrank klares Wasser; sein Abendtisch oft nur eine Schale Milch.

Dem Gebet und der Betrachtung waren die ersten Stunden des Tages, die er nur sein Morgenbrod nannte, gewidmet. Die Gebete, wozu man dreymal des Tages mit dem Geläute zusammen zu rufen pflegt, versäumte er nie. „Es fehlt immer etwas, sagte er, wenn der Pfarrer nicht da ist.“ Er glaubte an die Kraft der Fürbitte, und versäumte sie keinen Tag. Fiel ihm im Gebet bisweilen ganz unvermuthet der Name eines Freundes, an den er lange nicht gedacht hatte, ein, so machte ihm dieses Ereigniß aufmerksam. Er fieng von dem Zeitpunkt an,

trägt

täglich mit besonderm Fleiße für diesen Freund zu beten, und — bald kam die Nachricht von dem Tode des Freundes an.

Die Zeit, die er von seinen vielen Amtsgeschäften abmüßigen konnte, und die ihm sein ausgebreiteter Briefwechsel und die häufigen Besuche, welche er erhielt, übrig ließen, wurde der Lectüre gewidmet. Die Bibel und Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi waren seine Lieblingsbücher. Durch die gelehrten Zeitungen erhielt er sich in Bekanntschaft mit allen Erscheinungen und Umwälzungen in der Litteratur, ob er gleich selbst kein Partheygänger, kein Freund der ewig wandelnden Systeme und Philosophien war.

Die letzte Zeit vor dem Schlafengehen wurde immer der Musterung seines Tagewerks, der Triebfedern seiner Handlungen, seiner Neigungen ꝛc. gewidmet. Nie durfte er sich alsdann sagen: Ich habe diesen Tag verlohren!

Zu seinen einfachen und natürlichen häuslichen Freuden gehörte der Umgang mit Thieren. Wenn die gewöhnlichen Menschen vornehm und gleichgültig auf die thierische Schöpfung herabzusehen pflegen, so ist es dagegen seiner organisirten und zärter füh-

len-

lenden Menschen eigen, ihr Wohlwollen, ihre Fürsorge und Theilnahme auch auf diese Wesen zu erstrecken, die selten undankbar, gemeiniglich das Gute, was wir ihnen erzeugen, durch verdoppelte Anhänglichkeit, Treue und Zärtlichkeit belohnen. Im genauern Verkehr mit diesen Geschöpfen lernt der Mensch eine Menge rührender Eigenschaften in ihnen entdecken, ihre Sprache verstehn und auf sie wirken. Ein sanfter und liebreicher Umgang mit den Hausthieren macht diese selbst sanft und fromm, und man erzählt von einem biedern Schweizer Bauersmann, der mit seiner Familie und seinem Gesinde ein Muster von Friedfertigkeit und Frömmigkeit war, daß sich auch sein wohlgenährtes und gut behandeltes Vieh in der ganzen Gegend durch stilles, frommes Wesen ausgezeichnet habe. So sammelten sich auch allerley Thiere, vierfüßige und Geflügel, um den gutmüthigen Heggelin, und alle, die in seinem Kreise lebten, waren gutartig und hatten ihn lieb. Mochte ihm in dem, was er von ihrer Sprache — er sprach mit ihnen und glaubte von ihnen verstanden zu seyn — und von ihren Eigenschaften mit beredtem Munde erzählte, seine Einbildungskraft manchen

Streich

Streich spielen, man wird nicht ohne Interesse lesen, was Sailer aus dessen Munde über sein Thiervölkchen S. 261. f. f. erzählt.

Heggelin's Aeußeres war ein Abdruck seines Innern; Ernst und Freundlichkeit, Festigkeit und Liebe war in seiner Miene, in seinem ganzen Wesen und Thun ausgedrückt. In seinem Angesicht lag etwas von Verklärung, von Himmel. Die Freundlichkeit des Ernsten zog die Bessern an, und der Ernst Freundlichen hielt die Schlechten in Schranken. Er war ein gastfreyer Wirth, ein gefälliger und heiterer Gesellschafter, der Allen Allerley zu seyn verstand. Im Kreise esoterischer Freunde that sich seine ganze schöne Seele auf. Ein jüngerer Freund, der eine Zeitlang um ihn zu seyn das Glück hatte, schrieb für sich eine Anzahl von geistreichen Gedanken und Einfällen nieder, die dem Munde des praktischen Weisen entflossen waren. Hier einige derselben:

Der Thautropfen im Sonnenstrahl.

„Kann das kalte Wasser durch die Sonne so schön und so glänzend werden: wie leicht-

lichthelle muß nicht der Menschengeist — Gottesbild — durch Vereinigung mit Gott werden können? Spiegelt sich die Sonne so schön im Wassertropfen: wie schön muß sich die ewige Liebe im hellen, reinen Menschengeiste spiegeln? Alles Schöne ist doch nur ein Fingerzeig auf das Urschöne; alles Gute nur Pfand des Besten."

Vorliebe für Sylben in Sachen der Religion.

„Wenn die Sylbe deinen Bruder ärgert, warum lässest du sie nicht weg; und wie oft ist es nur Sylbe, was deinen Bruder ärgert?"

Das Sylbenstechen.

„Wenn aber der Inquisitor Sylben sticht, um aus den Buchstaben Ketzereyen zu erkünsteln, und aus erkünstelten Ketzereyen Todesverbrechen zu erzwingen; so ist es hohe Zeit, daß die rechtmäßige Gewalt des Fürsten die unrechtmäßige Gewalt des Priesters beschränke, und das Lamm aus den Klauen des Wolfes rette."

Gebetläuten.

„Es ist doch schön, daß uns die Kirche, dreymal im Tage, an Gott erinnert. Zwar leben, weben und sind wir alle in ihm: aber mancher vergäße doch, ohne diese Erinnerung, sein Herz zu dem zu erheben, von dem alle gute Gabe kommt, an den zu denken, in dem er lebet, webet und ist. Die Kirche thut also wohl, wenn sie ihre Anstalten auf die Sinnlichkeit des vernünftigen Menschen und auf die Gebrechlichkeit des Sinnlichen berechnet.“

Institutenhaß.

„Es sind Anstalten genug in der Welt, die dem Thiere in uns aufhelfen; mir ist jede Anstalt willkommen, die dem Geiste in uns aufhilft, oder auch nur aufzuhelfen den ehrlichen Versuch wagt. Es giebt jetzt ein Riesengeschlecht, das fast gegen alle stehende Anstalten, die dem Geiste aufhelfen sollen, Sturm läuft. Natürlich: als Riesen berühren sie den blauen Himmel oben mit der Spitze ihres Fingers — wir andere bedürfen Leitern, Gerüste — Institute.“

Aberglaube.

„Was uns von dem lebendigen Gott ab- und zu todten Götzen hinwendet; was uns vom lebendigen Geiste ab- und zum Cadaver der Form hinhält, ist schädlicher Aberglaube, den man wie die Pest behandeln muß. Mancher Aberglaube war indeß in den Bessern, die ihn veranlaßten oder begünstigten oder benutzten, wohlthätige Absicht, obgleich den Unmündigen — krasser (oft tödtender) Buchstabe. So wollten vielleicht gutmüthige Eltern ihre Kinder vor nächtlichem Auslaufen und Umherschwärmen bewahren. Durch Vernunft vermochten sie es nicht. Sie nahmen also ihre Zuflucht zur Gespensterfurcht: ‚Geht nicht hinaus; es spuken Geister draußen.“

Feyertage — Arbeits-Scheu.

Zwingen kann die Herrschaft den Bauer wohl nicht, daß er an abgeschafften Feyertagen arbeite, wenn er nur seine Abgaben entrichtet. Das Beyspiel des Pfarrers und die Beyspiele angesehener Bauern, die er etwa des Bessern überzeugen kann, mögen da das meiste wirken, was auf der Stelle gewirkt werden kann. Die Bauern, Knechte und Mägde, auch die Handwerksgesellen, sind

im Grunde wie die Studenten, sie lassen sich ihre Vacanztage, ihre Ferientage ungern nahmen. Die jungen Füße laufen gern — zur Freude, und an Feyertagen ist freyes Laufen zur Freude — an Arbeitstagen nur schwerer Gang zum Tagewerke. Die Feyertage (die überflüßigen, die es verdienten, aus dem Kalender und aus dem Herzen der Christen verdrängt zu werden) sind also nicht blos in unrichtigen Vorstellungen, wie einige Gelehrte glauben, sie sind in den Neigungen der Menschen gewurzelt, wie die Ungelehrten wohl wissen: darum sind sie durch unbewaffnete Belehrungen der Pfarrer und durch bewaffnete Befehle der Fürsten nicht so leicht vertilgbar. Sie sind in den Neigungen gewurzelt, und nicht blos in der muntern Neigung zur springenden Freude; sie sind auch gegründet in der ernsten Neigung zum Erwerbe. Der Becker, der Brauer, der Krämer, der Fleischer, der Färber, der Handwerker jeder Gattung, hoffen die Summe ihres Vermögens zu vergrößern, wenn der Feyertag das Landvolk in die Städte und Märkte lockt. Es ist nicht blos Aberglaube, was die Menschen für die vielen Feyertage einnimmt; es sind die Neigungen

gen der Menschen, die den Feyertagen ihr Reich verewigen. Und diese Neigungen haben gute Ruhe vor jenen Verbesserern, die meistentheils ihr Wesen in dem Felde der Vorstellungen treiben und es den Neigungen frey stellen, sich nach den neugemachten Vorstellungen zu richten; welches die Neigungen wohl bleiben lassen. Demnach greifen manche unsrer wohlmeinenden Reformatoren die Sache am unrechten Ende an, indem sie die Finsterniß zur engen Thüre des Kopfes hinausjagen wollen und sie bey der großen Herzenspforte wieder herein lassen, oder besser, ruhig im Herzen schalten und walten lassen."

Heggelin, der Vielgeliebte und Verehrte, hatte doch auch seine Gegner und Verfolger. Er wagte es ja anders als die Menge zu seyn und zu handeln; er entlarvte die Scheinheiligkeit, und drang auf Heiligkeit des Herzens und Wandels, und auf Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit; er ehrte die frommen Institute der Kirche, aber der krasse Aberglaube, mönchische Faulheit und Laster, und das Maschinenartige in dem Religionswesen fand bey ihm keine Freystätte. So ward auch er häufig gelästert und verketzert. Die Ordens-Geistlichen sahen ihn

als

als ihren Feind an, und er rächte sich durch Wohlthun. In einem strengen Winter, in welchem großer Holzmangel herrschte, schickte er mehrere Wagen mit Holz in ein benachbartes Mendikanten-Kloster, verbot aber den Bauern, den Namen des Gebers zu nennen. Die Bauern wurden im Kloster gespeist und ihrer reichen Allmosen wegen gepriesen, aber ihr Pfarrer, „als ein Mann, der die armen Bettelmönche hasse, verfolge, und ihnen, wenn es anders in seiner Gewalt stünde, das Betteln und das Essen ganz untersagen möchte," scharf mitgenommen. Hier konnten die Bauern nicht länger mehr an sich halten. Vom Tisch aufstehend riefen sie: „Der, den ihr schmähet, ist nicht euer Feind, sondern euer Wohlthäter; er ist es, der euch das Holz zuschickt," und somit giengen sie ihres Weges. Einst hielt ein elender, unwissender Priester eine Wallfahrtspredigt, die er sich hatte machen lassen, worin von Heggelin ein Zerrbild mit sehr stark aufgetragnen Farben aufgestellt und er in den untersten Abgrund verdammt wurde. Heggelin saß ruhig unter den Zuhörern, wie einst Socrates in der Schaugebung der Wolken des Aristophanes.

Wie

Wie wenig ihn die Anfeindungen des Unverstandes oder des bösen Herzens außer Fassung brachten, trugen sie doch wohl das ihrige, in Verbindung mit andern unangenehmen Erfahrungen, dem Verfall der Sittlichkeit und Religiösität, dem revolutionären Geist der Zeit, dem Wirken der geheimen Orden, und mit seiner sich einstellenden Kränklichkeit, bey, seine heitre Stirn allmählich zu umwölken und sein Gemüth mit einer finstern Stimmung einzunehmen. Man beklagte, daß eine krankhafte Reizbarkeit, daß Mißtrauen, daß eine schwarze Ansicht der Welt immer mehr bey ihm überhand nehmen, und daß diese Sinnesart die Uebel seiner letzten leidensvollen Tage vermehrte, und ihm selbst die Tröstungen der Freundschaft und der Theilnahme raubte, weil es ihm vorkam, als meinten es Wenige mehr redlich mit ihm!

Der letzte Krieg ward auch für ihn eine Quelle vielfachen Elends. Sein Haus ward bey der ersten Vorrückung der feindlichen Heere siebenmal geplündert, und sein Viehstall bald darauf durch die Seuche, bis auf eine einzige Kuh, ausgeleert. So lange der Krieg währte, lagen schwere Lasten von Kriegssteuern und Requisitionen auf seinem

Nah-

Nacken. Bey dem wiederholten Anrücken des Feindes im May 1800 suchte er einen Zufluchtsort im Schlosse seiner Herrschaft, wo er einen Monat gütig verpflegt wurde. Bey der Rückkehr in das Pfarrhaus fand er überall Spuren des Krieges, Hausrath und Betten verdorben, zerschnitten, Bücher, Hornvieh, Alles geraubt. Jetzt kam noch ein peinliches und kostspieliges Krankenlager mehrerer Monate hinzu. Und von diesem erholte er sich nur etwas, um von Neuem — zum letztenmal — krank zu werden. Mit einem Körper, in dem die Wassersucht überhand genommen hatte, verrichtete er doch wieder Amtsgeschäfte. Bey sehr schlechter und kalter Witterung warf er sich an einem Freytage nach geendigtem Gottesdienst in den Wagen, um einen Sterbenden auf einem seiner Filialorte zu besuchen. Krank und elend kam er zurück; las noch mit sinkenden Kräften den folgenden Morgen Messe, mußte sich aber nach Hause führen lassen, um dasselbe nicht mehr zu verlassen. Mehrere qualvolle Monate brachte der Wassersüchtige auf dem Lehnstuhle sitzend zu, weil er liegend in Gefahr gewesen wäre, zu ersticken. Hier übte er sich in der Geduld, betete, dictirte und schrieb,

schrieb, beym Nachlaß seiner Schmerzen, Briefe an seine Freunde. Seine Körperleiden wurden noch gar sehr durch seine, vom Mißgeschick der letzten Jahre und von seiner langwierigen Krankheit zerrütteten ökonomischen Umstände vermehrt, und es würde ihm sogar an dem Nothwendigsten gefehlt haben, hätte er es nicht itzt über sich erhalten, gegen seine sonstige Maxime: daß „Geben seliger als Nehmen“ sey, die Unterstützungen einiger edlen Freunde anzunehmen. Die Universität zu Freyburg sandte ihm zweymal ein Geschenk, jedesmal zehn Louisd'or, zum Zeichen ihrer Zufriedenheit mit seiner Amtsführung. Ein edler Pfarrer schickte zweymal hundert Gulden, und würde seine Freygebigkeit fortgesetzt haben, wenn der Tod den armen Leidenden nicht endlich in der Nacht den 30. April 1801 ausgespannt hätte. Eigenhändig schrieb er noch am letzten Abend an den zwey und neunzigjährigen Oheim in Marktdorf, und schloß so: „Das Röcheln nimmt mir allen Schlaf, Gott will mich mit dem Tode recht bekannt machen, und die Freunde wollen es mit ihrem Gebete erzwingen, daß er mich länger leben lasse. Ich will nur: Fiat voluntas tua, Domine! Hand und

Kopf

Kopf kann nicht mehr: also bleibt es bey Dank und Liebe Ihres ewigen Schuldners.“ Nachdem er dies geschrieben, saß er erschöpft da. Seine Angst vermehrte sich. Die treue Wärterin sprach ihm zu. Er rief: Herr, führe uns nicht in Versuchung, und blieb nun bis zum letzten Athemzuge stille.

Die Guten sterben nicht; sie schlummern nur!

Friedrich von Hardenberg,

Churſächſiſcher Salinenaſſeſſor und deſignirter Amtshauptmann in Thüringen.

geb. d. 2. May, 1772.
geſt. d. 25. März 1801. *).

Wenn man von einem Menſchen ſagt: „Er hat Genie“: ſo will man damit gemeiniglich die Anlage des Geiſtes bezeichnen, Wiſſenſchaf-

*) Dies Denkmal ſetzt der ehrwürdige Kreisamtmann Juſt in Tennſtädt, im Churſächſiſchen Thüringen, der ſeltenen Freundſchaft, die ihn mit dem unvergeßlichen Novalis verband. Der Herausgeber des Nekr. fügt für ſolche, die dieſen hohen Genius bis dahin nur dem Namen nach kannten, einen Nachtrag bey.

schaften oder Künste mit Leichtigkeit zu bearbeiten und in ihnen etwas nicht Gemeines zu leisten. Glaubt man, daß diese Anlage nur auf eine besondere Kunst oder Wissenschaft gerichtet ist: so sagt man im Besondern: „Er hat poetisches, mathematisches ꝛc. Genie.“ Wenn man ihm aber diese Anlage für Wissenschaften und Künste überhaupt zueignen will: so sagt man im Allgemeinen: „Er hat Genie.“ — Eine weit höhere Naturanlage will man in demjenigen bezeichnen, von dem man sagt, „daß er ein Genie sey. Wendet man dieses auch nur bestimmt auf einen Gegenstand an; „er sey ein philosophisches, mahlerisches, technisches, mathematisches Genie:“ so soll dieses unstreitig so viel heißen: „Alle Fähigkeiten seines Geistes scheinen von der Natur dahin gerichtet zu seyn, um eben diese bestimmte Kunst und Wissenschaft zu treiben, und sich in derselben als Erfinder und Virtuose vor Andern auszuzeichnen.“ Sagt man endlich im Allgemeinsten: „Dieser Mensch ist ein Genie“: so glaube ich, daß man diesem Ausdruck füglich keinen andern Sinn unterlegen kann und soll, als den: „Dieser Mensch besitzt vorzügliche Fähigkeiten des Geistes, um in jeder

Kunst

Kunst und Wissenschaft, die er treiben wird, als selbstthätiger Erfinder und Virtuose zu erscheinen; er besitzt die Kraft, jedes Wissenswerthe mit Leichtigkeit zu lernen, mit Tiefe zu ergründen, mit Festigkeit zu behalten, mit Weisheit zu ordnen, mit Scharfsinn zu beurtheilen; gleiche Stärke aller Geisteskräfte, gleiche Kraft sie anzuwenden; gleiche Gewandtheit sie auf den oder jenen Gegenstand zu richten, gleiche Lust und Liebe, sie zu gebrauchen.“

Ich habe mir diesen Begriff jenes Ausdrucks von dem jungen Mann abgezogen, den ich mehrere Jahre seines kurzen Lebens, aber gerade diejenigen, wo sein Geist reifte, genauer zu beobachten Gelegenheit hatte, an Friedrich von Hardenberg.

Und wenn man gemeiniglich den Genies den Fehler zuschreibt, daß sie nur oberflächlich sind, daß sie nicht fest bey einem Gegenstande halten, daß sie die ernsten Gegenstände des menschlichen Wissens den gefälligern nachsetzen, daß sie in ihren Ideen leben, und sich zur practischen Anwendung nicht bequemen wollen: so war dieses mit Hardenberg nicht der Fall. Alles wollte er gründlich und wissenschaftlich erlernen, und seinen Ge-

Gegenstand des menschlichen Wissens schloß er davon aus. Dabey gewöhnte er sich auch zum practischen Leben, und scheuete die mühsame Erlernung des Details und Kleinigkeiten nicht, die ein guter Praktiker nothwendig kennen und anwenden muß. Und mit dem Allen verband er ein für alles Gute und Schöne, besonders für Natur, Freundschaft und Liebe empfängliches Herz, welches mit seinem Geiste in dem besten Einklang stand, so daß er weder über der Ausbildung des Geistes, die des Herzens vergaß, noch sein Kopf mit dem Herzen davon gieng; und daß er auch an Andern Kopf und Herz richtig zu würdigen und zu unterscheiden wußte.

Sein früher Tod schien daher Allen, die ihn genäuer kannten, ein wahrer Verlust für die Wissenschaft und für die Menschheit zu seyn. Unstreitig hatte die liberale, vielseitige, oft veränderte, und oft heterogene Erziehung, die er genossen hatte, zur Ausbildung seiner trefflichen Naturanlagen viel beygetragen. Im Adelstande gebohren, der Sohn eines guten, verständigen, angesehenen und wohlhabenden Vaters, noch verwandt mit Männern, die Geburt, Würde, Vermögen, Verbindungen, Geistesgaben und Kenntnisse über an-

andre erhoben hatten, waren ihm alle die Vorzüge früh zu Theil geworden, die daher fließen können, ohne daß die damit verbundenen Nachtheile vorzüglich auf ihn gewirkt hätten. Denn, ohne die bürgerliche Verschiedenheit der Stände zu verkennen, machte sein freyer denkender Geist doch nur einen Unterschied zwischen der gebildeten und der ungebildeten Menschenklasse aller Stände. Und dem Adel eignete er nur zwey Vorzüge zu, den der Gastfreundschaft, und den der Liberalität in Gesinnung und Erziehung, welche letztere ihm besonders so wohlthätig gewesen war.

Am 2. May 1772 in Wiederstedt, einem Familiengute in der Grafschaft Mannsfeld gebohren, zeichnete er sich in seinen ersten Jahren gar nicht aus. Kränklich am Körper, schlummerte auch sein Geist. Seine nur um ein Jahr ältere Schwester, mit welcher er erzogen ward, und die er, wie seine beyden auf ihn folgenden Brüder, mit inniger Anhänglichkeit liebte, lernte absichtlich die Elemente der Wissenschaften, um ihn zum Mitlernen aus Liebe zu ermuntern. Und es gelang. Der fromme Sinn, der im elterlichen Hause herrschte, hatte früh bedeutenden Ein-

Einfluß auf ihn, wiewohl er erst in den letzten Jahren seines Lebens seine volle Wirkung äußerte. Seinem unermüdet thätigem Vater, der mit rastloser Geschäftigkeit immer zu wirken strebt, und dem die Pflichten seines Berufs und die der Menschenliebe über alles heilig sind, erlaubten seine mannichfachen, zum Theil auswärtigen Geschäfte nicht, die Erziehung seines Erstgebohrnen selbst zu besorgen. Was die Mutter, deren fromme Stimmung mit der des Vaters harmonirte, und an der unser Friedrich mit kindlicher Liebe hieng, selbst und durch ihre älteste Tochter in den ersten Jahren der Kindheit angefangen hatte, das sollten nun Hofmeister fortsetzen und vollenden. Vom 9. Jahre an, nachdem er eine schwere Krankheit überstanden hatte, erwachte sein Geist; in den gelehrten Sprachen und in der Geschichte schritt er besonders mit starken Schritten vorwärts; Gedichte und Mährchen waren seine Lieblingserholung; und seine drey ältern Geschwister sein einziger Umgang. Seine Eltern waren in Sinn und Meynung Freunde der Brüdergemeine, und fühlten sich dabey gut und glücklich. War es ihnen zu verdem

denken, daß sie dieses Guth auf ihre Kinder vererben wollten?

Mit der ältesten Tochter ward ihr Wunsch erfüllt; nicht so damals mit dem ältesten Sohne. Er sollte von dem Prediger zu Neudietendorf — einer Herrnhutschen Colonie zwischen Erfurt und Gotha — in der christlichen Religionslehre unterrichtet werden. Sein kindlicher Sinn, sein ästhetisches, auch wohl frommes Gefühl hätte dabey seine Rechnung gefunden. Aber sein nun erwachter hochemporstrebender, nach Selbstständigkeit und Wissenschaft ringender Geist, wie konnte er sich in die engen Grenzen beschränken lassen, die hier der Glaube dem Forschen und Wissen setzt?

Weit willkommener mußte dem reifenden Jüngling der Aufenthalt in Luclum bey Braunschweig seyn, wo er bey seinem Oheim, dem Landcomthur von Hardenberg, ein Jahr verlebte. Dieser Mann besaß in sich einen gebildeten Verstand und eine große Masse wohlgeordneter Kenntnisse; um sich eine treffliche Sammlung der besten und neusten Schriften aller Art. Dieses beydes, und seine Verbindung mit großen, weisen, und guten Männern, seine tiefe aus

Erfahrung geschöpfte Weltkenntniß, sein feiner Ton, die Achtung in der er lebte, Alles dies half gewiß diesem Jüngling ungemein zu seiner frühen vielseitigen Ausbildung. Denn er war dabey selbstständig genug, um von keinem Glanz äußerer Vorzüge und Unterschiede geblendet, überall den Menschen zu sehen, und also auch für sich nur Nahrung des Geistes und Herzens einzusammeln.

Die Zeit kam näher, daß er auf die Universität gehen sollte. Um hierzu gründlich vorbereitet zu werden, ließ ihn sein Vater noch ein Jahr in Eißleben, unter der Anleitung des trefflichen Jani, in den alten Sprachen und denjenigen Kenntnissen unterweisen, deren Verabsäumung man dann auf der Universität und im ganzen Leben nur allzuoft bedauern muß.

Hatte er bisher unter der Aufsicht seiner Eltern, seiner Hofmeister, seines Oheims und Janis gestanden: so trat er nun ganz allein in die akademische Welt. Im Herbst 1790 gieng er zuerst nach Jena; dann mit dem zweyten Bruder, Erasmus, nach Leipzig; endlich nach Wittenberg, wo er im Herbst 1794 seine akademische Laufbahn beschloß. Und es gehörte gewiß mit

zu

zu seiner Bildung, daß er nun überall seinen eignen Gang gieng, ohne von einem Führer da oder dorthin gestoßen zu werden. Er gewann dadurch unstreitig an Selbstständigkeit, eigner Ansicht, freyem Forschen, und schnellen Fortschreiten.

Ein glückliches Zusammentreffen mehrerer günstiger Umstände war für die Ausbildung seines Geistes ungemein vortheilhaft. Die Kantische Philosophie fieng damals an die herrschende und von Reinholden und Fichten in Jena überarbeitet zu werden. Mit Fichte, der von Hardenbergs Vater und einer edlen Frau, deren gebohrner Unterthan er war, auf der Schulpforta und Universität Unterstützung bekommen hatte, ward er genauer bekannt; und sah die ersten elektrischen Funken, die aus diesem Feuerkopfe damals schlugen. Aber auch den in Schelling wohnenden philosoptschen Geist ahndete er damals schon, als dieser noch in Leipzig einige Freunde auf seiner Stube über Philosophie belehrte. Ward Hardenberg so ganz mit dem Geiste der critischen Philosophie vertraut, daß man ihn da allein einheimisch zu finden glaubte; so fand auch sein ästhetisch-poetisches Genie in Männern, die Jena und Weimar

in sich vereinigte, reiche Nahrung. Der Zeitgeist brachte aber eben damals auch die Ideen von Freyheit und Gleichheit, von Menschenrecht und dem Grunde der Staatsverfassungen in Umlauf. Darum mußten nun Philosophie, schöne Wissenschaften und Künste, und Politik in diesem Sinn des Worts, seine Lieblingsfächer seyn. Dabey versäumte er indeß nicht, sich besonders in Leipzig und Wittenberg mit der Rechtswissenschaft bekannt zu machen; und er muß nebenbey in der Mathematik und Chemie seine Vorkenntnisse erlangt haben, welches sein nachheriges Studium beweißt.

Von Wittenberg kam er nach Tennstedt, um daselbst nach dem Willen seines Vaters, in das practische Leben geleitet zu werden. Von der Zeit an wurden wir die vertrautesten Freunde, und blieben es bis an seinen Tod. Von der Zeit an kann ich also auch aus eigner Kenntniß über ihn schreiben, da ich vorhin nur aus seinen Erzählungen und aus fremden Zeugnissen reden konnte. Ich sollte sein Lehrer und Führer werden; aber er ward mein Lehrer. Nicht nur, daß ich selbst in denjenigen Fächern, wo ich vielleicht durch Erfahrung und Uebung ihn an Kenntnissen über-

übertraf, alle seine Kraft aufbiethen mußte, um seinem Forschungsgeiste, der sich mit dem Gemeinen, Bekannten, Alltäglichen nicht begnügte, sondern das Feine, das Tiefe, das Verborgene überall aufsuchte, einige Gnüge zu leisten; sondern auch hauptsächlich, daß er mich mit sich fortriß, mich von den Fesseln der Einseitigkeit und Pedanterey, in die ein vieljähriger Geschäftsmann so leicht eingeschmiedet wird, befreyte; mich zu vielseitiger Ansicht desselben Gegenstandes durch sein Sprechen und Schreiben nöthigte, mich zu den Idealen, die seinem Geiste immer vorschwebten, so weit es mir meine Schwerfälligkeit erlaubte, erhob, und den fast entschlummerten ästhetischen Sinn in mir erweckte.

Wer würde es aber vermuthet haben, daß dieser junge Mann, um sich zu einem Geschäftsmann zu bilden, die Mühe nicht scheute, dieselbe Arbeit zwey, dreymal ganz umzuschaffen, bis sie so erschien, als sie, nach meiner Meynung, seyn sollte? daß er sich ganze Seiten von gleichbedeutenden oder abweichenden Wörtern auszeichnete, um die Abwechselung und Präcision des Ausdrucks bey Geschäftsaufsätzen in seine Gewalt zu bekom-

kommen? daß er die gemeinsten Geschäfte des Practikers mit eben dem Fleiße bearbeitete, als diejenigen, die ganz etgends für seinen Geist berechnet waren?

Aber er wollte das, was er seyn wollte, nicht halb, sondern ganz seyn. Nichts trieb er oberflächlich, sondern alles gründlich. Dabey kam ihm die herrliche Anlage, das Gleichgewicht aller Geisteskräfte, und die Leichtigkeit, womit er Alles betreiben konnte, vorzüglich zu statten. Ein neues Buch durchlas er in dem vierten Theile des Zeitraums, den wir andere Erdensöhne dazu nöthig haben. Dann legte er es still bey Seite, als ob er es nicht gelesen hätte. Wenn nun nach Wochen oder Monathen über dieses Buch gesprochen ward; so war er im Stande, den ganzen Inhalt des Buchs zu erzählen, die bedeutendsten Stellen anzuführen, über seinen Werth ein bestimmtes Urtheil zu fällen, und dabey zu sagen: Ob und Warum er es dem oder jenem Freunde zum Lesen empfehlen könne, oder nicht. So las er, so arbeitete er, so studierte er — auch die Menschen. Und so war es möglich, daß er in einem so kurzen Leben das leistete, was er geleistet hat. Von den neusten Schriften

aus

aus den wissenschaftlichen und ästhetischen Fächern, die in sein Gebiet und in seinen Zeitraum gehörten, war ihm nicht leicht eine ganz fremd. Die merkwürdigsten hatte er gelesen und studiert; dabey gelang es ihm, mit mehreren berühmten Gelehrten in persönliche Bekanntschaft zu kommen, auch von manchen die Art und Weise zu kennen, wie sie zu studieren und schreiben pflegten. — Namentlich weiß ich mir dies von Jean Paul und Lafontaine zu erinnern. — Sein liebstes Buch aus dem Gebiet des Schönen war damals 1795 Göthens Wilhelm Meister; diesen kannte er fast auswendig, und ich glaube; man wird es in seinen Ofterdingen vielleicht bemerken, daß Wilhelm Meister sein Liebling war.

Drey Dinge waren es, für die er — damals und wie ich glaube bis an seinen Tod — entschiedene Vorliebe hatte. Consequenz im Denken und Handeln, Aesthetische Schönheit, und Wissenschaft.

Der Vorzug, den er der erstern gab, verführte ihn zuweilen, so daß er, z. B. dem Robertspierischen Schreckenssystem, das er um seiner Abscheulichkeit willen hassen mußte, doch

doch um der Consequenz willen eine Lobrede halten konnte. So gab er auch in seinem letzten Lebensjahre einem frommen katholischen Freunde, der eben mit ihm bey mir war, einen Seelenschmauß, indem er die Consequenz der Hierarchie schilderte, und in dieser langen, langen Schilderung die ganze Geschichte des Pabstthums einflocht, und mit dem ganzen Reichthum von Gründen und Bildern, die ihm Vernunft und Phantasie darboten, der Panegyrist der päbstlichen Alleinherrschaft wurde.

Gleiche Vorliebe hatte er für ästhetische Schönheit. Selbst da sein innerer Mensch noch nicht für das Vernünftig-Heilige der christlichen Religion gestimmt war, selbst da war ihm doch die Bibel, ihrer ästhetischen Schönheiten wegen, lieb und werth; freylich aber konnte er sich auch eben darum in eine solche Religion verlieben, die eine Mutter Gottes, eine Madonna, zur Verehrung darbot.

Fichte hatte dem Worte „Wissenschaft“ eine neue Bedeutung gegeben; und diese hatte viel Werth für meinen Freund. Denn sein Wunsch und Bestreben war, nicht nur Alles, was man bisher Kunst und Wissen-

schaft

schaft nannte, auf ein Princip zurückzuführen, und so zur wahren Wissenschaft zu erheben, sondern auch alle Wissenschaften und Künste in ein Ganzes zu vereinigen. Denn nach seiner Ueberzeugung bot die eine der andern schwesterlich die Hand, und ein herrlicher Verein verband sie alle. Darum schloß er kein Fach von seinem Forschen und Lernen aus; (So ließ er sich einst in Wittenberg in der Kirchengeschichte ganz eigends unterrichten) und konnte er schon sie nicht alle studieren: So ist doch dieß gewiß schon ein Beweiß seines ausgezeichneten Genies, daß er sie alle studieren, und aus ihnen eine Wissenschaft machen wollte.

Bey dieser Vorliebe für Wissenschaft und ästhetische Schönheit, würde es ihm schwer geworden seyn, sich im 24sten Jahre zu einem praktischen Leben zu entschließen, wenn nicht eben sein ästhetisches Gefühl und sein Sinn für stilles häußliches Glück, den er schon früh im elterlichen Hause eingesogen hatte, ihn dazu bestimmt hätte. Auf einer Geschäftsreise, die er mit mir machte, lernte er ein 13jähriges Mädchen, Sophie von Kühn, kennen; ein Mädchen, das damals schon Charakter, gleich einem Erwachsenen besaß;

besaß; das mit dem Reiz und der Anmuth einer schönen Jugend, Geist und Würde vereinigte, wie sie wenigen zu Theil wird. Dieses liebenswürdige Geschöpf ward seine Madonna; und die Hoffnung ihres Besitzes gewährte ihm die Hoffnung des häußlichen Glücks, das seine Eltern genossen; und dieses konnte er hinwiederum nur dadurch erlangen, daß er sich zu einem bestimmten praktischen Geschäfte einweihen ließ. So kamen seine Wünsche mit denen seines Vaters in Einklang. Die churfürstliche Saline sollte vorerst der Raum seyn, in dem er wirken wollte. Und um darin mit Nutzen wirken zu können, ließ er sich kurz vor seinem Abschied von Tennstedt, in Langensalza von dem berühmten Chemiker, Wiegleb, in demjenigen Theile der Chemie, der ihm eben nöthig war, der Halurgie, unterrichten. Zehn bis zwölf Tage waren es nur, in denen er den ganzen Unterricht gefaßt hatte; und Wiegleb, der gewiß in seinem Fache ein competenter Richter war, nannte Hardenbergs Namen nie anders als mit Ehrerbietung.

Im Februar 1796 trat H. sein Noviciat auf den churſächsischen Salinen an. Bey der Localdirection war sein Vater, der

Berg-

Bergrath Heun, und der jetzige Bergrath Senff angestellt. Jeder zeichnete sich in seinem Fache aus. Der erste durch unermüdliche, angestrengte Thätigkeit, wobey er Zeit, Gesundheit, Vortheil dem Dienste und dem gemeinen Besten aufopferte; Heune, ältestes Mitglied der Direction, durch vertrauliche Bekanntschaft mit der Verfassung, so daß ihn mein Freund das lebendige Archiv der Saline nannte; Senff durch seine vom Publikum längst anerkannte Verdienste um das Salinenwesen überhaupt, und um das Technische desselben insbesondere.

Von allen suchte Friedrich Hardenberg zu lernen. Darum studierte er auch, nach dem Willen seines Vaters, die Kleinigkeiten und Eigenheiten, die in jeder Saline besondere Aufmerksamkeit verdienen, um sich zu größerer Wirksamkeit in diesem Fache vorzubereiten. Sein practisches Leben ließ ihm aber auch Muse genug für die Wissenschaft. Außer dem großen Schatz von Ideen und Kenntnissen, den er in sich hatte, und den er auch von außen durch Bücher und durch schriftlichen Umgang mit Gelehrten vermehrte, bekam er noch eine besondere, freilich aber traurige Veranlassung, in dieser Perio-

de oft sein liebes Jena zu besuchen, wo er mehrere seiner gelehrten Freunde, unter die, sen vorzüglich Friedrich Schlegel fand.

Denn indeß war seine Sophie erkrankt. Von den äußern Theilen hatte sich ein Geschwür den Weg nach der Leber gebahnt, und die geschickten Operationen und Heilmittel des Geheimen Hofraths D. Stark zu Jena hatten es nicht verhindern können, daß es nicht seinen Gang in das Innere der edlen Theile genommen hatte. Mehrere Monate lebte Sophie mit ihrer Mutter und Schwester, ihrer Heilung halber, in Jena; und hier war es, wo auch seine Eltern das liebenswürdige Mädchen kennen und lieben lernten, und mit elterlicher Anhänglichkeit für sie sorgten. So zog denn nun auch die Liebe unsern H. oft an den Ort, den er sonst nur um der Wissenschaft und Freundschaft willen geliebt hätte.

Sophie kehrte ungeheilt ins väterliche Guth, nach Grüningen, in Thüringen zurück, wo er sie denn auch von Zeit zu Zeit besuchte. Ihre Krankheit hatte ihn indeß veranlaßt, sich mit der Arzneywissenschaft näher bekannt zu machen. Leider aber sagte ihm nun sein eignes Wissen, daß ihre Krankheit den

den nahen Tod zur Folge haben müsse. Immer widersprach ihm sein Herz, welches eine Trennung von ihr unmöglich hielt. Denn der an sich richtige, nur in dieser Allgemeinheit nicht anwendbare Satz: „Was der Mensch will, das kann er“ verführte ihn, zu glauben: „Seine Sophie könne nicht sterben.“ Dieser Streit zwischen Verstand und Herz war noch in ihm rege, als er seine Sophie zum letztenmal besuchte. Die Erfahrung lösete den Streit. Sophie starb den 19. März 1797.

Und hiermit schien sein Lebensplan vernichtet. Er war es aber nicht, sondern nahm nur einen Umweg, eine andere Richtung. Seine ersten Briefe an uns nach Tennstedt zeugten von seiner unsäglichen Trauer, aber auch von dem mächtigen Geist, der selbst in seinem harten Schicksal einen Aufruf zu neuen hohen Gedanken und Ansichten fand. Hier der erste an meine Frau, seine vieljährige Freundin:

„Weißenfels, den 28. März, 1797. — Wie erquickt haben Ihre friedlichen Worte nicht den Lebensmüden! Ich bin es zeither recht gewesen! und nur heute Abend, während ich den Brief an Carolinchen endete,

hat

hat mich zum erstenmal wieder ein Reiz höherer Art erwärmt. Gewiß hab' ich zu sehr an diesem Leben gehangen — und da ist freylich wohl ein gewaltsames Correctif nöthig gewesen. Für Sophien kann ich nicht klagen — Gott hat gewiß recht väterlich an ihr gehandelt; und hat er da nicht nach meinem oftmaligen Gebet gehandelt? Jetzt weiß es Sophie, daß der Wunsch nach ihrem Besitz der zweyte in meinem Gebet für sie war; denn ihre Vervollkommnung, sie selbst, lag mir am meisten am Herzen. Wenn ich klage, so ist es mein Schicksal, das mich verwirrt. Sollte es aber das wohl? — Eine plötzliche Umänderung thut sehr weh. — Es ist gewiß, ich muß meine ganze vorige Existenz vergessen! Die Erde hatte ich so lieb! ich freute mich so herzlich auf die lieben Scenen, die mir bevorstanden. — Das ist nun freylich schwer zu verwinden. Aber sollte der Beruf zur unsichtbaren Welt, diese liebevolle Annäherung zu Gott und dem Erhabensten, was die Menschheit hat, sollte mich die nicht entschädigen können? Entschädigen — klingt mir jetzt noch hart — Sophie weis, wie ich das Wort nehme. — Es bleibt doch alles um

ihrent-

ihrentwillen. Glauben Sie, daß Gott zürnt, wenn ich zu ihm sagen werde: „Vater, ich will nicht mehr murren, ich will alles gern thun, ich will Dich auch recht innig lieben — aber nicht wahr, Du giebst mir auch Sophien wieder? Sie ist gewiß eine Deiner Lieblingstöchter, und da ist Dirs gewiß recht, wenn ich ganz in ihr lebe und mich ewig nach ihr sehne!“ — — Ach er giebt sie mir sicher, so wie er Ihnen einmal Ihren guten Mann *) wieder schenkt und Ihnen auf dieser Welt für Ihre himmlische Güte recht wohl will!“

Hardenberg.

Und an mich schrieb er den Tag darauf, den 29. März, auch aus Weißenfels so:

„Es ist für mich eine bittersüße Bemerkung, daß Unglück unsern Sinn für Freundschaft und Liebe so sehr vermehrt, wenigstens zu vermehren scheint, indem es ihn mehr erweckt. Die Freude des ruhigen Besitzes ist so

*) Den zwey Jahre vorher verstorbenen Professor Nürnberger in Wittenberg, den ersten Gatten meiner Frau, bey dem er so manchen frohen Abend als Student verlebt hatte.

so unbemerkt; aber im Gefühl des Verlustes merkt die Seele erst, welche stille Wohlthäterin sie zugleich verlohren hat. Die Sehnsucht nach Sophien hat nach ihrem Tode merklich zugenommen, und mit ihr ist mein Gefühl für Freundschaft merklich gestiegen; Ihre milden Briefe waren eine sehr angenehme Nahrung für dasselbe. Es freute mich, daß Sie, mein erster, ältester, und sicherster Freund, so deutlich den wahren Verlust übersahen, den mir der Heimgang meiner Sophie verursacht. Eine solche Bestätigung meines Gefühls mußte sehr wohlthätige Wirkungen hervorbringen. Die Erinnerung an das, was mir zeitlebens davon bleibt, ist wenigstens ein bedeutender Fingerzeig und doch ein lieblicher Zug im vollendeten Bilde des Trostes. Bisher ist mir dieses nicht erschienen, ob ich wohl seit gestern Abend eine Ahndung seines Kommens habe. Wenn ich bisher in der Gegenwart und in der Hoffnung irdischen Glücks gelebt habe, so muß ich nunmehro ganz in in der ächten Zukunft und im Glauben an Gott und Unsterblichkeit leben. Es wird mir sehr schwer werden, mich ganz von dieser Welt zu trennen, die ich so mit Liebe studierte; die Recidive werden manchen bangen Augenblick

blick herbeyführen — aber ich weiß, daß eine Kraft im Menschen ist, die unter sorgsamer Pflege sich zu einer sonderbaren Energie entwickeln kann. — Sie würden Mitleiden mit mir haben, wenn ich Ihnen von den Widersprüchen der zeitherigen Stunden erzählen wollte. In Carolinchens Brief steht manches davon. Ich leugne nicht, daß ich mich vor dieser entsetzlichen Verknöcherung des Herzens — vor dieser Seelenauszehrung — fürchte! die Anlage ist unter den Anlagen meiner Natur. Weich gebohren hat mein Verstand sich nach und nach ausgedehnt und unvermerkt das Herz aus seinen Besitzungen verdrängt. Sophie gab den Herzen dem verlohrenen Thron wieder. Wie leicht könnte ihr Tod dem Ursurpator die Herrschaft wieder geben! der dann gewiß rächend das Herz vertilgen würde. Seine indifferente Kälte habe ich schon sehr empfunden — aber vielleicht rettet mich noch die unsichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir schlummerte. — Die Idee von Gott wird mir mit jedem Tage lieber. — Wie würde jemand entzückt, beruhigt seyn, wenn er noch nie von Gott gehört hätte, und er wäre sehr unglücklich und man machte ihn von dieser Idee bekannt! Auf eine ähnliche Weise,

hoffe ich, solls mir gehen. — Freylich mit der Liebe zu den Angelegenheiten der Menschen für diese Stufe ist es aus. Die kalte Pflicht tritt an die Stelle der Liebe. Meine Geschäfte werden eigentliche Offizialgeschäfte. Auch ist mirs überall zu geräuschvoll. Ich werde mich immer mehr zurückziehn. — So wird mir der Schritt ins Grab einmal immer gewöhnlicher. Der Abstand, der mich davon trennt, wird so immer kleiner. Die Wissenschaften gewinnen ein höheres Interesse für mich; denn ich studiere sie nach höhern Zwecken, von einem höhern Standpunkte. In ihnen, in Aussichten auf die unsichtbare Welt, in wenigen Freunden und in Pflichtgeschäften, will ich bis zum letzten Athemzuge leben, der, wie mir scheint, so entfernt nicht ist, als ich oft fürchte. — Die Meinigen nehmen stillen, herzlichen Antheil; besonders Karl nnd mein Vater. Der letzte hat sie aufrichtig beweint, die ersten Thränen seit vielen Jahren! — Auch ihm hat solch ein Verlust die Welt auf immer fremd gemacht. Erasmus ist seit drey Wochen hier; er ist bedenklich krank. Meine Gleichgültigkeit hat mich bisher vor schmerzhaften Gefühlen Seinetwegen geschützt, u. s. w.“

Um

Um eben diese Zeit war also auch sein Bruder Erasmus, mit dem er Erziehung, Sinn und Herz theilte, aus einem Forstinstitut in Franken, wohin er von der Universität gegangen war, krank ins väterliche Haus zurückgekommen, und man mußte täglich auch seinen Tod erwarten. Dies bestimmte die um das Leben ihres ältesten Sohnes bekümmerten Eltern und ihn selbst, nach Tennstedt auf einige Zeit zurückzukehren, um da in stiller Einsamkeit mit sich, und im häuslichen Umgang mit uns zu leben. Sein Herz war tief verwundet; seine Phantasie schwärmte, aber nicht wild, sondern unter der Herrschaft seiner stärkern Vernunft. Ungefähr 5 Tage vor Ostern, als er in Tennstedt ankam, hielt er sich noch nicht für stark genug, eher als nach einigen Wochen den Ort zu besuchen, wo seine Sophie starb, und wo ihre Gebeine ruhten. Aber schon am Abend vor Ostern fühlte er sich stark genug dazu, und er war es. Den Ostermorgen feyerte er, vielleicht mit Hinblick auf die Auferstehungsfeyer der Brüdergemeinde, auf dem Grabe Sophiens; er kam aber zur bestimmten Stunde ruhiger und heiterer zu uns zurück. Noch demselben Nachmittag bekam er die Nachricht vom To-

de seines mit ihm so fest verbündeten Bruders. Auch da hörte man keine Klagen, sah keine Thränen. Er sprach nur mit Vernunft und Gefühl darüber; und über die damit verwandten Materien; er war sogar gefaßt genug, um über andere Gegenstände mit Geistesgegenwart zu reden. Denn das Fortleben seiner Geliebten und die Wiedervereinigung mit ihnen, waren die herrschenden Gedanken in seiner Seele. Dies bezeugen die schönen Worte, die er dem dritten Bruder, Carl, damals schrieb: „Sey getrost! Erasmus hat überwunden, die Blüthen des lieben Kranzes lösen sich einzeln hier auf, um ihn dort schöner und ewiger zusammenzusetzen.“ Seine Phantasie schmeichelte ihm mit der Hoffnung, die, zu seiner scheinbaren Beruhigung, in ihm damals zur Gewißheit ward, daß er binnen einem Jahre mit seinen Geliebten wieder vereiniget seyn würde. Seine Schwärmerey fand reichen Stoff am Lesen der Lavaterschen Schriften, die er eben damals fast ausschließlich liebte. Um so verzeihlicher war es, wenn er vom Todestag seiner Sophie eine neue Aera für sich festsetzte, wenn er gern Reliquien von Sophien beschaute, und andere kleine Schwärmereyen trieb,

trieb, da er doch immer der Vernunft die Obergewalt ließ, die ihr gebühret. Mehrere Wochen seines Aufenthalts in Tennstedt arbeitete und schrieb er alle Morgen unermüdet, wie ich glaube über Natur, Philosophie, Unsterblichkeit. Den übrigen Theil des Tages lebte er den Freuden der erwachenden Natur und dem stillen häuslichen Umgang, in dem er, manchmal bis zum Scherz, heiter war. So überraschte er einst seine Freunde mit einem launicht scherzhaften Gedicht auf den Ankauf eines Gartens, dem Produkt weniger Stunden. Nur die letzten Zeilen verrathen die ernste Stimmung, die damals in seiner Seele die herrschende war:

Dir aber, liebes Paar, wünscht ohne Kapp und Schellen
Ein Freund, den Lieb' und Treu' euch ewig zugesellen,
Auf diesem trauten Fleck den lieblichen Genuß,
Der tief im Herzen quillt und nie versiegen muß.
O! feyert manches Jahr hier schöne Ruhestunden,
Bleibt bis zum spätern Herbst in stiller Lust verbunden.

Und

Und bin ich einst ins Land der Sehnsucht heimgekehrt,
So denkt: Auch er wär' hier wohl eines Plätzchens werth.

Nach einigen Wochen gieng Hardenberg nach Weißenfels zurück, um theils sich selbst, theils seine Mutter und älteste Schwester, welche durch jene Todtesfälle tief gebeugt waren, durch kleine Reisen zu zerstreuen und zu stärken. Eine dieser Reisen, die er mit dem Lehrer seiner jüngern Geschwister, Landvoigt, nach der Roßtrappe machte, beschrieb er mir in einem Briefe, der durch die Lebendigkeit der Schilderungen an seinen Ofterdingen erinnert, und zugleich von der Herrschaft seiner Vernunft zeugt, den sie selbst in der Periode ausübte, da Herz und Phantasie in ihm so mächtig erschüttert waren. Hier einiges daraus:

„Weißenfels, den 1. Jul. 1797. Seit meinem letzten Briefe bin ich recht umhergeschweift. Unser Hofmeister und ich machten in den letzten Tagen unseres Wiederstädtischen Aufenthaltes eine Digression nach der Roßtrappe bey Thale. Das Wetter war uns hold und nichts störte diese genußreiche Wallfahrt.

fahrt, als müde Beine. In Ballenstädt nahmen wir hin und her unser Nachtlager. Der neue Ort, im Friedrichshöher Styl, liegt prächtig den waldigen Vorderharz an die Ebene herunter. Unser Logis im fürstlichen Gasthofe am Schloß öffnete die schönste Aussicht; vorwärts in eine lange Reihe naher Gärten und über die alte Stadt hinweg in eine weite, flache, sehr angebaute Gegend nach Aschersleben, Staßfurth, Bernburg und Barby zu; seitwärts linker Hand auf die Höhen nach Halberstadt und Quedlinburg, und die natürlichen Ruinen der sogenannten Teufelsmauer; rechter Hand auf benachbarte Waldrücken und Gründe. Von Ballenstädt aus ist der Weg prächtig. Die Teufelsmauer und Quedlinburg rechts; vorn den uralten Landgraben mit 7 bis 8 Warten; geradaus eine höchst mannichfaltige Aussicht auf die Gegenden jenseits Halberstadt nach Helmstedt und Wolfenbüttel zu, auf dem Regenstein, ein im siebenjährigen Kriege gesprengtes Bergschloß; das Blankenburger Schloß auf einer Mittelhöhe am Fuß der waldigen Vorderharzgebirge; oben aus dem Holze ragen die Häuser von Hüttenrode hervor; — und auf dieser erhabenen Base lagert der Hercynische Riese im fernblauen

Man-

Mantel. Links blickt Gernrode unterm Vorderharz hervor, und lockt mit seinem vielsprechenden Stufenberg jeden Lebenslustigen herbey. Der Eingang der Roßtrappe erscheint wie die Pforte jenes Riesen, wenn er in die Ebene zu kommen gedenkt. Zerstörung und Einsamkeit kündigen hier den Aufenthalt der Schrecken an. Schon vor Thale, das am Heraustritt der Bude aus dem Gebirg in einem Vorgrunde liegt und sich mit vielen rothen Dächern recht gut ausnimmt, fängt man an, aus den beträchtlichen Felsenstücken, die man wie Schrittsteine im Bette der Bude regellos gehäuft sieht, auf ein felsigtes Chaos und die Nähe furchtbarer Kräfte zu schließen. Vor dem Wirthshaus fanden wir einen mächtigen Wurstwagen. — (Und nun folgt eine sehr komische Schilderung der Gesellschaft, welche sie dort antrafen, und des originellen, gesprächigen Cicerone, eines Schusters, den die beyden Wanderer zum Führer mitnahmen; von diesem erzählend fährt er so fort:) — Durch mannichfaltige Abentheuer hatte ihn nachher sein Genius unter die preußischen Soldaten gebracht, und auch diesen Berg des siebenjährigen Krieges hat er glücklich überstiegen und ist reich an Erfahrung

und

und Weltkenntniß mit geprüftem Muth nach dem Kriege in sein Vaterland zurückgekommen. — Er klagte über zunehmende Stümperey in seiner Kunst. Jeder Müssiggänger im Thale traue sich zu, die Roßtrappe zu zeigen, und dränge sich den Fremden zu ihrem Nachtheil auf. Auch im Wirthshause werde gegen ihn cabalirt; die Magd habe einen Bruder; einen kindischen dummen Burschen; diesem trage der Wirth gewöhnlich die Führung derjenigen Gesellschaften auf, von denen ein gutes Trinkgeld zu erwarten stehe, und er werde nur im Nothfall gerufen. — Indes schien er sich über dies gewöhnliche Loos des Talents mit weiser Resignation hinwegzusetzen und nur das Schicksal der Fremden zu beklagen, die an einen solchen Pfuscher geriethen, indem sie mit unbefriedigter Neugierde hinweggiengen, oder gar der Roßtrappe die Schuld der nicht erfüllten Erwartung beymäßen. Seine Erfahrung ließ ihm keine Antwort auf unsere Fragen schuldig bleiben, vielmehr gab er noch reichlichere Auskunft, als verlangt worden war. Er errieth unser Vaterland Weißenfels aus dem Dialect; so genau hatte er die Dialecte und Provinzialismen der deutschen Sprache inne.

So

So verstrich uns die Zeit des Heraufsteigens angenehm und lehrreich. Oben ward uns die Mühseligkeit des Wegs reichlich belohnt. Es ist ein über die Maßen fürchterlicher Blick in eine schauderhafte Tiefe zu beyden Seiten. Die Bude, die in diesen Felsenschlünden jeden Schritt sich gewaltsam Bahn zu machen genöthigt wird, sieht man von oben kaum sich bewegen, und nur mit Mühe hört man das ferne Rauschen unter seinen Füßen. Die Klippen sind mannichfaltig gruppirt; von einer Seite ist nichts als Wald und Abgrund, von der andern hingegen eine köstliche Aussicht in die Ebene auf Halberstadt und Quedlinburg. Die merkwürdige Klippe, auf der man hinausgeht, streckt sich von der linken Seite des Felsenthals mit Busch bewachsen bis nahe an die gegenüberstehende Wand. Der furchtbarste Spalt stürzt sich zwischen der Stirn dieses wilden Feldrückens und der rechten Seite des Thals hinunter. Ein Stein von einer Elle im Durchmesser, der aus dem Felsen über die schreckliche Kluft hinausragt, ist das non plus ultra des neugierigen Wanderers. Es gehört mehr als gewöhnlicher Muth dazu, diesen Stein zu betreten und in das sogenannte Kronenloch hinunter zu schauen.

Die-

Dieses Kronenloch ist eine tiefe Stelle in der Bude, worin die unschätzbare Krone liegen soll, welche der Prinzessin, deren Abentheuer dem Roßtrapp den Namen gegeben, im gewaltigen Satz entfiel, den ihr Roß auf der einen Seite des Thals auf diese Klippe machte, und hier mit seinem Hufe dem Felsen das Mahl eindrückte, das noch bis auf den heutigen Tag daselbst unter dem Nahmen der Trappe sichtbar ist, und was auch wir mit unsern leiblichen Augen gesehen haben. Dieser Satz errettete das heroische Mädchen von der Verfolgung eines Wendischen Fürsten, der, von ihren Reitzen besessen, sie auf der rechten Spitze des Thals mitten im Tanz mit ihren Gespielen überraschte. Von diesem Tanz heißt jene entgegenstehende Spitze noch jetzt der Tanzsaal. — Unser Führer schien in der Welt auch Freydenker geworden zu seyn; er sprach mit Spötteln von diesem ächt historischen Facto und rückte mit manchem Vernunftgrunde recht polemisch heraus. So viel ist aber gewiß, daß man sich auf der Roßtrappe geneigt fühlt, ein wenig mehr zu glauben, als auf dem platten Lande; denn man findet sich in einer wunderbaren Umgebung. Die Felsen

nehmen

allerley seltsame Gestalten an. So sieht man hier aus dem Walde einen Thurm, dort Ruinen eines Thors, ja sogar zwey Bildsäulen hervorragen, aus denen man nicht recht weiß, was man machen soll. — Zuletzt führte uns der Führer auf einen Fleck, der das Kriterium seiner Meisterschaft ist. Man gewahrt nämlich hier mitten in der waldigen Einöde plötzlich den Brocken und seine Knappen in lichter Klarheit. Dies ist eine Thatsache, die allen Zweifel ein Ende macht, den unkundigere Führer über diesen wichtigen Punkt veranlaßt haben. Der unsrige that auf die Kenntniß dieses Flecks nicht ohne Grund stolz, und erzählte, daß er einen von diesen Pfuschern, der gegen ihn behauptet und sogar auf eine desfalsige Wette angetragen hätte, daß man den Brocken nicht von der Roßtrappe aus sehen könne, damit auffallend vor den Augen einer ganzen Gesellschaft beschämt habe. Noch zwey gräßliche Geschichten gab er uns zum Besten, von drey Thalschen Kindern, die vor etwa funfzehn Jahren beym Holzsuchen einer hohen Klippe heruntergestürzt waren, wovon das Mädchen den Hals gestürzt, der eine Junge mit gebrochenem Arm und Bein davon gekommen,

der

der andere aber gar einen blauen Fleck nur davon getragen habe; — und von einem Jägerburschen, der einst auf einer Klippe, genannt Rabenstein, nach Adlerhorsten gestiegen sey und nicht wieder herunter gekonnt habe; drey Tage hintereinander sey das Dorf hinausgezogen, ohne daß sich jemand zum Hinaufsteigen entschlossen, oder sich sonst ein Mittel zu seiner Errettung gefunden habe. Sein Vater, der Förster, hat den letzten Tag sich schweigend an einen Baum gelehnt und mit der Büchse unverwandt nach dem Sohne hinaufgesehen; endlich ist ein verwegener Flößer gegen Abend glücklich zu ihm gekommen, und hat ihn mittelst einer Strickleiter heruntergebracht. Nachher hat der Vater oft versichert — er sey Willens gewesen, den Sohn den Abend mit der Büchse herunterzuschießen, um ihm die letzten Qualen des Hungertodes zu ersparen. — Auf einem bequemen Wege kamen wir nach Thale zurück" — u. s. w.

— Und nun schließt er noch mit recht heitern und satyrischen Blicken auf die Gesellschaft, die er wieder antraf, auf die Wirthsleute, — gerade als wenn ein müßiger Luftwandler mit sorgenfreyem Sinn und

kum-

kummerlosem Gemüthe hier eine Relation von seinen kleinen Reiseabentheuern machte.

So verlebte er den Sommer abwechselnd im väterlichen Hause, auf den Salinen, auf kleinen Reisen und bey seinen Freunden; und so erhielt er sich das Gleichgewicht aller seiner höhern Kräfte; und sein Körper ward gestärkt. Im Herbst 1797 war ihm zwar immer noch der Gedanke der nahen Wiedervereinigung mit seinen Geliebten gegenwärtig; aber doch nicht mehr mit der lebhaften Gewißheit, mit der er vorhin daran glaubte. Er fand wieder Geschmack am Leben, namentlich am Leben für die Wissenschaft. Er fühlte sich wieder in den Zustand der Freyheit zurückversetzt, in dem er war, ehe er Sophien kennen lernte.

Zwey Studien waren es, deren Eines er nun vorzüglich zu treiben wünschte. Arzneywissenschaft, oder Bergwerkskunde. Zu jener zog ihn die Neigung, zu dieser bestimmte ihn die Pflicht. Schon mit den herrschenden Systemen und neusten Entdekkungen der Heilkunde bekannt, wünschte und strebte er, sie auf ein einfaches Princip begründen, und ihr dadurch Gewißheit geben zu können. Aber die Wünsche seines Vaters

ters, und die Liebe zu seiner Familie, für die er, als ältester Bruder einst mit zu sorgen sich verpflichtet fühlte, bestimmten ihn nach Freyberg zu gehen, und sich da zu einer künftigen wirklichen Anstellung auf den churfächsischen Salinen auszubilden. Dies geschah im Dec. 1797. Nun widmete er sich fast ausschließlich der Physik, Chemie, höhern Mathematik, Geologie, Metallurgie, Technik, und wie die Wissenschaften alle heißen, die auf der Bergakademie gelehret werden. Sein vorzüglicher Führer war Werner, den er auch Vorzugsweise seinen Lehrer nannte. Indeß verstrich das Jahr, binnen welchen er zu sterben geglaubt hatte. Er lebte aber noch, und seine kleine Schwärmerey rief ihn nach Thüringen, um auf dem Grabe seiner Sophie ihren Todestag zu feyern. Denn die Liebe für sie blieb immer gleich stark in seiner Seele, wenn sie schon bald die Alleinherrschaft verlohr. Sein Herz bedurfte nun einmal eine weibliche Seele, an die es sich anschließen konnte. Dies war ihm auch darum nöthig, um sich noch einmal zum practischen Leben in einem bestimmten Wirkungskreis und im Genuß häußlicher Freuden zu entschließen. Julie von

Char-

Charpantier, Tochter des Berghauptmanns, war es, deren gebildeter Verstand und sanftes edles Herz, von Schönheit und Grazie begleitet, erst seine Hochachtung, dann seine Liebe verdiente und gewann. Seine Liebe für sie war nicht die leidenschaftliche, die sie für Sophien gewesen war; sie war weit ruhiger, aber darum nicht minder warm, und für ein ganzes Leben. Denn ihr Umgang gewahrte ihm Nahrung für Kopf und Herz. Und so mußte sein Aufenthalt in Freyberg für ihn zwiefachen Werth haben.

Ueber den Ornaden und Grazien vergaß er die Musen nicht; und diese seine alten Freundinnen blieben ihm treu. Dies bezeugen einige poetische Aufsätze, Blumen, Glauben und Liebe oder der König und die Königin, Blüthenstaub, Hymnen an die Nacht, die er damals dichtete, und die man unter den von ihm angenommenen Namen Novalis in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie, Junius und Julius 1798, und im Schlegelschen Athenäum 1798 und 1800 findet.

Indeß kam ihm nun Alles darauf an, einen festen Plan für sein künftiges Leben zu machen. In der Provinz, namentlich in Thü-

Thüringen, wünschte er zu leben; eine Stelle wünschte er da zu erlangen, die ihm ein bestimmtes Geschäft und eine, wenn schon nur mäßige Einnahme gewährte, bey welchen er aber auch Muse behielt für die Wissenschaften, für die Freundschaft und für die häußliche stille Freude. Darum gieng er im Sommer 1799 nach Weißenfels und auf die churfürstl. Salinen zurück, um dem Directorium als Assessor beygesellt zu werden. Sein erster Wunsch ward erfüllt, und ihm noch überdem die Bearbeitung der bey der Saline vorkommenden juristischen Geschäfte übertragen.

In diesem Zeitraume stiftete er zwey sehr interessante Bekanntschaften. Die eine noch im Sommer 1799 mit Ludwig Tiek, den er nun ganz vorzüglich liebte. Mit ihm berathe er sich über das, was er selbst dichten wollte; und neben dem Dichter liebte er in ihm den Menschen. So waren es ihm genußreiche Tage, die er einst mit Tiek, und Reichardt, Tieks Schwager, auf Reichardts Landsitz bey Giebichenstein feyerte. — Die zweyte verschaffte ihm sein Beruf. Einen großen Theil des Winters $\frac{1799}{1800}$ verlebte er auf der churfächsischen Saline Artern, und in diesem Städtchen lebten eben damals zwey Männer, die

ihrem Stande Ehre machen. Der Major v. Funk und der Rittmeister Thilemann, beyde vom churſächſiſchen Huſarenregiment. Liberalität der Geſinnung, Bildung des Geiſtes, mehr als oberflächliche Bekanntſchaft mit der neueſten Philoſophie und Literatur, Sammlungen der beſten neueſten Schriften — das Alles mußte unſern H. bald zu ihnen, und ſie zu ihm hinführen. Denn jeder fand dabey ſeine Rechnung; Gewinn und Genuß für Alle. — Dabey war er aber nicht unthätig für die Salinen. Noch war er freylich mehr der aufmerkſame ſtille Beobachter. Manche Stunde verweilte er in der Saline mit der Miene eines Zerſtreuten, der in andern Regionen haußet, und doch arbeitete eben damals ſein Geiſt an der Möglichkeit einer ausführbaren Verbeſſerung. So weis ich mich unter andern beſtimmt zu erinnern, daß er meteorologiſche Beobachtungen einſammelte, um die Gradirung der Soole auf eine höhere Stufe zu leiten; und daß er die Fabrikation des Sonnenſalzes techniſch, chemiſch und kameraliſtiſch ſtudierte. Man frage nicht, was er in dieſem Fache vorzüglich geleiſtet hat? Wer in den Lehrjahren ſtirbt, von dem kann man nur forſchen und ahnen, was er in den

Jah-

Jahren des Meisters geleistet haben würde. Tief trauerte daher um ihn der Bergrath Heun, wenn er kurz nach seinem Tode zu mir sagte: „O Sie wissen nicht, was wir an ihm verlohren haben!“

Im Jahre 1800 war eine Amtshauptmannsstelle in Thüringen erledigt worden. Dies gab unserm H. Hoffnung, seinen Lebensplan zu vollenden. Gelang es ihm, diesen Posten zu erlangen, so ward sein Wirkungskreis erweitert; die mannichfachen und und verschiedenartigen Geschäfte des Amtshauptmanns boten seinem gewandten und in so vielen Fächern unterrichtetem Geiste eben so viele und verschiedene Gelegenheiten dar, nützlich-thätig zu seyn; seine Verbindung mit der Saline blieb unverändert, und beyde Aemter schmiedeten ihn doch nicht in die Fesseln des Geschäftsmanns, der den Wissenschaften und Musen entsagen muß. Bey dem Allen konnte er nun auch hoffen, seine Julie bald zu besitzen, und in ihrem Arm die häusliche Wonne zu genießen. Noch war ihm sein Schicksal günstig, seine Bitte ward gewährt, seine Probeschrift mit Beyfall aufgenommen, und es fehlte ihm nichts zu seinem ersehnten Glück, als davon Besitz zu

nehmen. Aber schon hatte im Sommer 1800 Kränklichkeit seinen Körper angegriffen und nach Dresden begleitet; der unvermuthete traurige Tod eines jüngern Bruders erschütterte ihn so, daß er einen Blutsturz bekam; und nun bewohnte seine gesunde Seele noch einige Monate seinen siechen Körper. In Dresden ward er von seinen erwachsenen Brüdern, Carl und Anton, und in Weißenfels von seinem Carl mit aufopfernder Zärtlichkeit, und von seiner Julie, die ihn mit seinem Vater dahin, auf sein Bitten, begleitete, liebevoll gepflegt. Allein alle Fürsorge seiner Lieben und alle ärztliche Hülfe war umsonst. Frey von Schmerzen hielt er sich nicht sowohl für krank, als nur für matt, und hoffte vom herannahenden Frühjahre seine Genesung. *) Sein Geist war mit dem Ab-

*) „Nach einer langen Pause," dies war sein letzter Brief an mich aus Weißenfels vom 1ten Februar 1801, „wieder ein freundlich Wörtchen. Die Zwischenzeit war der Mittheilung nicht günstig. Erst jetzt scheint es wieder vorwärts zu gehen. Die Milch scheint mir gut zu bekommen, deren alleiniger Genuß jetzt meine Kur ausmacht. Mein Vater holte mich von Dresden ab, welchen Aufenthalt ich

Körper nicht erkrankt. Er las fleißig, besonders in der Bibel, in Zinsendorfs und Lavaters Schriften; er arbeitete dabey in seinem Beruf und im poetischen Fache. Eine herzliche Freude machte ihm am 21. März die Ankunft seines ihm vorzüglich werthen Friedrich Schlegel. Täglich sprachen sie mit einander über ihre Arbeiten. Am 25. schlief er unter dem melodischen Ton des Klaviers, auf dem ihm etwas vorzuspielen er seinen Bruder Carl gebeten hatte, ruhig und sanft ein — um hier nicht wieder zu erwachen. Denn in diesem Schlaf starb er im Angesicht seines Bruders und seines Freundes Schlegel. — Die Ursache seines frühen Todes, wer kann sie wissen? Nur ahnen kann man,

ich sehr gern verließ. Ich bedurfte Ruhe und Julie auch, die mit herreißte und bey mir bleibet. Ich habe in Dresden viel lehrreiche Erfahrungen gemacht. Mit dem Schreiben gehts noch schlecht, aber Lesen, Denken und Theilnehmen kann ich wieder etwas. Grüssen Sie Ihre Frau und Nichte herzlich. Ich freue mich erstaunend, Sie zu sehen, was doch auf die Messe geschieht. Behalten Sie mich alle recht lieb und denken Sie oft an Ihren Sie innigst liebenden Freund."

man, daß sein Körper nicht so viel wieder hervorbringen konnte, als sein zu reger Geist an Lebenskraft verzehrte. Seine Freunde trauren um ihn, und die ihn genauer kannten, betrachten, wie ich oben sagte, seinen Tod als einen Verlust für die Wissenschaft und für die Menschheit.*)

Ganz hervorstechend war in ihm die Stärke und Lebhaftigkeit der Phantasie; durch sie war es ihm möglich, Alles leicht zu fassen, klar und deutlich zu denken und fest zu halten. Sie mischte sich aber auch fast in Alles, was er trieb. Er selbst nannte sie das vorzüglichste Element seiner Existenz, und so gestand er es ein, daß sie auch auf seine Religionsansicht besonders wirke.

„Es freut mich," schrieb er mir von Freyberg vom 26. Dec. 1798, „wenn meine abgerissenen Gedanken Ihnen einige beschäf-

*) Drey Wochen nach ihm starb seine älteste Schwester, die mit ihm erzogen war; sechs Monate nachher die zweyte, und zwey Jahre darauf die dritte Schwester, so daß die frommen Eltern, die sich noch im Jahre 1796 im Besitz von 11 guten Kindern glücklich fühlten, im Zeitraum von 7 Jahren, sechs erwachsene Kinder vor sich her sterben sehen mußten.

schäftigte Stunden gemacht haben — wenn sie Ihnen gewesen sind, was sie mir waren, und noch sind, Anfänge interessanter Gedanken folgen — Texte zum Denken. Viele sind Spielmarken und haben nur einen transitorischen Werth. Manchen hingegen hab' ich das Gepräge meiner innigsten Ueberzeugung aufzudrücken gesucht. Gern gesteh ich, daß ich selbst glaube, sehr entfernt von Ihrer Weise die Religion zu betrachten und zu beurtheilen, einen Weg eingeschlagen zu haben, der Ihnen wunderseltsam scheinen muß. Indeß wir sind Freunde, und werden Freunde seyn, und hierin stoßen unsere Religionen, besser unsre Theologien, zusammen. Wenn Freundschaft, Liebe, Sittlichkeit und Thätigkeit das Resultat von beyden ist; so müssen wohl beyde Schwestern Glieder jener heiligen Familie von Religionen seyn, die, von jeher unter den Menschen einheimisch, die treuste Pflege alles Guten und Schönen bewiesen, in ihrem Schooße Tugend und Liebe in den wildesten Zeiten bewahrt und Trost und Hofnung, Muth und Zufriedenheit überall erhalten und verbreitet hat. Ihre Freundin hat durch Ihren Verstand sich Ihnen offenbart, da ein herzlicher

der Verstand der Hauptzug in Ihrem Charakter ist. Mir ist sie durch herzliche Phantasie nahe gekommen — denn dies ist vielleicht der hervorstechendste Zug meines eigenthümlichen Wesens. — Sollte sich gerade in dem bedeutendsten Verhältnisse unsre mannichfache Verschiedenheit, der Grund unsrer ganzen menschlichen Verfassung nicht zeigen? Sie hängen mit kindlichem Sinn an den unwandelbaren Chiffern einer geheimnißvollen Urkunde, die seit Jahrtausenden unzählige Menschen mit göttlichem Leben erfüllt und Ihre ehrwürdigen Vorfahren ein langes Leben hindurch, wie ein Palladium, begleitet — einer Urkunde, die, außer wenigen unbegreiflichen Worten, Vorschriften und Beyspiele, Geschichten und Lehren enthält, die mit Allem übereinstimmen, was die besten und weisesten Menschen, was unser eignes Gewissen mehr oder weniger klar, als das Vortreffliche und Wahre empfohlen, kennen gelernt und bewährt gefunden haben. Es scheint sich in ihr noch über alles dieses eine unendliche Welt, wie ein Himmel, zu wölben, und eine entzückende Aussicht in eine himmlische Zukunft wunderthätig zu eröffnen. Mit welchem Herzen nehmen Sie an der

Bibel

Bibel ein Unterpfand Gottes und der Unsterblichkeit in die Hand — wie glücklich müssen Sie Sich vorkommen, wenn Sie Sich überzeugt sehen, an ihr eine überirdische Schrift, eine bleibende Offenbarung zu besitzen, in diesen Blättern gleichsam eine leitende Hand aus einer höhern Sphäre fest zu halten! — Ihre Theologie ist die Theologie des historisch-kritischen Verstandes; dieser sucht eine feste Grundlage, einen unumstößlichen Beweißgrund, und findet ihn in einer Sammlung von Urkunden, deren Erhaltung allein schon ein bestätigendes Wunder zu seyn scheint und für deren Glaubwürdigkeit alle historische Beweißmittel und Herz und Vernunft zugleich sprechen. — Wenn ich weniger auf urkundliche Gewißheit, weniger auf den Buchstaben, weniger auf die Wahrheit und Umständlichkeit der Geschichte fuße; wenn ich geneigter bin, in mir selbst höhern Einflüssen nachzuspüren, und mir einen eignen Weg in die Urwelt zu bahnen; wenn ich in der Geschichte und den Lehren der christlichen Religion die symbolische Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Gestalt fähigen, Weltreligion — das reinste Muster der Religion, als historischen Erschei-

scheinung überhaupt — und wahrhaftig also auch die vollkommenste Offenbarung zu sehen glaube; wenn mir aber eben aus diesem Standpunkt alle Theologien auf mehr und minder glücklich begriffenen Offenbarungen zu ruhen, alle zusammen jedoch in dem sonderbarsten Parallelism mit der Bildungsgeschichte der Menschheit zu stehn und in einer aufsteigenden Reihe sich friedlich zu ordnen dünken, so werden Sie das vorzüglichste Element meiner Existenz, die Phantasie, in der Bildung dieser Religionsansicht, nicht verkennen." —

Mit jedem Jahre ward ihm Religion immer mehr zum Bedürfniß. Wenige Monate vor seinem Tode, im November 1800, schrieb er: „Wenn mich nicht körperliche Unruhe verwirrt, welches doch nicht häufig geschieht, so ist mein Gemüth hell und still. Religion ist der große Orient in uns, der selten getrübt wird. Ohne sie wäre ich unglücklich. So vereinigt sich Alles in Einen großen, friedlichen Gedanken, in Einen stillen, ewigen Glauben." —

Seit Sophiens Tode hatte er eine Vorliebe für Lavaters und Zinsendorfs Schriften, für katholische Erbauungsbücher, selbst für

Jakob

Jakob Böhmens Werke gewonnen. Hieraus und aus manchen Verhältnissen seines frühern Lebens und aus dem hohen Werth, den er in ästhetische Schönheit setzte, wird man es erklärbar und verzeihlich finden, daß in seinen geistlichen Liedern Stellen vorkommen, die man von dem aufgeklärten Denker nicht erwartet hätte. Wer kann aber sein Lied an Jesum:

Was wär' ich ohne dich gewesen,
Was würd' ich ohne dich nicht seyn ꝛc.,

wer kann es lesen, ohne mit dem frommen Dichter zu wahrhaft christlich-religiösen Gefühlen und Gesinnungen begeistert zu werden?

Seine geistlichen Lieder sind nur einzelne Theile und Bruchstücke eines Gesangbuchs, das er mit L. Tieck gemeinschaftlich zu bearbeiten in seinen letzten Jahren im Sinn hatte. Die Lieder der Neuern schienen ihm, vielleicht nicht mit Unrecht, zu sehr auf den Verstand berechnet, um aufs Herz zu wirken. Selbst in den Gellertschen fand er zu wenig Phantasie, welche ihm den Weg zum Herzen bahnen sollte. Hat er dieser zu viel Spielraum gegönnt, so vergesse man nicht, daß sie seine ersten Versuche waren. Seit

Sophiens

Sophiens Tode ward ihm der Glaube an Gott und Unsterblichkeit zum Bedürfniß — wie man dies aus den obigen, kurz nach ihrem Heimgang geschriebenen Briefen sieht; — Zu diesem gesellte sich nachher der Glaube an Jesum; und nun erlaubte ihm seine Phantasie und sein ästhetischer Sinn einen andächtigen Seitenblick auf Maria. —

Seine Phantasie bildete in ihm einen weit ausgedehnten Begriff von Poesie. Die ganze Natur war ihm poetisch, und in Jakob Böhmen fand er hohe Poesie. Dem kühnen Flug, den seine Gedanken hierüber nahmen, konnte ich nicht folgen. Wer in die neueste Poesie eingeweiht ist, wird ihn verstehen, und sein Ofterdingen — mir scheint es wenigstens so — wird dem Kenner sagen, was er über Poesie dachte. Seine Freunde, Fr. Schlegel und L. Tiek, haben unter dem von ihm angenommenen Namen Novalis seine Schriften herausgegeben. Man würde ihm aber Unrecht thun, wenn man sie als vollendete Meisterwerke beurtheilen, oder in ihnen den ganzen Mann, der er war, lesen wollte. Er selbst trieb Schriftstellerey nur als Schule. „Die Schriftstellerey — so schrieb er mir darüber — ist eine Nebensa-

che.

che. Sie beurtheilen mich mehr billig nach der Hauptsache, — dem praktischen Leben. Wenn ich gut, nützlich, thätig, liebevoll und treu bin: so lassen Sie mir einen unnützen, unguten, harten Satz passiren. Schriften unberühmter Menschen sind unschädlich, denn sie werden wenig gelesen und bald vergessen. Ich behandle meine Schriftstellerey nur als Bildungsmittel. Ich lerne Etwas mit Sorgfalt durchdenken und bearbeiten — das ist Alles, was ich davon verlange. Kömmt der Beyfall eines klugen Freundes noch obendrein, so ist meine Erwartung übertroffen. Nach meiner Meynung muß man zur vollendeten Bildung manche Stufen übersteigen; Hofmeister, Professor, Handwerker, sollte man eine Zeitlang werden, wie Schriftsteller."

Seiner lebhaften Phantasie gieng eine ruhige Vernunft zur Seite. Wie hätte er auch sonst Lust und Kraft gehabt, die Tiefen der speculirenden Philosophie zu erforschen? Aber ihr Studium war ihm nicht Zweck, nur Mittel. Er setzte der Speculation ihre Gränzen, und Jakobi's Brief an Fichte sprach laut zu seinem Herzen.

„Die Philosophie ruht jetzt bey mir — so schrieb er im Febr. 1800 — mit im Bücher-

cherschranke. Ich bin froh, daß ich durch diese Spitzberge der reinen Vernunft durch bin, und wieder im bunten erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgestandenen Mühseligkeiten macht mich froh. Es gehört in die Lehrjahre der Bildung. Uebung des Scharfsinns und der Reflexion sind unentbehrlich. — Man muß nur nicht über die Grammatik die Autoren vergessen; über das Spiel mit Buchstaben die bezeichneten Größen. Man kann die Philosophie hochschätzen, ohne sie zur Hausverwalterin zu haben, und einzig von ihr zu leben. Mathematik allein wird keinen Soldaten und Mechaniker, Philosophie allein keinen Menschen machen."

Und Mensch, im edelsten Sinne des Worts, wollte er werden — seine ruhige Vernunft leitete sein Urtheil zur Unbefangenheit und Unpartheylichkeit. Den Schriftsteller schied er durchaus vom Menschen, und den Freund von beyden. Die bittersten Kritiken über den Schriftsteller fielen ihm nicht auf; dann aber konnte er seine Mißbilligung nicht verbergen, wenn der Mensch im Schriftsteller angegriffen wurde. So waren in der ganzen Sammlung von Xenien nur zwey,

die

die er mißbilligte, weil sie den moralischen Werth des Schriftstellers herabwürdigten. Das bekannte Kotzebuische Schauspiel, worinn sein vertrauter Fr. Schlegel so derb gegeißelt ward, machte ihn nicht unwillig, weil eben nur ein Schriftsteller den andern persifflirt, und Schlegel zuerst den Handschuh hingeworfen hatte. So ehrte er Schlegels Lucinde als Kunstwerk, würde aber erröthet haben, es in die Hand eines ehrbaren Mädchens zu geben.

Herzlichkeit war ein Hauptbestandtheil seines Charakters. Sie war so innig in sein ganzes Wesen verwebt, daß man ohne sie ihn durchaus nicht kennen kann. Sie gab erst seiner Phantasie und seiner Vernunft ihren Werth, ihm seine Individualität. War aber seine Phantasie, nach seinem eignen Ausdruck, eine herzliche Phantasie: so war auch seine Herzlichkeit eine vernünftige Herzlichkeit. Sie spricht noch aus seinen Schriften und aus seinen Briefen. Sie offenbarte sich besonders in seiner Religion, in seiner innigen Anhänglichkeit an Eltern, Geschwister, Geliebte, Freunde, und in dem Geschmack, den er am häuslichen Glück und an der stillen Freude des freundschaftlichen Umgangs

gangs fand; dabey war er so ganz ohne Anmaaßung und anspruchlos, daß er auch in dieser Hinsicht für Liebe und Freundschaft geschaffen zu seyn schien.

Im Umgang mit Fremden oder in großen gemischten Gesellschaften war er oft stundenlang still, doch dabey aufmerksamer Beobachter dessen, was um ihn her vorgieng; aber im traulichen Zirkel desto beredter. Es war ihm überhaupt Bedürfniß, daß er sich ausreden konnte. Ganze Abende konnte man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; denn den gemeinsten Gegenständen wußte er ein Interesse zu geben. Und wie sichtbar ward da seinen Freunden der Reichthum seiner Phantasie, die Schärfe seiner Vernunft, das Innige seiner Herzlichkeit! Widerspruch vertrug er gern und ward nie unwillig darüber. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz gesagt, so gab er ihn nicht auf, und machte dann auch wohl den Sophisten. Seine Gestalt war lang, gut gebaut, hager; sein Auge verrieth Geist, sein Mund Freundlichkeit. Sein Aeußeres war einfach und schlicht, aller Putz war ihm widernatürlich. — Er lebte, wie er selbst sagte, gern im Lande der Sinne, nicht in dem

dem der Sinnlichkeit; denn sein innerer Sinn war der Führer des Aeußern. Und so schuf er sich in der sichtbaren Welt eine unsichtbare. Dies war das Land seiner Sehnsucht. Dahin ist er heimgekehrt, früh vollendet!

Just.

* * *

— Durch diese einfache Darstellung, die der ehrwürdige Verfasser für den Nekrolog einsandte, hat er mir und meiner Freundin einen unvergeßlichen Abend bereitet, den ich den genußreichsten Stunden in meinem Leben gleichsetze. Und so wird von vielen, die dieses lesen, ähnlicher herzlicher Dank, wie von uns, ihm dafür gesagt werden, daß er, der mit täglichen Arbeiten ganz anderer Art Belastete, doch einige Stunden fand, um seinem Freunde diese Denksteine zusammen zu tragen.

Denn wem Novalis je zum Herzen sprach, wer seinem Osterdingen, den Hymnen an die Nacht, den geistlichen Liedern, diesen Eingebungen wahrer Poesie, Stunden

verdankt, in welchen er, wie die ächte Poesie immer thut, an einer Zauberhand aus der umgebenden Welt hinweggeführt, in ein Land seliger Gefühle versetzt wurde, den hält ein tiefes Verlangen, mit der Persönlichkeit dieses himmlischen Jünglings vertraut zu werden. Was man liebt, das will man kennen, und von dem ist, nach einem sehr menschlichen Gefühl, auch die Kleinigkeit wichtig.

Ich kann daher dem nicht beystimmen, was seine Freunde in der Vorrede zu Novalis Schriften sagten: „Da jene beyden Bändchen mit Fragmenten das Gemüth des Verfassers oder seine innere Geschichte vollkommen ausdrückten und alles berührten, worüber er etwas gedacht und erfahren habe: so hätten sie für besser gehalten, jene Bogen durch keine Geschichte seines Lebens zu vermehren, weil jeder Befreundete die Andeutungen des veränderten Gemüths finden und ohne weiteres die Geschichte seines Lebens, was er sein Leben nennen konnte, verstehen würde.“ — O! Ueber ihn, der eine so kurze Erscheinung auf der Erde war, und so wie er sich wegsehnte, bald wieder hingieng, — sollten alle seine Brüder und

Freunde

Freunde zu uns sprechen, da er selbst so wenig zu uns sprach! Mir waren daher die vorstehenden Bogen ein dankenswerthes Geschenk, und vertraten mir, so weit dies seyn kann, die Stelle, als hätte ich den großherzigen Mann selbst gekannt, wonach ich mich, seine kleine Verlassenschaft gerührt aus der Hand legend, so oft und so innig sehnte.

Der Kirchenrath K. Chr. Schmid in Jena hatte ihn in verschiedenen Perioden seiner geistigen Entwickelung beobachtet; ich fragte bey diesem scharfsinnigen, ruhigen, von dem Zeitalter verkannten, von mir sehr hoch gehaltenen Weisheitsfreund, ob er mir etwas dieser Art mittheilen wollte, als Zugabe zu dem Obigen, wo mehr von seinen spätern Jahren die Rede ist. Er antwortete:

„In zwey Perioden seines Lebens bin ich diesem Friedrich von Hardenberg nahe gewesen, und in beyden war er mir als origineller Mensch so interessant, und als edler Mensch meinem Herzen so theuer und werth, daß ich mit dem innigsten Gefühl wehmüthiger Rührung mir ihn für dieses Leben entrissen denke. Mir ward es nicht zu Theil, die edle Frucht der kräftig aufschie-

fenden Pflanze und herrlichen Blüthe zu sehen, die zweymal meiner Pflege anvertraut war. Zuerst lernte ich den schönen, lieben und geistvollen, für Alles regen und Aller Herzen gewinnenden Knaben in seinem zehnten Lebensjahre kennen. Sein ehrwürdiger, trefflicher Vater nahm ihn damals mit auf eine Reise nach Niedersachsen, wobey mir die besondere Aufsicht über diesen Knaben, dessen übrige Geschwister ihres Hofmeisters nicht beraubt werden sollten, vorzüglich während des Aufenthalts in Luklum, dem Wohnsitz seines Onkels, anvertraut wurde. Es war von meiner Seite der erste Versuch eines Jünglings im Geschäfte der Erziehung, und ich will es offen bekennen, daß ich der zweckmäßigen Leitung eines so empfänglichen, selbstthätigen, originellen und Phantasiereichen Knaben mich nicht gewachsen fand; doch war es vielleicht das mir einzig mögliche negative Verdienst, welches ich mir dadurch erwarb, daß ich mehr den Begleiter, den aufmerksamen Beobachter, den unmerklichen Leiter und Beschützer vor physischer und sittlicher Gefahr, als den bestimmten Lehrer und strengen Führer meines Zöglings machte."

So

So weit hatte mein Freund geschrieben, als ihn eine sehr bedenkliche und beunruhigende Augenkrankheit überfiel, die uns leider der Mittheilung dessen beraubt, was dieser philosophische Beobachter an der aufgehenden Sonne bemerkt hatte.

Um so willkommner ist es, daß wir etwas über ihn von der Hand seines ersten und sichersten Freundes haben, wie Hardenberg den allgemein verehrten Kr. Amtm. Just selbst nennt, und zwar zum Theil über ihn, als Betreiber bürgerlicher Geschäfte, als Hausfreund, wie er uns aus dem, was er schrieb und was seine literärischen Freunde über ihn sagten, verborgen bleibt. Wer Novalis Schriften bereits kennt, wird daher die obigen Blätter mit inniger Theilnahme gelesen haben; wer noch nicht, wird eilen, sie zu kennen, und dort manches klärer sehen, als es ohne dies Denkmal von Freundes Hand möglich gewesen wäre.

Er wird bey der unvollendeten, unbeschreiblich anziehenden Geschichte, Heinrich von Ofterdingen mit Wehmuth bedauern, daß sie unvollendet ist und warum sie es blieb. Der Zauber, der über dieser Erzählung aus dem poetischen Mittelaltar webet,

besteht besonders darin, daß mit Gedankenreichthum und reeller Neuheit die lieblichste Einfachheit gepaart ist. Der Mann, der, wie wir aus den kleinen Fragmenten und rhapsodischen Gedanken sehen, das Ungewöhnlichste zu denken und mit dem paradoxesten Ausdruck niederzuschreiben im Stande war, zeigt in dieser romantischen Composition das lebhafteste Gefühl für die höchste Einfalt, und hält sie, die ewig reizt und ewig rührt, für die unzertrennliche Schwester des Erhabenen. Niemand hat wohl die Zeiten der blühenden Wartburg und der schwäbischen Minnesänger treuer und lebendiger in sich aufgefaßt und in seiner Schilderung wieder gegeben, als Novalis; auch als Fragment bleibt daher Heinrich von Ofterdingen ein Juwel, für das Gemüth und für den Geist ein Meisterwerk. Nur so eine wahrhaft fromme, poetische Seele konnte eine fromme, poetische, Zeit schildern. Wie bey einem alten ehrenwerthen Ritter besaßen Religion und Minne sein treues Herz, nur daß er vor jenem die ganze Kultur seiner Zeit noch im Hinterhalte darzu hatte. Er ist der Heinrich, den wir so lieb gewinnen; er, der eifrige Bergfreund, der die Töne der Poesie in Klüfte trägt,

wo

wohin sie bisher noch nicht gedrungen waren, und seine geliebte Bergkunde dadurch verherrlicht:

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt;

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet
Als wär' sie seine Braut. —

— Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld,
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Und

— — Und wie werden dem Leser, der dessen fähig ist, die geistlichen Lieder wohl thun, und immer und immer wieder wohl thun, bis er sie in seinem Herzen und seinem Gedächtniß trägt. Es waren, wie erwähnt, diese Lieder der Anfang eines christlichen Gesangbuchs, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten *) über die wichtigsten Momente und Ansichten des Christenthums schreiben wollte. Oben ist eins dieser Lieder erwähnt worden, das hier nicht fehlen darf, um zum Lesen aller einzuladen:

Was wär' ich ohne dich gewesen,
Was würd' ich ohne dich nicht seyn!
In Furcht und Aengsten auserlesen
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt ich sicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät ich meine Sorge kund?

Einsam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erschien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.

Ich

*) Wie hoch er von Predigten dachte, s. Nov. Schr. II, 490.

Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungslosen Gram zu Haus.
Wer hielte ohne Freund im Himmel
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kund gegeben,
Und bin ich seiner erst gewiß,
Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenlose Finsterniß.
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden;
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst im Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben ward zur Liebesstunde;
Die ganze Welt spricht Lieb' und Lust.
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frey und voll klopft jede Brust.
Für alle seine tausend Gaben
Bleib' ich sein demuthsvolles Kind,
Gewiß, ihn unter uns zu haben,
Wenn zwey auch nur versammelt sind.

O! geht hinaus auf allen Wegen
Und hohlt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen
Und ladet froh sie zu uns ein.
Der Himmel ist bey uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an;
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

— — Und wie werden dem Leser, der dessen fähig ist, die geistlichen Lieder wohl thun, und immer und immer wieder wohl thun, bis er sie in seinem Herzen und seinem Gedächtniß trägt. Es waren, wie erwähnt, diese Lieder der Anfang eines christlichen Gesangbuchs, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten *) über die wichtigsten Momente und Ansichten des Christenthums schreiben wollte. Oben ist eins dieser Lieder erwähnt worden, das hier nicht fehlen darf, um zum Lesen aller einzuladen:

Was wär' ich ohne dich gewesen,
Was würd' ich ohne dich nicht seyn;
In Furcht und Aengsten auserlesen
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt ich sicher, was ich liebte,
Die Zunkunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät ich meine Sorge kund?

Einsam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erschien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.

Ich

*) Wie hoch er von Predigten dachte, s. Nov. Schr. II, 490.

Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungslosen Gram zu Haus.
Wer hielte ohne Freund im Himmel
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kund gegeben,
Und bin ich seiner erst gewiß,
Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenlose Finsterniß.
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden;
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst im Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben ward zur Liebesstunde;
Die ganze Welt spricht Lieb' und Lust.
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frey und voll klopft jede Brust.
Für alle seine tausend Gaben
Bleib' ich sein demuthsvolles Kind,
Gewiß, ihn unter uns zu haben,
Wenn zwey auch nur versammelt sind.

O! geht hinaus auf allen Wegen
Und hohlt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen
Und ladet froh sie zu uns ein.
Der Himmel ist bey uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an;
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

Ein alter schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht, wie Blinde,
Von Reu und Lust zugleich entbrannt.
Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu seyn,
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drinn;
Und wards in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen fest;
Furcht vor des Todes Ritterschwerdte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreyer,
Ein Menschensohn voll Lieb und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sahn wir erst den Himmel offen,
Als unser altes Vaterland,
Wir konnten glauben nun und hoffen
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bey uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben

Vor-

Vorüber, wie ein seliger Traum,
Und, ewger Lieb und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum

Noch steht im wunderbaren Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von seinem Dornenkranze
Und seiner Treue weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift,
Und in sein Herz mit aufgenommen
Zur Frucht des Paradieses reift.

Ein anderes dieser Lieder ist wahrscheinlich kurz nach Sophiens Tode gedichtet — vielleicht bemerken seine Freunde die Geburtsjahre seiner Poesie in einer neuen Ausgabe! — Es giebt uns die Individualität des Sängers in jener Zeit mehr, als jede Beschreibung könnte:

Unter tausend frohen Stunden
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns gestorben sey.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm gestochen,
Welkte Herz und Blüthe mir;

Mei-

Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte
Und nur blieb vor Angst und Wahn:
Ward mir plötzlich wie von oben
Weg des Grabes Stein geschoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich sah, und wen an seiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dies nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen stehn.

Bewunderung verdient die Ründe und Vollendung, die er auch im Mechanischen der Verskunst erreicht hatte, bey so mannichfaltiger Beschäftigung mit andern und ernsten Wissenschaften. — Diese geistlichen Lieder und überhaupt Hardenbergs Ansicht der Religion ist von bedeutendem Einfluß auf seine Mitzeit gewesen. Das Wahre, das in seiner Aneignung der Religion durchs Gefühl lag, ergriff in einem Zeitalter, wo man die Gefühlzerstörendste Speculation auf den höchsten Punkt getrieben hatte, seine Freunde

und

und mit ihnen viele Andere, möge es bey allen, die ihm nun gleich und über ihn hinaussprechen, aus eben so wahrhaft frommer, reiner Seele kommen, wie bey ihm, so daß sein ernster Geist ihnen aus dem Lande der Nichttäuschung herüber Beyfall geben könne! Nach Verfluß der jetzigen Periode und wenn der Partheygeist von beyden Seiten verhallt ist, wird das Wahre hierüber kund werden.

Die Hymnen an die Nacht waren die unter seinen Poesieen, mit denen H. in Ansehung der Ausführung, wie seine Freunde berichten, am meisten zufrieden war. Sie gehören unter die originellsten Compositionen, die es giebt. Indem der Dichter seine ahndungsvolle Nacht preißt, kämpft er mit allen gewohnten Ideen, mit allen Sprachen, in welche das allgemeine Gefühl und der Hebraismus das Licht als beglückendes, erfreuendes Princip eingeführt haben. Welche Meisterhand müßte es seyn, die die fünfte Hymne, die Geburt des Christenthums, niederschreiben konnte! Und welch tiefes Gefühl spricht aus der sechsten, der Sehnsucht nach dem Tode, dem treuen Bild des Lebensmüden:

Hin-

Hinunter in der Erde Schoos
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.

Gelobt sey uns die ewge Nacht,
Gelobt der ewge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Fremde gieng uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb und Treue?
Das Alte wird hintangestellt;
Was soll uns denn das Neue?
O! einsam steht und tief betrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohe Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch Blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten,

Und

Uns wenn auch Lust und Leben sprach,
Doch manches Herz für Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott selbst sich kund gegeben,
Und frühen Tod in Liebesmuth
Geweiht sein süßes Leben,
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
In dunkle Nacht gehüllet;
In dieser Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heimath gehn,
Um diese heilge Zeit zu sehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf?
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir nichts mehr,
Das Herz ist satt, die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer;
Mir däucht, aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch,
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinüber zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten!

Getrost! die Abenddämmerung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los,
Und senkt uns in des Vaters Schoos.

— Die Fragmente, abgerissene Gedanken und Denkverse nehmen den größten Theil des zweyten Bandes von Novalis Schriften ein. Durch sie und ihre Mannigfaltigkeit offenbart sich uns der vielseitige, reiche, große Geist voller Stärke und Milde, voll Ernst und Liebe am klarsten. Er brauchte offenbar, wie das auch Lichtenberg von sich sagt, und er selbst an seinen Freund Just schrieb, das Niederschreiben dieser Rhapsodieen als Probstein; nicht als gefundene Wahrheit stehen viele da, sondern als Versuche zur Wahrheit. Sie verbreiten sich über alle Fächer des Denkens. „Er hatte, sagen seine Freunde (Vorr. VII.) den Plan zu einem eignen encyklopädischen Werke entworfen, in welchen Erfahrungen und Ideen aus den verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig erklären, unterstützen und beleben sollten. — Jedem Verehrer der Wissenschaft und Kunst sollte diese Erscheinung wichtig und anziehend seyn, wenn er auch über vieles anders dächte, und anderes ihm fremd und unverständ-

lich

lich dünkte; ein näher befreundetes Gemüth wird in den verschiedensten Gedanken denselben Geist ahnden und sehn; dieses wird ohne nähere Bezeichnung die Ideen finden, die wie aus einem Mittelpunkte alle übrigen verständlich machen." — Hardenberg hatte am Schluß dieser Fragmente, die er von neuem durchsah und Bemerkungen dazu schrieb, gesagt, er erkenne nur weniges zum Druck reif, sehr vieles gehöre zu einer großen wichtigen Idee, der er durch Ausarbeiten des Einzelnen nicht vorgreifen wolle; als Fragment erscheine das Unvollkommne noch am erträglichsten und so sey diese Form der Mittheilung dem zu empfehlen, der noch nicht im Ganzen fertig sey, und doch einzelne merkwürdige Ansichten zu geben habe. — Für Verständige, die diese Fragmente im Sinn des großherzigen Niederschreibers zu lesen wissen, haben daher seine Freunde sicher viele dankbar empfundene schöne Stunden durch die Mittheilung dieses reichen Vermächtnisses ihres geliebten Erblassers herbeygeführt. Durch dasselbe ist uns sein hohes Gemüth, sein kühner Forschungsgeist, aufgeschlossen, mehr, als es durch ganze Bände über einzelne Wissenschaften hätte geschehen

können. Was ist in diesen Bruchstücken nicht der Beobachtung werth! doch unter allen am mehrsten, was er vom höchsten Standpunkt aus voll eines heiligen Sinnes über Religion und Staat, in Bezug auf die neuesten Erscheinungen, philosophirt. Wie ein sterbender Prophet wirft er noch einen Blick auf die tumultvolle Welt, der ihn eben der Friedensengel entführen will, und scheidet mit den gehaltreichen Worten die auch hier schließen mögen:

„Es ist unmöglich, daß weltliche Kräfte sich selbst ins Gleichgewicht setzen! ein drittes Element, das weltlich und überirdisch zugleich ist, kann allein diese Aufgabe lösen. Unter den streitenden Mächten kann kein Friede geschlossen werden; aller Friede ist nur Illusion, nur Waffenstillstand! auf dem Standpunct der Cabinetter, des gemeinen Bewußtseyns, ist keine Vereinigung denkbar. Beyde Theile haben große, nothwendige Ansprüche, und müssen sie machen, getrieben vom Geiste der Welt und der Menschheit. Beyde sind unvertilgbare Mächte der Menschenbrust; hier die Andacht zum Alterthum, die Anhänglichkeit an die geschichtliche Verfassung, die Liebe zu den Denkmalen der Altväter und der alten,

glor-

glorreichen Staatsfamilie, und Freude des Gehorsams! dort das entzückende Gefühl der Freyheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreise, die Lust am Neuen und Jungen, die zwanglose Berührung mit allen Staatsgenossen, der Stolz auf menschliche Allgemeingültigkeit, die Freude am persönlichen Rechte und am Eigenthum des Ganzen, und das kraftvolle Bürgergefühl. Keine hoffe die andere zu vernichten! alle Eroberungen wollen hier nichts sagen! denn die innerste Hauptstadt jedes Reichs liegt nicht hinter Erdwällen und läßt sich nicht erstürmen. — Wer weis, ob des Krieges genug ist! aber er wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geistliche Macht darreichen kann. Es wird so lange Blut über Europa strömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise herumtreibt, und von heiliger Musik getroffen und besänftigt zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Worte des Friedens vernehmen und ein großes Liebesmahl als Friedensfest auf den rauchenden Wahlstätten mit heißen Thränen gefeyert wird. — Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken und die Völker versöhnen, und

die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes friedenstiftendes Amt installiren. Haben die Nationen alles vom Menschen, nur nicht sein Herz, sein heiliges Organ? — — Das Christenthum ist dreyfacher Gestalt. Eine ist, als Zeugungs-Element der Religion, als Freude an aller Religion. Eine, als Mittlerthum überhaupt, als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brodt des ewigen Lebens zu seyn. Eine, als Glauben an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt welche ihr wollt, wählt alle drey, es ist gleichviel, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unaussprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendig gewordenes Christenthum war der alte katholische Glauben, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue, machen ihn als ächte Religion unverkennbar und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung. — Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger untheilbarer Verbindung mit den beyden andern Gestalten des

Chri-

Christenthums wird er ewig diesen Erdboden beglücken. — Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Pabstthum liegt im Grabe und Rom ist zum zweytenmal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen dauerhaftern Kirche Platz machen? Die andern Welttheile warten auf Europa's Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden!" —

die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes friedenstiftendes Amt installiren. Haben die Nationen alles vom Menschen, nur nicht sein Herz, sein heiliges Organ? — — Das Christenthum ist dreyfacher Gestalt. Eine ist, als Zeugungs-Element der Religion, als Freude an aller Religion. Eine, als Mittlerthum überhaupt, als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brodt des ewigen Lebens zu seyn. Eine, als Glauben an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt welche ihr wollt, wählt alle drey, es ist gleichviel, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unaussprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendig gewordenes Christenthum war der alte katholische Glauben, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue, machen ihn als ächte Religion unverkennbar und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung. — Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger untheilbarer Verbindung mit den beyden andern Gestalten des

Chri-

Christenthums wird er ewig diesen Erdboden beglücken. — Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Pabstthum liegt im Grabe und Rom ist zum zweytenmal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen dauerhaftern Kirche Platz machen? Die andern Welttheile warten auf Europa's Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden!" —

Joh. Jak. Nathanael Neumann,

Prediger zu Loss.w bey Frankfurt a. d. Oder.

geb. d. 6. Febr. 1750.
gest. d. 28. Nov. 1803.

Kein glänzender Held, kein Reformator politischer oder philosophischer Systeme, kein durch große Unternehmungen oder hohe Ehrenstellen ausgezeichneter Sterblicher, war der Mann, dessen Andenken diese Blätter sichern sollen. Aber wenn stilles anspruchloses Verdienst, wenn reges Wirken für Wahrheit und Tugend, wenn dauernder Einfluß eines redlichen Mannes auf die Belehrung, Besserung und Beglückung mehrerer Tausende seiner Brüder, wenn ein gebildeter Geist und

ein

ein edles Herz, den guten Namen eines Erdenpilgers begründen, und der Erhaltung bey der Nachwelt werth machen: so wird auch dieser Dahingegangene im Nekrolog eine Stelle verdienen, und es wird sein Bild wenigstens diejenigen, die ihm im Innern und Aeußern ähnlich sind, mit Theilnahme und Liebe für ihren Geistes- und Herzensverwandten erfüllen. Es ist zwar der Sohn des Verstorbenen, der dieses kleine Gemälde seines Lebens entworfen hat; aber der Sohn kann doch mit Redlichkeit versichern, daß er es sich bey dieser Biographie zur strengsten Pflicht gemacht hat, den Menschen vom Menschen wahr sprechen zu lassen. Hat doch Himly, der edle Sohn, auch wahr, und doch kindlich, herzlich, rührend von Himly, dem edlen Vater, geredet.

Neumann ward zu Frankfurt a. d. O. gebohren, wo sein Vater, Johann Neumann, Pastor an der St. Georgen-Kirche in der Lebuser Vorstadt war, und noch jetzt ist dort sein Andenken im Segen. Er hatte diesen redlichen Vater wenig gekannt, denn er starb schon im May 1755 im 36sten Jahre. Als ein fünfjähriger Knabe mit noch 5 Geschwistern verwaiset, mußte dieser

dieser Sohn die Jahre seiner Kindheit, in äußerst dürftigen, traurigen Umständen verleben. Seine Mutter bezog mit ihren Kindern eine kleine, ärmliche Wohnung in Frankfurt, und mußte nun von Wittwenpensionen und Arbeiten ihrer Hände leben; denn ob sie gleich einiges Vermögen besaß, so wurde ihr dieses doch sehr verkümmert. Es brach nemlich damals der siebenjährige Krieg aus, und die Russen, welche nach der Schlacht bey Kunnersdorf die Stadt Frankfurt zum Theil plünderten, ließen auch die Habseligkeiten der armen Wittwe nicht unangerührt. Oft sprach N. davon, wie viel er und die Seinigen damals gelitten hätten; aber mit Achtung und Rührung entwarf er denn auch immer das Bild seiner edlen heldenmüthigen Mutter. Wirklich muß sie eine Frau von seltner Geistesstärke und Gegenwart, und eine Mutter im weitesten Sinne des Worts gewesen seyn. Weit davon entfernt, sich von ihren durch den Krieg verursachten Leiden zu Boden drücken zu lassen, bewies sie vielmehr stets den Muth, die Heiterkeit, die Besonnenheit und Freundlichkeit eines geprüften Weisen, sorgte mit rastlosem Eifer für die Erziehung und Bildung

dung ihrer Kinder, und siegte durch die seltene Kraft ihrer Seele.

Neumann besuchte in dieser Zeit mit seinem jüngern Bruder, dem noch lebenden Inspector Neumann in Templin, die Stadtschule in Frankfurt. Diese Anstalt befand sich damals durch die traurigen Folgen des Krieges im äußersten Verfall; der Rector Christian war ein abgelebter Mann, dem zwar Neumann in Sprachen viel verdankte, bey dem man aber schon alle Kraft vermißte, um das Ganze gehörig zu ordnen. Unter diesen Umständen rieth man seiner Mutter oft, sie möchte ihre jüngern Söhne nicht studieren lassen, da es ihr besonders auch an Vermögen dazu fehlte. Neumann gerieth in spätern Jahren immer in Wärme, wenn er davon sprach, daß man ihm die Quelle seiner reinsten Freuden, das Studieren, hatte verstopfen wollen, und daß unter andern besonders der Professor und Prediger Simonetti dazu gerathen hatte, man möchte ihn ein Handwerk lernen lassen. Aber dazu verstand sich auch die brave zutrauensvolle Mutter nicht; denn ihr lag Geistesbildung des Sohnes zu sehr am Herzen. Indes konnte der letztere seine Bildung bis zur Akademie

auf

auf der Frankfurter Schule nicht erhalten, die Mutter wählte also das damals so berühmt gewordene Pädagogium zu Züllichau, wohin sie ihn schickte. Er wurde dort ein sogenannter Freyschüler, genoß aber dabey doch des höhern Unterrichts im Pädagogium. Mit wenigen Grochsen Reisegeld versehen, verlassen von aller Welt, ohne Bekannte und Befreundete kam er in Zillichau an; aber nur kurze Zeit hatte er die Kost mit den übrigen Freyschülern gemein; bald nahm ihn Steinbart, der damals eben Direktor der Anstalt geworden war, und anfieng, berühmt zu werden, an den zweyten Tisch der Pensionärs, und zeigte sich stets als sein väterlicher Gönner und Freund. Mit dankbarem Herzen gestand es Neumann oft, daß er Steinbarten überhaupt seine erste, eigentliche Bildung verdankte, daß dieser ihn denken gelehrt, ihn mit dem Geist der Wissenschaften bekannt gemacht, und ihn zu dem freymüthigen, liberalen Forschen, das sich nicht in die Fesseln irgend einer Schule schmiegt, geführt hätte. Mit sichtbarer Freude rief er oft die Erinnerung an die glücklichen Jahre zurück, die er in Zillichau verlebte, und als Steinbart noch als Professor in Frankfurt wohn-

wohnte, war er oft und gern in seiner Gesellschaft. Unvergeßlich blieb ihm auch immer die erste Bekanntschaft, die er in Zillichau mit dem Oberconsistorialrath Gedicke machte, der sich mit ihm unter noch kümmerlichern Umständen empor arbeitete, und mit dem er hernach in Frankfurt auf der Universität noch näher befreundet wurde.

Im Jahre 1768 begann Neumann seine akademische Laufbahn zu Frankfurt a. d. O., und widmete sich der Theologie. Hier war damals Töllner alles in allem; wie natürlich, daß er auch Neumanns Lehrer und Führer wurde, der bey ihm seinen theologischen und philosophischen Cursus vollendete, in seinem Hause wohnte, und zuletzt der Lehrer des einzigen Sohnes seines Lehrers wurde. Schon dieser letzte Umstand beweiset, daß Töllner ihn seiner Achtung und Liebe werth hielt. Aber von welcher Achtung und Liebe für Töllner war jener auch wiederum durchdrungen! Verweilte er doch bey dem Rückblick auf sein akademisches Leben stets am liebsten und längsten bey dem vortrefflichen Lehrer und bey dem edlen Menschen Töllner; konnte er doch nie müde werden, Töllners ausgebreitete Gelehrsamkeit,

seinen liberalen und doch behutsamen Forschungsgeist, seine seltene Gründlichkeit, seinen systematischen, logischen Gang in den Vorlesungen, seinen praktischen Scharfblick, seinen rastlosen Eifer, seine aufopfernde, sich selbst vergessende Thätigkeit, und seine strenge Pflichtliebe zu schildern; war er doch immer sichtbar erwärmt, gerührt und begeistert, wenn er davon sprach, was er diesem seltnen Manne verdankte. So bildete Töllner an ihm und an so vielen andern nicht blos den gelehrten Theologen und den philosophischen Denker, sondern auch den praktischen Volkslehrer, durch Unterricht und Beyspiel. Musterhaft war daher immer in Neumanns öffentlichen Vorträgen die strenge Ordnung und logische Disposition der Gedanken, verbunden mit der durchaus praktischen Darstellung.

Natürlich hatte der verdiente Ruf eines Töllners damals eine Menge Jünglinge nach Frankfurt gezogen, von welchem viele durch ihn eine vorzügliche Bildung erhielten; und auch dies wurde für meinen Vater ein neuer Sporn seiner Thätigkeit und eine Quelle mannichfachen Geistesgenusses und vieler edler Herzensfreuden. Er bildete sich während

seines

seines Aufenthalts in Frankfurt unter mehreren studierenden Jünglingen eine eigene gelehrte Gesellschaft; man kam wöchentlich auf mehrere Stunden zusammen, las wechselsweise theologische und philosophische Abhandlungen vor, recensirte sie mit gewissenhafter Strenge, und führte beständig ein wissenschaftliches Gespräch. Daß diese gelehrte Gesellschaft eine edle Tendenz hatte, und viel Nutzen stiftete, muß schon der Umstand beweisen, daß fast alle Mitglieder derselben, früh oder spät nützliche Schriftsteller geworden sind. Ich nenne darunter blos den bekannten Oberconsistorialrath und Probst Zöllner, und den verewigten Gedike in Berlin, den Kammersekretär Streit in Breslau, Herausgeber der schlesischen Provinzialblätter, den Probst Kletschke in Potzdam, den Professer Berends in Frankfurt, den Feldprediger Krüger, Verfasser einer Geschichte des polnischen Insurrektionskrieges. Hier knüpfte denn Neumann auch mit diesen und andern Männern das Band einer wahren, dauerhaften Freundschaft, die auf gegenseitige Achtung gegründet war, und bis zum Tode währte. Sehr glückliche Stunden verlebte Neumann in spatern Jahren noch

öfter

öfter in Berlin, wenn er Gedike und Zöllner wieder sah, und ihm diese würdigen Männer auch jetzt noch die alte Innigkeit und Zuneigung bewiesen. Ein sonderbares Schicksal ist es, daß Gedike mit Neumann in einem Jahre die Erde verließ, und Zöllner fast zu gleicher Zeit so gefährlich erkrankte, daß er ein halbes Jahr nach ihm auch die große Reise antreten mußte, von der er nie wiederkehrt.

An Kopf und Herz gebildet verließ N. im Jahre 1772 die Academie, wo er von Stipendien und eignen Arbeiten gelebt hatte, und wurde in Lossow, eine halbe Meile von Frankfurt, Hauslehrer bey dem Hauptmann und nachmaligen Landrath von Beerfelde. In glücklichere Verbindungen hätte ihn die Vorsehung nicht leicht setzen können, als die waren, in welche er jetzt trat. Der Landrath von Beerfelde war ein sehr redlicher, vielseitig gebildeter Mann, den Friedrich der Einzige so schätzte und liebte, daß er mit vielen Bitten in ihn drang, sein Minister zu werden, (welches aber Beerfelde zu verbitten für Pflicht hielt) und zu dem der große König so königlich sprach: „Ich brauche

che einen rechtschaffenen, redlichen Mann, und der ist Er". Beerfelde war ein Menschenfreund im weitesten Sinne, und dabey von seltner Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit. Und ganz seiner würdig war seine vortreffliche Gattin. Unter diesen ausgezeichneten Menschen lebte N. wirklich als Freund, als innigst mit allen verbundenes Glied der Familie. Oft versicherte er auch nachher, daß er in diesen Verhältnissen unaussprechlich glücklich gewesen sey. Noch studierten Gedike, Zöllner und andre seiner Freunde, und bald darauf auch sein Bruder in Frankfurt. Bey der Nähe seines Wohnorts an dem Sitze der Musen, wie angenehm wurde da von ihm der Umgang mit seinen Freunden fortgesetzt. Beynahe auf dem halben Wege von Frankfurt nach Lossow liegt in einer romantischen Gegend eine Mühle, jetzt von allen oft besucht, was in Frankfurt Sinn für die schöne Natur hat. Hier war es, wo N. sich oft mit seinen Freunden zusammen fand und mit ihnen Veranlassung dazu gab, daß diese Mühle bald der Lieblingsort der Frankfurter ward. Aber seine Freunde besuchten ihn auch in Lossow, und wurden bald Freunde des Hauses; besonders hielt

sich

sich der allgemein beliebte Zöllner oft mehrere Tage im Beerfeldeschen Hause auf. Und nun noch außerdem die erwünschte Verbindung, in welcher N. durch diesen Wohnort mit mehrern gelehrten Männern Frankfurts und mit den Wissenschaften blieb. Dazu kam, daß sich in Lossow oft eine auserlesene Gesellschaft, sowohl vom Militair, als Civil, versammelte, welches zu seiner Bildung gewiß viel beytrug, und ihn manche interessante Bekanntschaft machen ließ. Dabey war es denn auch vortheilhaft und angenehm für ihn, daß er nur Einen fünfjährigen Zögling von äußerst trefflichen Anlagen hatte, der ihm nie Verdruß machte und ihm an eignem Fortstudieren nicht hinderlich war. Doch die Vorsehung hat ihn an diesem hoffnungsvollen Eleven nur Blüthen sich entfalten, aber keine Früchte reifen sehen lassen. Denn er starb schon im 12ten Jahre, nachdem N. kaum ein Jahr das Beerfeldesche Haus verlassen hatte.

Fünf Jahre verlebte er auf diese Weise sehr glücklich als Hauslehrer, als er im Jahre 1776 zum Prediger auf einem der Universität zu Frankfurt gehörenden Dorfe, Dobberin, erwählt wurde. Er brachte

über

aber dort nicht viel länger als ein Jahr zu, und wurde von seinem edlen Gönner Beerfelde als Pastor nach Lossow berufen. Hier verheirathete er sich mit seiner noch lebenden Gattin, Amalie geb. Chaliè, welche während seines Hauslehrerstandes im Beerfeldeschen Hause Gouvernante gewesen war. Nun trat er abermals in die glücklichsten Verhältnisse. Ganz als Freund behandelt war er mit seiner Gattin fast täglich in den ihm so theuern Kreise der Beerfeldeschen Familie, wurde abermals Lehrer der jüngern Kinder seines Gönners, und genoß alle Freuden, die ihm die schöne Lage des Orts und dessen edle Bewohner so reichlich darboten.

Von nun an beschäftigte er sich anhaltend mit der Schriftstellerey. Schon während seines akademischen Lebens hatte er eine kleine Sammlung Fabeln und einige Aufsätze in einem damals in Frankfurt erscheinenden Journale herausgegeben. Es war das Fach der Romane, welches er während der ersten Jahre seiner Amtsführung erwählte, um sich dem Publikum bekannt zu machen. Die Erfahrung hat es an mehrern Schriftstellern in diesem Fache bewiesen, daß das erste Produkt ihres Geistes, welchem sie

bey einer gewissen Reife das Daseyn gaben, dasjenige war, bey dem die Musen ihnen am meisten hold waren, und das ihnen den allgemeinsten Beyfall erwarb. Diese Erfahrung bestätigte sich auch bey dem ersten Roman, welchen N. in die Welt förderte, bey seiner Therese v. Silberbach (1783). Dieser Roman war zwar kein Kunstwerk, welches den strengen Forderungen der Kritik entsprach; aber er verräth den denkenden Kopf, den guten Beobachtungsgeist und das reine Gefühl des Verfassers fürs Gute und Schöne, er verräth den liebenden Gatten, den zärtlichen Vater, den treuen Freund; die einzelnen Begebenheiten der Geschichte sind gut zum Ganzen geordnet, und der Styl ist korrekt und edel; besonders aber spricht die liebenswürdige ganz auf das wirkliche Leben Bezug habende Individualität das Herz dessen an, der in ähnlichen Verhältnissen, als die hier dargestellten, gelebt hat. Berücksichtigt man bey der Beurtheilung dieses Buchs den damaligen Zustand unsrer ästhetischen Literatur und die Seltenheit auch nur mittelmäßiger Romane zu der Zeit, als Therese von Silberbach erschien; so wird man gewiß gern zugeben, daß N.

für

für die damalige Zeit einen guten Roman geschrieben hat, wie denn auch der Verfasser die Freude hatte, daß dieses Kind seines Geistes zwey Auflagen erlebte und in das Holländische übersetzt ward. Weniger Beyfall scheinen seine nachmals herausgegebenen Romane: die Visiten; Mamsell Fikchen; Auguste und Friederike; Reisen auf die Heirath, gefunden zu haben, worin er sich zu wenig nach dem neuen veränderten Geschmack gerichtet und sich zu sehr in dem nämlichen Kreise herumgedreht hatte, welches wohl mit daher kam, weil seine äußern Umgebungen größtentheils dieselben blieben, und seine Lebensweise immer ganz einfach war.

Im Jahre 1793 trat er auch als theologischer Schriftsteller auf mit seinen freymüthigen Betrachtungen über das Predigtwesen, welche viele nützliche auf eigne Erfahrung gegründete praktische Fingerzeige und so manche noch lange nicht genug beherzigte Wahrheiten und Bemerkungen enthalten. 1799 gab er seinen Urbanus Rhegius den Zweyten heraus, welches zur Zeit, als das Religionsedikt im Preuß. mit seinen Handhabern die freyen Geister zu

fesseln bemüht war, die Censur nicht passirte, ungeachtet mehrere Recensenten hernach den Verfasser einer zu großen Anhänglichkeit an das Alte beschuldigten. Noch fand man unter seinem Nachlaß ein Manuscript: über den Einfluß der Zeitphilosophie auf die Volksmoral, und ein anderes: über Fichte und die neueste Philosophie. Gern wird der Unpartheyische zugeben, daß alle diese Schriften Neumanns nicht einen solchen Grad der Vollendung hatten, daß sie ihm einen großen Ruf in der gelehrten Welt verschaffen konnten; aber sie werden immer den stets mit der Zeit fortgeschrittenen Selbstdenker, den edlen für Wahrheit und Tugend erwärmten Mann, den guten Beobachter der Menschen und ihrer Verhältnisse, und den praktisch-nützlichen Volkslehrer in dem Verf. entdecken lassen; sicher sind sie manchem lehrreich oder ermunternd gewesen.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß Neumanns Lebensweise sehr einfach war, wie die Lebensweise der meisten Landprediger, und ungewöhnliche, merkwürdige Schicksale trafen ihn in den ersten 25 Jahren seiner Amtsführung auch nicht. Daher giebt denn

auch

auch sein Leben in dieser Rücksicht sehr wenig Stoff zu einer allgemein interessanten Beschreibung. Die Vorsehung hatte ihm beynahe 26 Jahr ein seltnes glückliches Loos beschieden. Er und seine Gattin liebten sich in Wahrheit unaussprechlich und mit einer jugendlichen Innigkeit bis zum Tode. Sechs Kinder, die aus dieser Ehe entsproßten, blieben während dieses Zeitraums am Leben, und er schrieb selbst noch kurz vor seinem Tode seinem Bruder: „Was war ich für ein glücklicher Vater!“ Den ältesten seiner Söhne sah er in dem Jahre seines Hinscheidens in der Nähe seines Wohnorts als Prediger erwünscht versorgt, und die älteste Tochter in einem angränzenden Dorfe als Erzieherin der Kinder eines adelichen Hauses in angenehmen Verhältnissen. Er selbst erfreute sich einer fast ununterbrochenen Gesundheit bey voller Lebenskraft. Mit dem Patron des Orts blieben seine Verhältnisse auch da noch angenehm, als sein alter edler Gönner Beerfelde ihm durch den Tod entrissen worden war. Und in seinem Amte wirkte er mit so rastloser Thätigkeit und seltner Freudigkeit, daß er noch in seiner Krankheit äußerte, er würde ein Amt, welches ihn so glück-

glücklich mache, um keine noch so große Schätze und Freuden der Erde aufgeben können. Hierzu hatte ihm die Natur ein so glückliches Temperament verliehen, daß er stets heitern Geistes, frohen Muthes und ungetrübter Zufriedenheit blieb; wie schön war ihm also das Loos seines Erdenlebens gefallen! Das fühlte er auch selbst und äußerte darüber frohen Dank gegen die Gottheit. Besonders lebhaft war seine Freude als er 9 Monate vor seinem Tode mit seiner Gattin das silberne Hochzeitfest feyerte. Unaufgefordert besuchten ihn an diesem Tage seine nähern Freunde aus Frankfurt und der umliegenden Gegend, und hier wurde denn recht eigentlich ein frohes häusliches, rührendes Familienfest begangen. Wie glücklich N. sich selbst als Gatte und Vater dabey fühlte, das mögen die wenigen Verse sagen, die er an jenem Feste seiner theuern Gattin überreichte:

Mögen Florens Kinder ihn auch nicht umblühn,
Mag der grause Nordwind ihn umstürmen,
Mögen finstre Schneegewölke sich um ihn
Weit umher auf Schneegewölke thürmen;
Bleibt er doch ein Tag der Wonne mir,
Dieser Tag, Amalie, da wir

Einst

Einst der Liebe Bündniß knüpften,
Und, als ich an deiner treuen Hand
Ganz das Glück, geliebt zu seyn, empfand,
Uns die Grazien umhüpften.
Treu vereint sahn fünf und zwanzigmal
Wir der Jahreszeiten Wechsel vor uns über fliehen;
Und nie, nie beschlich uns Reue unsrer Wahl,
Fühlten Freude nur in uns entglühen.
Ist er einst noch fünf und zwanzigmal,
Dieser Jahreszeiten Wechsel vor uns über,
Kaum von uns bemerkt, geflohn:
Sey dann unser Auge drum nicht trüber,
Schall nicht minder unser Jubelton!
Zittern wir dann gleich am Pilgerstabe
Hin zum nahen offnen Grabe,
Jauchzt dann doch mit uns zum Sternenzelt,
So wie heute unsre frohe Kinderwelt,
Unsre frohe Enkelwelt.

Auffallend traurig ist es, daß von der gar nicht zahlreichen Gesellschaft biedrer Menschen, welche Neumanns Ehefest in seinem Hause versammelt hatte, nach einem Jahre schon 6 Personen die Erde verlassen hatten!

So genoß also N. beynahe 26 Jahr ein fast ganz ungetrübtes Glück. Aber war beson-

besonders der Anfang seines letzten Lebensjahres dadurch so reich an Freuden für ihn, daß er jenes Ehefest feyerte, und seinen Sohn ins Amt und in eine glückliche Ehe treten sah: so häuften sich in der Mitte und am Ende dieses Jahres die härtesten und bittersten Leiden für ihn und die Seinigen. Seitdem seine Söhne theils erwachsen, theils auf eine öffentliche Anstalt gegeben waren, hatte er sich mit der Erziehung und Bildung zweyer Pensionärs beschäftigt. Davon starb im Frühlinge 1803 ein hoffnungsvoller Knabe, den er wie seinen eignen Sohn liebte. Im August überfiel ihn selbst die nämliche Krankheit, woran sein Zögling gestorben war und er lag mehrere Wochen ohne Hoffnung darnieder. Doch genaß er völlig zu seiner und aller andern Verwunderung, gleichsam um noch vor seinem Tode den bittersten Kelch der Leiden zu trinken. Nachdem er kaum das Bette verlassen hatte, bekamen seine beyden ältesten erwachsenen Töchter, die ihm in seiner Krankheit mit sich selbst vergessender Liebe gepflegt hatten, dasselbe hitzige Nervenfieber, welches er überstanden hatte, und wurden innerhalb vier Tagen in der Blüthe jugendlicher Kräfte ein Raub des

Todes

Todes; und mit ihnen lag sein jüngster Sohn gleichfalls ohne Hoffnung. Nun denke man sich den zärtlichen Gatten bey dem Anblick einer durch achtwöchentliches Nachtwachen und durch den Verlust zweyer erwachsener Töchter tief zu Boden gedrückten Gattin; man denke sich den gefühlvollen durch seine Kinder bis jetzt so glücklichen Vater, der sich sagte: „dir haben deine Töchter ihr Leben zum Opfer gebracht!“ man denke sich den Mann, der bis dahin nie einen ähnlichen harten Schlag erfahren hatte, auf einmal der theuersten Glieder seiner Familie beraubt, und selbst noch kaum genesen von der schwersten Krankheit; man denke sich dies alles und man wird es empfinden, wie Neumanns Herz in seinem Innersten unheilbar verwundet seyn mußte. Und dennoch schien sein äußrer Mensch immer zuzunehmen an Kräften, und sein Inneres vermied es zu öffnen, wenn von seinen Leiden die Rede war. Schon verrichtete er wieder alle seine Geschäfte, schon machte er Spatziergänge von mehr als einer Stunde, und die Röthe seiner Wangen kehrte wieder; noch lange hofften die übrig gebliebenen Seinen ihn zu behalten. Aber der Gram nagte tief verbor-

gen

gen an seinem Herzen, er äußerte es selbst seinem Sohne, daß er den Schmerz nur zu verbergen suche, um seine Gattin nicht noch tiefer zu beugen, daß er hier doch nicht mehr glücklich seyn könne, daß es seine erste Freude seyn solle, wenn er die geliebten Töchter in der bessern Welt wiedersehen würde. Bis zu der Woche vor seinem Tode blieb er jedoch dem Anschein nach wohl; nun aber wurde er bleich und sein Gang unsicher. Flehentlich wurde er gebeten, zu seinem Freunde, den berühmten Doktor und Prof. Berends zu schicken und ihn von seiner zunehmenden Schwäche zu benachrichtigen; aber alles Bitten war umsonst, er täuschte sich selbst und war der Meynung, daß er hämorrhoidalische Zufälle bekäme, welche der Gesundheit zuträglich wären, und wobey es keines Arztes bedürfe. Nun drang man in ihn, wenigstens seine in der letzten Woche sich häufenden Amtsgeschäfte einem andern zu übertragen, allein man hörte immer die Antwort: „Wozu hat mir denn Gott meine Kräfte wieder gegeben? Es ist mir unerträglich einen andern für mich arbeiten zu lassen, und mir wirds auch nicht sauer.“ — So blieb er bis den Sonnabend vor seinem Tode

(er

(er starb den Montag) immer thätig, unterrichtete noch seine jüngern Töchter, und memorirte seine Predigt zum Sonntag; doch mußte er sich Sonnabend gegen Mittag niederlegen, weil nach seiner Meynung ein Katharr im Anzuge war. Aber es war der Tod, der sich ihm näherte, ohne daß er selbst und die Seinen ihn ahneten. Sonntags bekam er Arzneyen von seinem Arzte Berends mit einem sehr theilnehmenden Brief; er schlief die Nacht zum Montag gut, sagte gegen Mittag seiner ziemlich muntern Gattin, er wolle nun etwas ruhen; und da sie ihrem Geschäfte nachgieng, entschlief er für immer; die Gefährtin seines Lebens fand ihn nach ihrer halbstündigen Rückkunft entseelt, in eben der ruhigen Lage, wie sie ihn verlassen, vom Schlage getroffen.

Welch einen redlichen, guten, edlen Mann die Erde an ihm verlor, das bewieß die allgemeine Trauer bey seiner ersten Krankheit, und die vielen Thränen, welche bey seinem Tode flossen. Der menschenfreundliche Landrath van Schöning, ein Schwiegersohn des edlen Beerfelds, der nun schon seit vielen Jahren in Lossow wohnte, gab gleich im Anfang der Krankheit ein Gespann seiner

Pferde

Pferde zur beständigen Disposition des Patienten, um täglich einigemal den Arzt aus Frankfurt zu holen, und überdies versahe er den Kranken reichlich mit den theuren Weinen, welche bey der neuen Kurart erfordert wurden. Ueberall wurde der Wagen, welcher den Arzt holte, in Frankfurt von theilnehmenden Menschen angehalten, welche sich angelegentlich nach dem Zustand des Kranken erkundigten! und die waren oft nicht einmal nähere Freunde, sondern nur Bekannte, mit welchen Neumann wenig Umgang gehabt hatte. Aber seine näheren Freunde besuchten ihn selbst und zeigten eine peinigende Ungeduld nach Nachrichten von seinem Befinden. Und wie allgemein und schmerzlich war nun die Trauer bey seinem Hinscheiden, wie tief die Wehmuth seiner Gemeine. Man wollte ihn still an der Seite seiner Töchter in die Gruft senken! aber die Gemeine, die ihn als Freund und Vater liebte, versammelte sich dennoch um seine Bahre, und begleitete ihn in stiller Wehmuth zum Grabe. Welche tiefe, unaussprechliche Rührung durchdrang hier aller Herzen, als ein 70jähriger Greis mit völlig weißem Haupte unter erschütternden Thränen in die Worte ausbrach: Wie gern

hätte

hätte ich mich für ihn ins Grab gelegt! Kaum vermochte es der Sohn des Seligen nach einer solchen Scene nur die wenigen Worte der Gemeine zuzurufen: Er ist eingegangen zu seines Herrn Freude!

Doch Denkungsart, Gewohnheit zu handeln, Pflichterfüllung machte ihn auch dieser allgemeinen Achtung würdig. Was man im gewöhnlichen Sinne ein gutes Herz nennt, die natürliche Anlage zum gutmüthigen, gefühlvollen, theilnehmenden, liebreichen Menschen, war ihm zu Theil geworden. Aber er setzte diesen natürlichen Anlagen zum guten Menschen durch selbst erworbene Grundsätze und einen festen guten Willen die Krone auf. Daher zeichnete ihn eine stets rege Theilnahme an dem Wohl und Weh seiner Brüder so rühmlich aus; daher war es ihm Wonne, andern gefällig und nützlich zu seyn; daher war er ein so aufrichtiger, biedrer und herzlicher Freund, wie es wenige giebt; daher waren Liebe und Wohlwollen in seinem Herzen stets die herrschenden Gefühle, und Menschenhaß ihm ganz fremde. Diese Vorzüge seines Herzens, verbunden mit seinem lebhaften, heitern, gebildeten Geiste, und mit einem nicht selten recht glücklichen, obwohl zuweilen

weilen nur aus einem kleinern Beobachtungskreise hergenommenem Witze, machten ihn auch zum angenehmen Gesellschafter. Oft ließ er hier seinem Hange zur Satyre freyen Lauf; aber ihr Stachel verwundete keinen, und selbst wenn er absprechend zu urtheilen schien, machte seine überall durchscheinende Gutmüthigkeit alle seine Aeußerungen mild der, und für keinen beißend, niemals kränkend, nie beleidigend, sondern im Gegentheil schuldlos unterhaltend für die Gesellschaft. Zum Beweise, wie sehr ihn sein edler Charakter vor den Fehlern bewahrte, die bey einem lebhaften, humoristischen Geiste so leicht begangen werden, diene die Bemerkung, daß er sich nie mit irgend einem Menschen erzürnte, nie einen Feind hatte, nie eine Beleidigung erfuhr, und auch in Amtsverhältnissen und in Fällen, wo sein Interesse ins Spiel kam, jederzeit schonend nachgab, stets Frieden erhielt und aller Herzen gewann.

N. verband mit seinem guten Herzen auch einen guten Willen; er war auch ein pflichtliebender, tugendhafter Mann. Rastlos war seine Thätigkeit, unermüdet sein Eifer in der Erfüllung seiner Obliegenheiten.

In

In der Nähe von Frankfurt hatte er oft Gelegenheit, Candidaten für sich predigen zu lassen; aber nach seiner Aeußerung hielt er's für pflichtwidrig, davon Gebrauch zu machen, so lange er gesund sey. Und da seine Gesundheit fast ununterbrochen bis zum Jahre seines Todes währte, so entschloß er sich nur einigemal, junge Männer um ihrer selbst willen seine Kanzel betreten zu lassen. Dagegen unterstützte er selbst Prediger in der Stadt; es war ihm Freude, auch hierin andern zu dienen, wenn sein eignes Amt darunter nicht litt. Oft war sein Sohn Zeuge davon, wie er dem Vergnügen der gesellschaftlichen Unterhaltung entsagte, und auf manche Erholung Verzicht that, um Amtsgeschäfte, die auch hätten aufgeschoben werden können, genau zu der Zeit zu verrichten, wenn es ein Glied der Gemeinde wünschte; auch darin wollte er der Gemeinde Vorbild seyn, daß er alle Berufsgeschäfte ohne Ausnahme dem Vergnügen vorzog. Wahrlich von ihm kann man mit fester Ueberzeugung sagen, daß er wissentlich keine Pflicht versäumte, daß er den Ruhm der strengsten Gewissenhaftigkeit mit ins Grab genommen hat.

Wur

War er in seinem Amte unermüdet wirkend, so war er auch in seinem Hause stets thätig. In seinen frühern Jahren beschäftigte ihn die Schriftstellerey und der Unterricht der Kinder seines Patrons anhaltend. Und diese Beschäftigungen trieb er auch nachmals noch fort, als ihm die Unterweisung seiner eignen Kinder viel Zeit raubte. Bis zum 13ten Jahre unterrichtete er seine Söhne selbst mit zärtlicher Sorgfalt und Anstrengung, und seine Töchter bildete er vereint mit seiner Gattin. Unvergeßlich bleibt daher auch in dieser Rücksicht seinen Kindern der redlichste Vater, der nur seiner Familie lebte, und den Seinigen die Stunden der Muse widmete, um ihnen seinen Umgang theils durch festgesetzte Lehrstunden, theils durch nützliche und angenehme Lektüre, lehrreich und bildend zu machen. Nach seiner Aeußerung hatte man ihm den Unterricht anfangs so schwer gemacht, durch einen geistlosen Schlendrian; daher gieng sein Bestreben dahin, seinen Söhnen den Unterricht leicht zu machen. Gieng er hierin etwas zu weit, schmiegte er sich besonders in dem Sprachunterricht zu sehr an die Basedowsche Methode, so mag er als Lehrer hin und

wie-

wieder gefehlt haben, aber er fehlte aus inniger, väterlicher Zärtlichkeit, und sein Sohn wird es ihm ewig danken, daß er ihn mehr mit dem Geiste der Alten bekannt zu machen suchte, als an ihren Gedankenzeichen zerren lehrte.

Eine seltne Harmonie der Seelen, eine seltne Innigkeit der Herzen knüpfte das eheliche Band mit seiner Gattin immer fester. Auch nicht die kleinste Störung litt hier das gegenseitige friedliche, zärtliche Verhältniß. Von allen, die beyde Gatten näher kannten, wurde ihr eheliches Glück als das höchste und ihr gegenseitiges Benehmen als ein Muster gepriesen und Manchen erfüllte das Anschauen ihrer stets jugendlich-zärtlichen Liebe mit einer frohen Rührung. Aber selten werden auch Menschen in allen Beziehungen so für einander gehören, als diese Verbündete; selten wird aber auch der Tod einer zurückbleibenden Gattin so unheilbare Wunden schlagen, als Neumanns Lebensgefährtin bey seinem Hintritt erlitt.

Schon oben ist bemerkt worden, daß er in den Wissenschaften beständig mit der Zeit fortzuschreiten gewohnt war. Davon zeugen seine spätern Schriften, davon zeugte

auch das große Interesse, mit welchem er über die neuern Veränderungen in der Theologie und Philosophie sprach. Gegen die kritische Philosophie schien er stets eingenommen zu seyn, weil ihm ihre Anwendbarkeit aufs Leben nicht einleuchtete, und sie von so vielen mehr gemißbraucht worden war, als andere Systeme. Allein dem Philosophen Kant ließ er stets Gerechtigkeit widerfahren. In Hinsicht der Moral-Philosophie war er keineswegs ein grober Eudämonist, sondern es genügte ihm mehr das Vollkommenheits-System. Im Felde der Theologie bewegte er sich immer mit dem fesselfreyen Geiste, den ihm Töllner eingeflößt hatte; er scheute keine Untersuchung, gab das Unhaltbare älterer Vorstellungsarten auf, und machte sich gern das Neue zu eigen, wenn er es für wahr und gut hielt. Dabey hielt er sich doch immer in den Gränzen einer weisen Mäßigung, und nichts war ihm mehr zuwider, als jener stürmende, alles niederreißende Reformationsgeist in der Theologie, der nur aus Dünkel und Ruhmsucht nach dem Neuen hascht, und unbesonnen genug ist, selbst den Schwächern die Stützen ihres Glaubens und ihrer Tugend

zu

zu rauben, ohne ihnen etwas Besseres dafür geben zu können. Ueberhaupt gehörte N., was seine theologische Denkart betrifft, zu den moderaten Theologen, die sich auf geläuterten und aufgeklärten Offenbarungs-Glauben stützen; vielleicht kam seine Denkart hierin der des D. Morus, so wie sie der Nekrolog dargestellt hat, am nächsten; so wie jener verdiente aber auch N. den Namen eines frommen Mannes, dessen innere Religiosität sich durch unerschütterten Glauben, unermüdetes Wirken, Gott ergebenes Dulden und frohes Hoffen bewährte.

Mit diesen natürlichen und erworbenen Geistes- und Herzens-Vorzügen erfreute er sich zugleich eines festen, gesunden Körpers und solcher Dispositionen, welche man gewöhnlich ein glückliches Temperament nennt. Ungestörte Heiterkeit und ungetrübter Frohsinn begleiteten ihn durchs Leben; stets leuchtete Zufriedenheit und frohe Laune aus seinen Aeußerungen hervor, nie vermochten die äußern Dinge ihn zu verstimmen; seine Heiterkeit konnte nur der Verlust geliebter Menschen und getäuschte Hoffnungen von Menschengüte stören. Aber erkrankte eines von den Seinen, wurde ihm ein Freund durch

den Tod entrissen, so war sein sanftes, zartfühlendes Herz sehr tief verwundet, so griff eine stille Wehmuth sichtbar seinen Körper an, so war er in sich gekehrt, ängstlich, tief zu Boden gedrückt. So kann man sich erklären, wie der Gram über den Tod seiner geliebten Töchter seine kaum wiedergekehrte Kräfte verzehrte und seinen Hintritt beschleunigte.

Dies ist das unvollkommene Bild eines Mannes, von dem die Seinigen glauben, daß er's verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Im Stillen hat er des Guten viel verbreitet; möchte die Beschreibung seines thätigen Lebens und seines frommen Wirkens noch manchen für's Gute erwärmen, und im heiligen Eifer für Wahrheit, Tugend und Menschenwohl muthiger machen. Du aber, edler Geist des vollendeten Edlen! genieße nun ganz und in süßer Wonne der Seligkeit, die Dir im bessern Lande, durch höheres Wirken bereitet wird. Mir hat es den bittern Schmerz der langen Trennung von Dir gemildert, als ich Dein Bild entwarf; Dir würde es unaussprechliche Freude seyn, wenn ich es Dir sagen könnte, was ich für Dich fühle. Dir danke ich die Bildung

dung meines innern Menschen, Dir die Freiheit meines Geistes und die Liebe zum Unendlichen. Aber warum kann doch der Mensch auf der Erde nie dem Menschen alles sagen, was er für ihn fühlt; warum schmachtet doch das Herz vergebens nach einer vollen Mittheilung, deren seliges Entzücken es ahnet? Damit sie nicht in uns ersterbe, die Sehnsucht nach jenem bessern Lande, wo ich Dich einst wiederfinde, seliger Geist, wo alle befreundete verwandte Seelen, die sich hier nicht sagen konnten, wie viel sie sich waren, sich erst ganz verstehen und freyer sich äußern werden.

N.

Dr.

Dr. Ernst Gottfr. Baldinger,

Churhessischer Geheimer Rath und Leibarzt, erster Professor der Medicin zu Marburg, vieler Akademien der Wissenschaften Mitglied.

geb. d. 13. May. 1738.
gest. d. 2. Jan. 1804.

Ohne Frage einer der größten Aerzte und Literatoren des achtzehnten Jahrhunderts! Ein Mann mit vielen Eigenthümlichkeiten, über dessen Hauptwerth es aber nur Eine Stimme giebt *).

Sein

*) Die nachstehende Biographie folgt hauptsächlich der memoria, die im Nahmen der Marburger Universität sein damaliger College Creuzer, jetzt Professor in Heidelberg, schrieb. 1804.

Sein Großvater verließ zugleich mit der katholischen Religion die Schweiz und den Breisgau, wo diese Familie zu Hause ist, lernte in Straßburg die Strumpfweberey, und errichtete dann zu Erfurt eine Fabrik dieser Art, die über dreyhundert Menschen in Nahrung setzte. Von Dankbarkeit für diesen verspürten Seegen in seinem Gewerbe einst ganz durchdrungen, warf er sich mit seiner Gattin, die ihm aus Straßburg gefolgt war, auf die Knie, und that ein Gelübde, daß sein erstgebohrner Sohn, und so der erste Sohn aller seiner Nachkommen, immer dem geistlichen Stand in der lutherischen Kirche gewidmet seyn sollte — ein Umstand, der nachher großen Einfluß auf die Studien seines Enkels, des berühmten Arztes, gehabt hat.

Dieser wurde den 13. May, 1738 in Groß-Vargula, einen uralten Flecken im Erfurtischen Gebiete, gebohren, wo sein Vater, Johann Friedrich, als geachteter Prediger lebte, ein frommer und gelehrter Mann, zunächst durch jenes Gelübde in den geistlichen Stand geführt, und entschlossen, auch diesen seinen einzigen Sohn wieder dafür zu erziehen. Die Mutter, Barbara Sahl, eine

Pre-

Predigerstochter aus Bindersleben bey Erfurt, stammte von Dr. Luthers Nachkommen her.

Nach dem ersten Unterricht in der Religion, den er von seinem Vater selbst erhielt, that ihn dieser 1751 auf das Gymnasium zu Gotha, an dem damals Stuß Rector war, ein Schulmann von umfassenden Kenntnissen, den, wie seine vielen Programme zeugen, die gesammte Literatur interessirte, so daß in dieser Hinsicht Baldinger spätterhin das Gepräge seines treuen Schülers trug. Auch ehrte er diesen Lehrer noch bis in seine späte Zeit *). Dann kam er (1753) auf das Gymnasium nach Langensalza, welches seinem Geburtsorte näher lag, und hatte dort zu Lehrern den Rector Meiners und

*) Wenige Jahre vor seinem Tod suchte Baldinger noch sehr ernstlich nach einigen selten gewordenen Programmen seines Lehrers Stuß, dessen Andenken er bey dieser Gelegenheit mit großer Achtung erneuerte; jene kleine Schulschriften, fehlten ihm einzig in seiner sonst vollständigen Sammlung von Stussianis, und er bat seinen Correspondenten in Gotha, sie ihm um jeden Preis zu verschaffen. S.

und Lindner, der späterhin nach Arnstadt als Director der Schule kam, und als ein munterer Greis jetzt noch lebt.

In Langensalza faßte Baldinger zuerst Vorliebe für die medicinischen Studien. Sein Vater, besorgt auch für die sittliche Ausbildung seines einzigen Sohnes, hatte ihn in die Wohnung und an den Tisch eines dortigen Apotheker Grebach gegeben. Hier bewirkte der tägliche Anblick von medicinischen Gegenständen und ihrer Bereitung eine solche Vorliebe für die Arzneywissenschaft bey ihm, daß er alle freyen Stunden darauf verwendete und mit Hand anlegte. Daher entstanden viele Klagen von Seiten des Lehrers des Hebräischen, welches Baldingern an sich zuwider war, und das er als künftiger Arzt zu seiner Vorbereitung für überflüßig hielt, da hingegen sein Vater wünschte, daß er gerade hierin als Theolog sich auszeichnen möchte. Und so gieng es fort, daß der Vater ihn auf der Universität mit der Theologie beschäftigt glaubte, während er ganz in der Medicin lebte und webte, bis sich endlich der Vater zum Nachgeben in die Neigung des Sohnes genöthigt sah.

Die

Die nächste Universität, die dieſ herige Bewohner ſo vieler Akademien te, war die vaterländiſche zu Erfurt, Da waren in Philoſophie und Medic lung, Heß, Grant, Baumer, Riedel, hof, Nunne, und beſonders Mangold Lehrer. Auch nahm er noch fortgeſetzten terricht im Lateiniſchen und Griechiſchen, um ſeinem Vater Gehorſam zu leiſten, im Hebräiſchen.

Zwey Jahre darauf ſetzte er in Ha ſeine mediciniſchen Studien unter Böhm Eberhard, Jampert, Buchner fort, und 17 beſuchte er Jena, beſonders um unter Da jes und Succow Philoſophie und Mathem tik zu treiben, und unter Faſelius und Kal ſchmid Medicin. Dann ſtudierte er wieda ein Jahr in Erfurt; ſein lieber dortiga Lehrer Mangold, deſſen Andenken Bal dinger nachher durch eine öffentliche Red ehrte, nahm ihn nun in ſeine Freundſchaft und täglichen Umgang auf, und leitete ihn zum Leſen der vorzüglichſten Aerzte an. Sa ſtudierte er jetzt den Hippokrates und deſſen Ausleger, den Sydenham, Morton, Werl hof, Hurcham, und richtete überhaupt ſeine Studien dahin, um wieder als Lehrer der

Aerz-

...wissenschaft auftreten zu können. 1760 ...irte er zur Erlangung der Doctorwürde ...zena unter Nikolai, und fieng an, mit ...fall Privatvorlesungen daselbst zu halten. Nun sollte er nach dem Willen seines ...ers nach Erfurt zurückkehren, dort eine ...e, für ihn schon bestimmte Frau heira... ..., und von seinem und ihren ansehnlichen ...mögen leben. Das war aber nicht der ...nn dieses für seine Wissenschaft, ihre Er... ...ndung und nützliche Anwendung einzig ...enden Jünglings. Der längere Zeitraum, ... er auf seine Studien mit Sorglosigkeit ...te wenden können, und der Umgang mit ...n gelehrten Mangold, hatte ihn mit einer ... ernsten Liebe seines Fachs erfüllt, um auf ...r erreichten Stufe stehen zu bleiben. Da... ...als im siebenjährigen Kriege war eine große ...Nachfrage nach jungen Aerzten für die Laza... ...ethe; auch Baldingern wurde ein solcher ...Platz in der preußischen Armee angeboten; ...mit Freuden nahm er ihn an, als eine Ge... ...legenheit, zu seiner gelehrten Kenntniß der ...Medicin nun auch noch eine vielfache Erfah... ...rung hinzufügen zu können.

Er begab sich also im Frühjahr 1761 in das preußische Lager bey Torgau, und wurde,

wurde dort durch seine Geschicklichkeit und seinen Eifer bald der Gegenstand der allgemeinen Achtung. In den 18 Monaten, die er sich hier aufhielt, war er nicht nur als Arzt in der größten Thätigkeit um die Betten der Kranken, sondern hielt auch noch, auf des General-Staabs-Medicus Cothenius Anordnung den Wundärzten bey der Armee, deren Anzahl über hundert war, medicinische Vorlesungen; unter andern las er auch Physik über Eberhards Compendium, worin selbst Staabs- und Oberchirurgen seine Zuhörer waren. Er hingegen ergriff hier auch wieder jede Gelegenheit zu Fortschritten; der Generalchirurgus Bilguer las über Chirurgie, Heinrici über Bandagenlehre; „ich war selbst, so sagt Baldinger, in diesem Collegio sein Lehrling, lernte Charpie zupfen, Plümaceaux, Bourdenets, Gatraus machen, und alle Arten von Binden anlegen.“

Von seinem großen Gönner Cothenius erhielt er im Herbst 1762 die Erlaubniß, von Torgau nach Wittenberg zu gehen, wo er noch die berühmten Aerzte Triller, Langguth, Böhmer, benutzen wollte. Dieser Aufenthalt in Wittenberg wurde ihm sehr vortheilhaft und angenehm; man beehrte ihn

mit

mit dem Diplom eines Doctors der Philoso-phie, und auch Männer außer der medicini-schen Facultät, Hiller, Wilke, Ritter, und der Theolog Weikmann, wurden seine in-nigsten Freunde. Er vertheidigte dort von Lu-thers Kathedra (1763) seine Diss. von den Krankheiten der Soldaten, besonders in der preußischen Armee. Den Stoff zu dieser wichtigen Schrift hatte er das Jahr vorher, nicht aus Büchern, sondern aus eigner An-sicht, gesammelt, als er den Auftrag erhielt, alle Lazarethe bey der Armee des Prinzen Heinrich zu visitiren; er hatte das mit allem Eifer eines für seine Kunst lebenden jungen Mannes gethan, wichtige Erfahrungen ge-macht, sich aber auch dadurch, daß er den ganzen Tag an Krankenbetten — und an welchen! — verweilte, und alles mit Sorgfalt untersuchte, eine tödtliche Krankheit zugezo-gen, die er in dieser Schrift selbst beschreibt, und von der er nur langsam wieder hergestellt wurde. — Der reiche Inhalt dieser akade-mischen Schrift bewog ihn nachher, die Sa-che noch einmal in seinem Buche, „von den Krankheiten einer Armee aus eignen Wahr-nehmungen," zu behandeln, welches zwey Auflagen erlebte. — So setzte sich dieser

feurige

feurige junge Arzt bey aller Genußfähigkeit einer frohen Jugendzeit aus Liebe zu seiner Kunst den beschwerlichsten Anstrengungen und Gefahren aus, da er zu Hause das gemächlichste Leben hätte führen können, und da durch zugleich dem Verlangen seines Vaters würde Genüge gethan haben.

Diese Wahl des Schwerern vergalt ihm das Schicksal durch die Achtung so vieler vorzüglicher Männer, besonders des ehrwürdigen Triller in Wittenberg, und am mehrsten, daß er zu Torgau die Freundin kennen lernte, die nicht lange darauf die beglückende Gefährtin seines Lebens wurde. Dorothea Friederike Gutbier, Tochter eines ehemaligen Predigers in Langensalza, wo sie mit ihrer Mutter in arbeitsamer Dürftigkeit lebte, war nach Torgau gekommen, um ihre Schwester, an den Rector der dortigen Schule verheyrathet, in einer Krankheit zu warten. Baldinger wurde von der ausgezeichneten Geistesbildung dieses seltnen Frauenzimmers, und zugleich von der großen Würde ihres Charakters so eingenommen, daß er sich um ihre Hand bewarb. Er konnte sie erst heyrathen, als er 1764 sich als praktischer Arzt in Langensalz niedergelassen und zu einigem Erwerb

Hoff-

Hoffnung hatte. Denn nach dem Tode seines Vaters hatte seine Mutter wieder geheirathet; diese Ehe schlug unglücklich aus; sie starb vor Gram, und ihr Sohn und Erbe war nun genöthigt, einen langen Prozeß mit dem Stiefvater zu führen, durch den er beynahe ganz um sein väterliches Vermögen kam. Dafür entschädigte ihn das Vergnügen, das er an den Wissenschaften fand, die Correspondenz mit manchen Hauptmännern seines Fachs, wie mit Zimmermann und Haller, welchem letztern er nachher in Göttingen eine Gedächtnißrede hielt, und die glückliche Ehe, in welche ihn sein guter Genius geführt hatte.

Seine Gattin war durch eigne feine Geistesbildung eines solchen Literators würdig, und fühlte sich in seinem Besitz sehr glücklich. Von Jugend auf eines männlichen, nachdenkenden Geistes hatte sie immer mit Begierde gelesen. Ein Mutterbruder, ein Pietist aus Halle, der einmal ein halbes Jahr bey ihrer Mutter zum Besuch blieb, ließ sie als Kind jeden Tag eine gesetzte Zahl von Capiteln aus der Bibel lesen, und bezahlte ihr für jedes Capitel einen Pfennig; dadurch gewann sie sehr früh eine große mechanische Fertigkeit im Lesen, die ihren Geschmack

schmack daran vermehrte. Der Umgang mit einem, eben von der Universität zurückkehrenden Bruder, und die Freundschaft mit einem trefflichen Prediger der Stadt, dem Diakonus Kranichfeld *), brachten die schönen, in ihr schlafenden Keime zur Reife. Zu ihrer strengen, frommen und keuschen Erziehung kam nun eine ausgewählte, sehr ausgebreitete Lectüre ernsthafter Schriften, vom Englischen Zuschauer an bis auf das Neueste, was ihr Freund und Führer ihr mittheilte, und daraus gieng einer der edelsten weiblichen Charaktere hervor, die es geben kann. Ihr Bruder hatte ihr den Rath gegeben, wenn sie je heirathen sollte, nie einen andern, als einen gelehrten, sehr verständigen Mann zu nehmen, weil er voraus sah, daß sie mit einem andern, dem sie an Kenntnissen und Stärke des Charakters überlegen wäre, unglücklich seyn würde. „Ich verstand, sagt sie selbst **), damals nicht, was er damit sey

*) Seinem Andenken sind einige Blätter gewidmet im Nekrol. 1791. II. p. 314.

**) S. Lebensbeschreibung von Friedr. Baldinger, von ihr selbst verfaßt. Herausg. von Sophie v. La Roche. Ofenbach 1791. 8. 26. 3 Bb.

sagen wollte, bis ich in der Folge mit meinem Eigensinn, mit meiner Neigung über alles zu spotten, und mit meinem Willen, immer frey und von der ganzen Welt unabhängig zu seyn, bekannter wurde.“ — Der Tod dieses so geliebten Bruders, der in jungen Jahren zu Torgau starb, und sie auch abwesend in seinen ausführlichen Briefen immer fort unterwiesen hatte, versetzte sie in einen grenzenlosen Schmerz; ihr Jammer um ihn war unaussprechlich, und sie war in Gefahr von Sinnen zu kommen. Als die heftigste Trauer um ihn in der Zeit wich, und den Bemühungen der Freundschaft ihres edlen Kranichfeld, der in ihrer Seelenkrankheit mit ihr die größte Geduld hatte, und ihre Schwermuth mit Weisheit zu heilen suchte, blieb davon ein Ernst bey ihr zurück, der ihrem Charakter noch größere Würde und Festigkeit gab. Nahrungssorgen, erschöpfende Arbeiten, Pflege ihrer immer kränklichen Mutter, waren ihr Tagewerk, nur gemildert durch Lectüre und die Freundschaft des edlen und weisen Predigers. Sie mochte nicht heirathen und hatte eine Abneigung, ja selbst einen Widerwillen gegen alle körperliche Liebe;

Predigerstochter aus Bindersleben bey Erfurt, stammte von Dr. Luthers Nachkommen her.

Nach dem ersten Unterricht in der Religion, den er von seinem Vater selbst erhielt, that ihn dieser 1751 auf das Gymnasium zu Gotha, an dem damals Stuß Rector war, ein Schulmann von umfassenden Kenntnissen, den, wie seine vielen Programme zeugen, die gesammte Literatur interessirte, so daß in dieser Hinsicht Baldinger spätterhin das Gepräge seines treuen Schülers trug. Auch ehrte er diesen Lehrer noch bis in seine spätе Zeit *). Dann kam er (1753) auf das Gymnasium nach Langensalza, welches seinem Geburtsorte näher lag, und hatte dort zu Lehrern den Rector Meiners und

*) Wenige Jahre vor seinem Tod suchte Baldinger noch sehr ernstlich nach einigen selten gewordenen Programmen seines Lehrers Stuß, dessen Andenken er bey dieser Gelegenheit mit großer Achtung erneuerte; jene kleine Schulschriften, fehlten ihm einzig in seiner sonst vollständigen Sammlung von Stussianis, und er bat seinen Correspondenten in Gotha, sie ihn um jeden Preis zu verschaffen. S.

und Lindner, der späterhin nach Arnstadt als Director der Schule kam, und als ein munterer Greis jetzt noch lebt.

In Langensalza faßte Baldinger zuerst Vorliebe für die medicinischen Studien. Sein Vater, besorgt auch für die sittliche Ausbildung seines einzigen Sohnes, hatte ihn in die Wohnung und an den Tisch eines dortigen Apotheker Seebach gegeben. Hier bewirkte der tägliche Anblick von medicinischen Gegenständen und ihrer Bereitung eine solche Vorliebe für die Arzneywissenschaft bey ihm, daß er alle freyen Stunden darauf verwendete und mit Hand anlegte. Daher entstanden viele Klagen von Seiten des Lehrers des Hebräischen, welches Baldingern an sich zuwider war, und das er als künftiger Arzt zu seiner Vorbereitung für überflüßig hielt, da hingegen sein Vater wünschte, daß er gerade hierin als Theolog sich auszeichnen möchte. Und so gieng es fort, daß der Vater ihn auf der Universität mit der Theologie beschäftigt glaubte, während er ganz in der Medicin lebte und webte, bis sich endlich der Vater zum Nachgeben in die Neigung des Sohnes genöthigt sah.

Die

Die nächste Universität, die dieser nachherige Bewohner so vieler Akademien besuchte, war die vaterländische zu Erfurt, 1754. Da waren in Philosophie und Medicin Adelung, Heß, Grant, Baumer, Riedel, Knipshof, Nunne, und besonders Mangold seine Lehrer. Auch nahm er noch fortgesetzten Unterricht im Lateinischen und Griechischen, und um seinem Vater Gehorsam zu leisten, selbst im Hebräischen.

Zwey Jahre darauf setzte er in Halle seine medicinischen Studien unter Böhmer, Eberhard, Jampert, Buchner fort, und 1757 besuchte er Jena, besonders um unter Dareies und Succow Philosophie und Mathematik zu treiben, und unter Faselius und Kaltschmid Medicin. Dann studierte er wieder ein Jahr in Erfurt; sein lieber dortiger Lehrer Mangold, dessen Andenken Baldinger nachher durch eine öffentliche Rede ehrte, nahm ihn nun in seine Freundschaft und täglichen Umgang auf, und leitete ihn zum Lesen der vorzüglichsten Aerzte an. So studierte er jetzt den Hippokrates und dessen Ausleger, den Sydenham, Morton, Werlhof, Huxcham, und richtete überhaupt seine Studien dahin, um wieder als Lehrer der

Ärz-

Arzneywissenschaft auftreten zu können. 1760 disputirte er zur Erlangung der Doctorwürde in Jena unter Nikolai, und fieng an, mit Beyfall Privatvorlesungen daselbst zu halten.

Nun sollte er nach dem Willen seines Vaters nach Erfurt zurückkehren, dort eine reiche, für ihn schon bestimmte Frau heirathen, und von seinem und ihren ansehnlichen Vermögen leben. Das war aber nicht der Sinn dieses für seine Wissenschaft, ihre Ergründung und nützliche Anwendung einzig lebenden Jünglings. Der längere Zeitraum, den er auf seine Studien mit Sorglosigkeit hätte wenden können, und der Umgang mit dem gelehrten Mongold, hatte ihn mit einer zu ernsten Liebe seines Fachs erfüllt, um auf der erreichten Stufe stehen zu bleiben. Damals im siebenjährigen Kriege war eine große Nachfrage nach jungen Aerzten für die Lazarethe; auch Baldingern wurde ein solcher Platz in der preußischen Armee angeboten; mit Freuden nahm er ihn an, als eine Gelegenheit, zu seiner gelehrten Kenntniß der Medicin nun auch noch eine vielfache Erfahrung hinzufügen zu können.

Er begab sich also im Frühjahr 1761 in das preußische Lager bey Torgau, und wurde,

wurde dort durch seine Geschicklichkeit und seinen Eifer bald der Gegenstand der allgemeinen Achtung. In den 18 Monaten, die er sich hier aufhielt, war er nicht nur als Arzt in der größten Thätigkeit um die Betten der Kranken, sondern hielt auch noch, auf des General-Staabs-Medicus Cothenius Anordnung den Wundärzten bey der Armee, deren Anzahl über hundert war, medicinische Vorlesungen; unter andern las er auch Physik über Eberhards Compendium, worin selbst Staabs- und Oberchirurgen seine Zuhörer waren. Er hingegen ergriff hier auch wieder jede Gelegenheit zu Fortschritten; der Generalchirurgus Bilguer las über Chirurgie, Heinrici über Bandagenlehre; „ich war selbst, so sagt Baldinger, in diesem Collegio sein Lehrling, lernte Charpie zupfen, Plümaceaux, Bourdenets, Gatraus machen, und alle Arten von Binden anlegen.“

Von seinem großen Gönner Cothenius erhielt er im Herbst 1762 die Erlaubniß, von Torgau nach Wittenberg zu gehen, wo er noch die berühmten Aerzte Triller, Langguth, Böhmer, benutzen wollte. Dieser Aufenthalt in Wittenberg wurde ihm sehr vortheilhaft und angenehm; man beehrte ihn

mit

mit dem Diplom eines Doctors der Philoso-phie, und auch Männer außer der medicini-schen Facultät, Hiller, Wilke, Ritter, und der Theolog Weikmann, wurden seine in-nigsten Freunde. Er vertheidigte dort von Lu-thers Kathedra (1763) seine Diss. von den Krankheiten der Soldaten, besonders in der preußischen Armee. Den Stoff zu dieser wichtigen Schrift hatte er das Jahr vorher, nicht aus Büchern, sondern aus eigner An-sicht, gesammelt, als er den Auftrag erhielt, alle Lazarethe bey der Armee des Prinzen Heinrich zu visitiren; er hatte das mit allem Eifer eines für seine Kunst lebenden jungen Mannes gethan, wichtige Erfahrungen ge-macht, sich aber auch dadurch, daß er den ganzen Tag an Krankenbetten — und an welchen! — verweilte, und alles mit Sorgfalt untersuchte, eine tödtliche Krankheit zugezo-gen, die er in dieser Schrift selbst beschreibt, und von der er nur langsam wieder hergestellt wurde. — Der reiche Inhalt dieser akade-mischen Schrift bewog ihn nachher, die Sa-che noch einmal in seinem Buche, „von den Krankheiten einer Armee aus eignen Wahr-nehmungen," zu behandeln, welches zwey Auflagen erlebte. — So setzte sich dieser

feurige

feurige junge Arzt bey aller Genußfähigkeit einer frohen Jugendzeit aus Liebe zu seiner Kunst den beschwerlichsten Anstrengungen und Gefahren aus, da er zu Hause das gemächlichste Leben hätte führen können, und dadurch zugleich dem Verlangen seines Vaters würde Genüge gethan haben.

Diese Wahl des Schwerern vergalt ihm das Schicksal durch die Achtung so vieler vorzüglicher Männer, besonders des ehrwürdigen Triller in Wittenberg, und am mehrsten, daß er zu Torgau die Freundin kennen lernte, die nicht lange darauf die beglückende Gefährtin seines Lebens wurde. Dorothea Friederike Gutbier, Tochter eines ehemaligen Predigers in Langensalza, wo sie mit ihrer Mutter in arbeitsamer Dürftigkeit lebte, war nach Torgau gekommen, um ihre Schwester, an den Rector der dortigen Schule verheyrathet, in einer Krankheit zu warten. Baldinger wurde von der ausgezeichneten Geistesbildung dieses seltnen Frauenzimmers, und zugleich von der großen Würde ihres Charakters so eingenommen, daß er sich um ihre Hand bewarb. Er konnte sie erst heyrathen, als er 1764 sich als praktischer Arzt in Langensalz niedergelassen und zu einigem Erwerb

Hoff-

Hoffnung hatte. Denn nach dem Tode seines Vaters hatte seine Mutter wieder geheirathet; diese Ehe schlug unglücklich aus; sie starb vor Gram, und ihr Sohn und Erbe war nun genöthigt, einen langen Prozeß mit dem Stiefvater zu führen, durch den er beynahe ganz um sein väterliches Vermögen kam. Dafür entschädigte ihn das Vergnügen, das er an den Wissenschaften fand, die Correspondenz mit manchen Hauptmännern seines Fachs, wie mit Zimmermann und Haller, welchem letztern er nachher in Göttingen eine Gedächtnißrede hielt, und die glückliche Ehe, in welche ihn sein guter Genius geführt hatte.

Seine Gattin war durch eigne seltne Geistesbildung eines solchen Literators würdig, und fühlte sich in seinem Besitz sehr glücklich. Von Jugend auf eines männlichen, nachdenkenden Geistes hatte sie immer mit Begierde gelesen. Ein Mutterbruder, ein Pietist aus Halle, der einmal ein halbes Jahr bey ihrer Mutter zum Besuch blieb, ließ sie als Kind jeden Tag eine gesetzte Zahl von Capiteln aus der Bibel lesen, und bezahlte ihr für jedes Capitel einen Pfennig; dadurch gewann sie sehr früh eine große mechanische Fertigkeit im Lesen, die ihren Geschmack

schmack daran vermehrte. Der Umgang mit einem, eben von der Universität zurückkehrenden Bruder, und die Freundschaft mit einem trefflichen Prediger der Stadt, dem Diakonus Kranichfeld *), brachten die schönen, in ihr schlafenden Keime zur Reife. Zu ihrer strengen, frommen und keuschen Erziehung kam nun eine ausgewählte, sehr ausgebreitete Lectüre ernsthafter Schriften, vom Englischen Zuschauer an bis auf das Neueste, was ihr Freund und Führer ihr mittheilte, und daraus gieng einer der edelsten weiblichen Charaktere hervor, die es geben kann. Ihr Bruder hatte ihr den Rath gegeben, wenn sie je heirathen sollte, nie einen andern, als einen gelehrten, sehr verständigen Mann zu nehmen, weil er voraus sah, daß sie mit einem andern, dem sie an Kenntnissen und Stärke des Charakters überlegen wäre, unglücklich seyn würde. „Ich verstand, sagt sie selbst **), damals nicht, was er damit sa-

*) Seinem Andenken sind einige Blätter gewidmet im. Nekrol. 1791. II. p. 314.

**) S. Lebensbeschreibung von Friedr. Baldinger, von ihr selbst verfaßt. Herausg. von Sophie v. La Roche. Ofenbach 1791. S. 26. 3 BB.

sagen wollte, bis ich in der Folge mit meinem Eigensinn, mit meiner Neigung über alles zu spotten, und mit meinem Willen, immer frey und von der ganzen Welt unabhängig zu seyn, bekannter wurde.“ — Der Tod dieses so geliebten Bruders, der in jungen Jahren zu Torgau starb, und sie auch abwesend in seinen ausführlichen Briefen immer fort unterwiesen hatte, versetzte sie in einen grenzenlosen Schmerz; ihr Jammer um ihn war unaussprechlich, und sie war in Gefahr von Sinnen zu kommen. Als die heftigste Trauer um ihn in der Zeit wich, und den Bemühungen der Freundschaft ihres edlen Kranichfeld, der in ihrer Seelenkrankheit mit ihr die größte Geduld hatte, und ihre Schwermuth mit Weisheit zu heilen suchte, blieb davon ein Ernst bey ihr zurück, der ihrem Charakter noch größere Würde und Festigkeit gab. Nahrungssorgen, erschöpfende Arbeiten, Pflege ihrer immer kränklichen Mutter, waren ihr Tagewerk, nur gemildert durch Lectüre und die Freundschaft des edlen und weisen Predigers. Sie mochte nicht heirathen und hatte eine Abneigung, ja selbst einen Widerwillen gegen alle körperliche Liebe;

eine sanfte Schwärmerey hatte sich ihres Geistes bemächtigt.

Dewohngeachtet, sagt sie a. a. O., hatte ich oft Gelegenheit, mein Glück durch Heirathen zu machen, wenn man anders sein Glück dadurch macht, daß man seinen Leib für Essen und Trinken zeitlebens an Männer verkauft, die man nicht lieben kann. Der Rath meines seeligen Bruders stand mir aber immer vor Augen, und mein eignes Bewußtseyn: daß ich jeden Mann so gut als mich selbst durch eine Heirath unglücklich machen würde, wenn ich für seinen Verstand nicht den gehörigen Respect haben könnte. Meine Familie, die mich nicht übersehen konnte, machte mir hierüber Vorwürfe, die ich jedoch nicht achtete, weil ich auch zu ehrlich dachte, mein Glück auf das Unglück eines sonst guten Mannes, der sich nur nicht für mich schickte, zu bauen. — So stand es mit mir, als ich zu meiner Schwester gefordert wurde, die ihre Niederkunft erwartete und sehr kränklich war. Hier lernte ich zufällig einen der besten Männer, meinen lieben Baldinger kennen, der, ich weis nicht, womit ichs verdient habe, sehr geschwind eine so gute Meynung von mir faßte, daß er

mir

mir in der Folge die Ehre erwies, sich mit zum Manne anzubieten. Dieser Antrag von einem gelehrten, verständigen und zugleich redlichen Manne war zu viel Compliment für mein eignes Herz und Verstand, als daß ich ihm seine Eroberung hätte sauer machen sollen. Ich schätzte mich schon glücklich, wenn ich auch in seiner Gesellschaft hätte verhungern sollen; denn viel besser waren unsre damaligen Aussichten nicht. Wir liebten uns, ohne uns förmlich zu versprechen und haben uns geheirathet ohne einmal Ringe zu wechseln; auch glaube ich, die Seele bedarf dieser Ceremonie nicht. Nicht leicht müssen sich ein paar Liebende mit mehr Redlichkeit geheirathet haben; denn eine Menge von Briefen, welche wir einander vorläufig schrieben, enthielten meist ein Verzeichniß von unsern beyderseitigen Fehlern." —

Im Genuß der innigsten Liebe und Freundschaft mit dieser trefflichen Gattin lebte Baldinger einige Jahre mit steigender Praxis und mit mancherley ihm Ehre bringenden schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt *), in

*) Er gab um diese Zeit eine Monatsschrift heraus: Arzneyen, und Neue Arzneyen

Langensalza, als er 1768 zu der dritten medicinischen Professur nach Jena gerufen wurde. Er trat diese Stelle mit einer Schrift über das den Aerzten nöthige Lesen der Schriften des Hippokrates und mit einer Disputation de professore medico an. Das Jahr darauf rückte er nach des berühmten Kaltschmids Tod in den zweyten Platz der Facultät vor, mit welchem auch der Lehrstuhl der Botanik verbunden war, wodurch seine kleine deutsche Schrift über das Studium dieser Wissenschaft veranlaßt wurde. Er hatte als Docent großen Beyfall in Jena und durch eine Menge in jenen Jahren von ihm herausgegebener Schriften, die alle von seinem Eifer für sein Fach und von seinem glücklichen Blick in der Wahl der behan-

neyen; Tissot und Rosensteins Abhandlungen über die Blatternkur und über die Impfung; Ehrengedächtniß des Prof. Mangold; und mehreres. — Die Akademieen der Wiss. in München, Erfurt, Frankf. a. d. O., und Gießen; die Kaiserliche, Hallische und Westphälische Ges. der Naturforscher, ernennten ihn zum Mitglied; späterhin die Mineralogische zu Jena und die Gesellschaft des Ackerbaus und der Alterthümer zu Cassel.

behandelten Gegenstände zeugen, stieg schnell sein literarischer Ruhm. Unter andern war er der erste, der durch Verpflanzung der Schrift des Englischen Doctor Moultrie auf das nachher leider so wichtig gewordene gelbe Fieber schon 1768 aufmerksam machte.

Fünf Jahre hatte er mit größtem Beyfalle in Jena verlebt, als sein Freund Zimmermann in Hannover und andere, es dahin brachten, daß er einem vortheilhaften Rufe als Professor der Medicin und Vorsteher des klinischen Institutes nach Göttingen folgte (1773), und diese Stelle mit seiner Schrift über die neuern Erfindungen in der Medicin antrat. Er stand nun hier auf einem Platze, wie ihn sich ein Mann von solcher Liebe zu seiner Kunst und zu dem ganzen Gebiete der Wissenschaften nur immer wünschen konnte. Was bot nicht schon die reiche Universitätsbibliothek einem solchen Literator für Genuß und für Hülfsmittel dar! Und dann der Umgang mit so vielen der berühmtesten Gelehrten in allen Fächern! Das Krankenhaus war durch die Großmuth des Königs, wie alle dortige Institute, aufs beste eingerichtet, und beförderte dadurch Baldingers höchst nützlichen und ausgebreiteten Wirkungskreis. Er rückte durch

Rich-

Richters und Vogels Tod in den zweyten und ersten Platz der medicinischen Facultät vor und genoß der ausgezeichnetsten Liebe und Anhänglichkeit der Studierenden. Wie in Jena, so führte er auch hier einmal das Prorectorat mit großer allgemeiner Zufriedenheit.

Man hätte denken sollen, er würde auf immer an Göttingen gefesselt seyn, als der Landgraf von Hessenkassel Friedrich II., der ihn ausgezeichnet hoch schätzte, durch die glänzendsten Anerbietungen ihn nach Cassel versetzte. Er wurde dort Leibarzt des Landgrafen, Director aller medicinischen Anstalten im ganzen Lande und erster Lehrer der Arzneykunst an dem Collegium Carolinum. Sechs und dreyßig seiner Freunde und Zuhörer begleiteten ihn 1782 zu Pferde von Göttingen nach Cassel, und sein neuer Regent salutirte ihn an der Spitze seiner braven Hessen mit militairischen Ehrenbezeugungen, als er sie ihm vorstellete, — Anerkennungen seines Verdienstes, auf die B. bey seinem lebhaften Selbstgefühl und der halbmilitairischen Wendung seines Geistes einen großen Werth legte. — Er fand auch hier viele talentvolle Zuhörer und eine ausgebreitete Praxis, so daß er nach sei-

nem

nem eignen Ausdrucke, Göttingen in Cassel nicht vermißte.

Wohl aber traf ihn hier ein bitteres häusliches Leiden. Seine treffliche Gattin war durch seinen Umgang in der vielseitigsten Entwickelung ihres Geistes so fortgeschritten, daß sie ohne Uebertreibung unter die seltnen Frauen Deutschlands gehörte, daß Kästner und Lichtenberg in Göttingen ihren Umgang suchten und ihre Freunde wurden. Ihr Mann war durch sie sehr glücklich; vier Söhne und zwey Töchter waren aus dieser Ehe entsprungen; drey Söhne waren ganz jung wieder gestorben; der älteste aber wuchs fröhlich in die Höhe, erfreute durch sein Gedeihen die Aeltern, und gab Hoffnung, auf den Fußtapfen des Vaters einher zu gehen. Schon war er Kästners Zuhörer, als er im 15ten Jahre von der Auszehrung ergriffen wurde und 1784 starb. *) Die Mutter wurde besonders durch diesen Verlust so niedergebeugt, daß ihre Kräfte zu schwinden begannen, und sie ihm zwey Jahre darauf auch nachfolgte. — Es war ein schöner

*) Die Beyden Töchter, die eine, Wittwe vom Prof. Handel in Marburg, die andere, an H. v. Gehren bey Darmstadt verheirathet, überlebten die Aeltern.

ner Bund, den dieser Tod zerriß, wo männliche Härte durch weibliche Würde gemildert und so der Einklang eines wohlgeordneten Hauses bewirkt wurde! Hier noch einiges von dieser liebenswürdigen Frau, um ihren Werth und die Größe des Verlustes darzulegen, den ihr Mann durch ihren Tod erlitt.

Auf die Bitte eines Freundes hatte sie einst einige, schon oben erwähnte Blätter über die Geschichte ihrer Ausbildung aufgesetzt. Ihr Mann wünschte, daß dieser Aufsatz für ihn und ihre Töchter gedruckt werde möge; wie es nach ihrem Tode auch geschah; sie hielt ihn für zu wenig bedeutend, übergab ihn aber doch 1783 in einer Abschrift und mit der Freyheit darüber zu disponiren, ihrem Manne zu seinem Geburtstage. Aus ihm spricht uns eine edle weibliche Seele unverkennbar an. „Ich weigerte mich, mit Recht, sagt sie dort, weil ich diese Blätter für zu wenig wichtig hielt und dafür halte ich sie noch. Soll ich mir aber die Freude versagen auch nur einen Deiner Wünsche unerfüllt zu lassen, wenn es mir möglich ist? Erlaube mir, daß ich diesen Bogen dadurch einigen Werth geben darf, indem ich sie Dir zueigne. Nimm sie als ein Angebinde zu Deinem Geburtsfest an,

das

das Gott noch vielmals im Seegen für Dich wiederkehren lasse, wenn ich auch nicht mehr bin. Nimm zugleich meinen lauten Dank für alle Freundschaft, Liebe und Treue an, welche Du mir seit unsrer ersten Bekanntschaft bis hieher in so reichem Maaße erwiesen hast. Wenig Weiber sind ihren Männern so viel schuldig, als ich Dir schuldig bin. Dieß mögen meine Leser beherzigen, wenn sie Gehorsam gegen Dich als Eitelkeit von meiner Seite auslegen wollten. Man sagt ja, daß Gott die Opfer der Armen nach ihrer Absicht so gut aufnähme, als wenn Reiche von ihrem Ueberfluß opfern. Dein armes Weib hat weiter nichts als ihren Geist und ein Herz, das Dir, so lange es schlägt, ganz angehört; nimm damit vorlieb; Gott hat kein treueres für Dich geschaffen, das bist Du überzeugt. — Ich mache heute weiter keine Sollennitäten, obschon der 18te May für mich das größte Fest im Jahre ist; und vom Geburtstage wollen wir, wenn Du willst, weiter diesen Abend keine Erwähnung thun. Daß ich Gott mit heißer Andacht heute besonders, und jeden Tag, um die Verlängerung Deines mir so theuern Lebens bitte, könntest du mir schon aus Eigennutz zutrauen, wenn Du nicht längst

wüßtest, daß mehr als dieser Welt Güter Dein Geist und Dein Herz mein zeitliches Glück ausmacht. Ach Gott! mehre Seine Jahre bey dauerhafter Gesundheit, bey ununterbrochener Zufriedenheit des Herzens mit allen Schicksalen, die uns Sterblichen noch bevorstehen mögen und verkürze meine Tage, wenn ich Seiner oder Deiner unwürdig lebe.“

Wenn schon aus dieser kleinen Zueignung, gerichtet an einen Mann, an dem auch nicht die leiseste Affectation Grade würde gefunden haben, hervorgeht, wie zart noch nach zwanzigjähriger Dauer das Verhältniß dieser glücklichen Ehe war, so bestätigt der Schluß ihres Aufsatzes diese Ansicht und die Ueberzeugung von ihrem Werth noch mehr.

„Da meine oberen Seelenkräfte — heißt es dort — immer das Uebergewicht über alle niedern behalten haben, so weiß ich nicht, ob B. sich bey mir, als Frau betrachtet, immer nach seinen Wünschen gestanden hat. Ich suchte meine Fehler zu verbessern, daß ich meinen Kopf mehr anbauete; setzte Freundschaft an die Stelle thierischer Liebe, und ich glaube noch, daß es keine edlere, als die unsrige geben kann, weil sie von beyden Seiten auf Hochachtung gegründet ist. Und die-

diesem Manne, den ich über alles Hochachte, so sehr verbunden bin, habe ich alle Entwikkelung meiner Seelenkräfte zu verdanken. Er hat meinen Verstand gebaut, meinen Willen und mein Herz gebessert. Ich habe in seiner Gesellschaft sehr viel gelesen und aus seinen Gesprächen den Auszug von mehr denn ein tausend Büchern genossen. — Meine Liebe zu den Wissenschaften wuchs, je mehr ich mit ihnen bekannt wurde. Ich glaube, ich wäre gelehrt geworden, wenn die Vorsehung mich nicht für den Kochtopf bestimmt hätte; und ich finde immer noch, daß man auch bey weiblichen Geschäften den Verstand der Männer aus ihren Büchern brauchen kann. — Sechs Wochenbetten haben zum Wachsthum meiner Kenntnisse nicht wenig beygetragen; denn ich habe mehrentheils in den nächsten Augenblicken wieder gelesen, wo ich aus den Händen der Wehmutter kam. Und diese sechs Wochen, wo ich ungestört lesen konnte, waren mehrentheils Erholung für meine Seele, freylich auf Kosten meiner Augen, die noch zu schwach waren, um Buchdruckerzeichen und Buchstaben zu fassen. — Da ich mich gewöhnt habe, immer zu denken, so bin ich mir auch bey den

größten Schmerzen, die selbst die Bibel dafür erklärt, immer gegenwärtig gewesen. Ich habe nicht bey Gefahren vor dem Tode gezittert; ich betete auch niemals bey seiner Herannahung, weil ich's für unanständig halte, erst dann fromm zu werden, wenn man eben sterben will. Ich habe immer so zu leben gesucht, daß ich nichts Böses zu fürchten habe, wenn ich sterbe; und einmal muß ich's ja doch. Ich wünschte freylich nicht bey Verstand zu sterben, weil man da die körperlichen Schmerzen zu sehr fühlt und mein Körper äußerst reizbar ist. — Ob ich mir nun was darauf zu gute thun soll, wenn mich Freunde meines Verstandes wegen ehren, weiß ich nicht. Gehn sie Stufenweise mit mir bis zu der Höhe, wo auch Kästner und Lichtenberg meine Freunde wurden, ich glaube, auch der dümmste Mensch würde in Absicht auf Verstand durch solche, wie diese beyde, gewinnen. Verdient das wohl ihre Bewunderung, wenn ich durch so gute Gesellschaft erträglich geworden bin! — Ich habe außer diesen noch manchen würdigen Mann kennen lernen, und jeder hat sein Verdienst um mich, ohne daß er es weiß. Meine empfängliche Seele ist nur gar zu

geneigt,

geneigt, sich Schätze zu sammeln, und oft schmücke ich mich vielleicht mit fremden Federn, ohne es zu wissen, weil sie sich unvermerkt unter meine eigne gemischt haben. Wer so viel Verstand und Witz von Kästner in seinem Schreibpulte verwahrt, kann der wohl ganz einfältig bleiben? — Als Frau bin ich erträglich geworden; wie klein würde ich doch als Mann seyn!" —

Ihr Geist blieb stark und männlich bis zu ihrem Ende, dem sie mit Ruhe und Muth entgegen gieng. Noch den 15. Nov. 1785 schrieb sie ihrer Freundin la Roche: „Gott müßte Wunder thun, die ich an mir nicht erwarte, wenn dieser Brief nicht mein Schwanengesang an Sophie la Roche wäre. Nehmen Sie meinen warmen Dank für so viel zuvorkommende Freundschaft. Aus meinen Freunden, die ich im Leben gehabt und die mir im Tode noch treu sind, bitte ich mich zu beurtheilen. Ich habe Gott zu gefallen gesucht und nach bestem Wissen und Gewissen in dieser Welt gelebt, wie ich geglaubt habe, daß man leben müsse, und getrost gehe ich nun den Weg, den andere fürchten. — Mein guter Kästner schreibt mir jeden Posttag. Dieser große Mann,

der

der sich nie schämte ein Christ zu seyn, fühlt meinen Verlust mehr als ich glaubte. — Gott setze Ihnen die Jahre zu, die er mir abkürzt. Glauben Sie, daß mir der Gedanke lieb ist, daß Sie, wenn ich nicht mehr bin, mir Ihr geneigtes Andenken erhalten werden." —

So verlor B. kurz nach seinen einzigen, Hoffnunggebenden Sohn und diese treffliche, ihm so innig ergebne Gattin. Er verheirathete sich nach einiger Zeit wieder; von seiner zweyten Gattin, einer gebornen Dreding, die ihn überlebte, hatte er aber keine Kinder. Er sagte daher um d. J. 1790 in einem Brief an Kästner, sein Name werde nun aussterben, da er keinen Sohn hinterlasse und die Enkel, die er durch seine Töchter erhalten könne, ihn nicht führen würden; mit Hinsicht darauf, daß viele ehemalige Schüler Baldingers bereits wieder angesehene Professoren waren, wie Blumenbach, Sömmering, Loder, Merkel u. a., schrieb ihm hierauf Kästner zurück:

Wenn Männer Deinen Unterricht
Schon dankbar ihren Schülern geben,
So wird Dein Name noch der späten
Nachwelt leben,
Führt ihn auch gleich kein Enkel nicht.

— Wit

— Wir wenden uns wieder zu seinem öffentlichen Leben. Als Landgraf Wilhelm IX., jetziger Kurfürst, 1785 zur Regierung kam, beschloß er die Universität zu Marburg in neuen Flor zu setzen. Es wurde also auch das Jahr darauf, nebst mehrern berühmten Männern, Baldinger dahin versetzt. Durch sein Ansehen verschaffte er bald dieser alten Schule der Wissenschaften manche sehr wesentliche Verbesserungen. Es wurde ein neues anatomisches Theater gebaut, der botanische Garten erweitert, für ein chemisches Laboratorium gesorgt, und eine Anatomie für die Vieharzneykunst eingerichtet, das Hebammeninstitut unter Steins Aufsicht hier nicht zu erwähnen; bey allen diesen theils neueingerichteten, theils verbesserten und umgeschaffenen Anstalten, nützte sein Eifer und sein Gewicht der Universität sehr viel. Auch über die medicinische Facultät hinaus erstreckte sich die Aufmerksamkeit und Wirksamkeit dieses Mannes, der das ganze Gebiete der Wissenschaften kannte und liebte; so bewog er durch seinen Rath und Einfluß den thätigen Fürsten, auch in andern Fächern vorzügliche Gelehrte nach Marburg zu rufen; und da ihm nichts mehr entgegen war, als

Reli-

Religionsbedrückung und Einschränkung, so setzte er es durch, daß ein Römisch-Katholischer Gottesdienst in Marburg eingerichtet und ein Priester dieser Kirche angestellt wurde.

Als Docent war er in der letzten Periode seines Lebens nicht mehr so nützlich wie ehmals. Trat er gehörig vorbereitet auf, so hörte man noch den ehemaligen mit Recht berühmten Lehrer seines Fachs; aber das war nicht immer der Fall. Obgleich mit einem starken Körper von der Natur ausgestattet, wurde er doch ziemlich frühzeitig hinfällig. Hätte er mehr Sorgfalt auf seine Diät gewendet, und die Lebensregeln, die er als Arzt andern vorschrieb, selbst zu befolgen die Stärke gehabt, so hätte er dem Anschein nach ein sehr hohes Alter erreichen können. Aber er hatte sich nach und nach übermäßiges Weintrinken angewöhnt, fiel dadurch mehr als einmal in einen apoplektischen Zustand, aus dem seine Freunde und Collegen Michaelis und Busch, ihn mehrmals retteten, den er aber doch den 2ten Jan. 1804, in seinem fünf und sechszigsten Jahre unterlag.

Sein Charakter lag offen da; die feine Weltklugheit war seine Sache nicht; seine

Fehler

Fehler suchte er nicht zu verschleiern, aber er legte auch gern und mit Nachdruck seine Vorzüge an den Tag. Die Urtheile über ihn fielen daher verschieden aus nach Maaßgabe der eignen Stimmung der Urtheilenden. Während einige ihn als einen Mann von alten Schrot und Korn, von ächtdeutscher Biederkeit und Redlichkeit priesen und hoch hielten, nannten ihn andere rauh und fanden sich durch seine derbe Manier beleidigt; — wenn der eine seine Offenherzigkeit, seinen Mangel an aller Verstellung rühmte, so stieß sich der andere an seiner Art, nichts auf dem Herzen behalten zu können, und alles ohne Umstände so heraus zu sagen, wie es ihm vorkam. Offenbar trieb er die Vernachläßigung der gesellschaftlichen Convenienzen zu weit, besonders in spätern Jahren, wo er seinen Werth fühlte und seinen literärischen Ruhm für hinlänglich gegründet und anerkannt hielt.

Er war ein warmer Freund der Wissenschaften in ihrem ganzen Umfang. Sein Jugendunterricht hatte ihn nicht blos nothdürftig mit dem bekannt gemacht, was zum medicinischen Studium gehört, sondern als zum Theologen bestimmt, auch mit der allge-

meinen Gelehrsamkeit. Drum war nichts ihm fremd und gleichgültig, was zu irgend einer Provinz im Reiche der Wissenschaften gehörte, und selbst in seinen spätesten Zeiten und beym vollen Glase konnten Gespräche mit wahren Gelehrten ihn wieder in die Stimmung besserer Jahre versetzen. Titulargelehrte, die ihren literarischen Aemtern durch Fleiß und Fortstudieren keine Genüge thaten, waren der Gegenstand seines Spottes und seiner Sarkasmen. — Bey seinem Interesse an der gesamten Literatur war es ihm leichter, seinen Blick mit Theilnahme durch das ganze Gebiete der Gelehrsamkeit schweifen zu lassen, als lange bey Einem Gegenstand zu verweilen. Von frühen Jahren her hatte er seinen größten Genuß in Bibliotheken gefunden, angezogen durch die Mannichfaltigkeit, die sie dem, der darin geistig lustwandelt, darbieten, und seine Geschäfte als Arzt hatte diesen Geschmack genährt, da sie kein langes Verweilen bey demselben Gegenstand gestatten und durch schnellen Blick und rasche Besonnenheit abgethan werden müssen. Er verglich sich — unstreitig eine Ansicht seines jugendlichen Campagnelebens, das sichtbaren Einfluß auf seine gesamte Bildung

gehabt

gehabt hat, — in allen Stücken gern mit einem braven, immer gerüsteten, des Befehls gewärtigen Soldaten, der durch Gegenwart des Geistes und Muth das Geschäfte abthut, die Gefahr besteht; und das war auch in der That der Charakter, dem er nie untreu wurde. Selbst seine vielen literarischen Arbeiten — Prof. Creuzers Gedächtnißschrift auf ihn zählt ihrer mit den Programmen 84 auf — tragen ihn; es sind keine sorgfältigen Untersuchungen des Gegenstandes, aber Geburten glücklicher Stunden, voll Genie und überraschender Ansichten, und Beweise eines treuen Gedächtnisses, das ihm alles dahin Gehörige in der rechten Minute darbot.

Er besaß klassische Gelehrsamkeit und verlangte sie von dem Arzte. Dadurch wurde er der Jugend, die sich den medicinischen Studien widmete, so nützlich, daß er sie mit Eifer zu Griechischer und Lateinischer Gelehrsamkeit, zum Lesen der alten Aerzte, zum Hippokrates und Galen selbst hinführte. Er selbst besaß eine vorzüglich reiche Bibliothek *); aus ihr legte er in den Vorlesungen

*) S. über diese große Privatsammlung Hirschings Beschreib. merkw. Bibliotheken. II., 425.

die Bücher, die er anführte, selbst vor, und weckte dadurch die Liebe zur Literatur und zum weitern Fortstudieren bey seinen Zuhörern. Nur übertrieb er es manchmal und überhäufte den Jüngling, bey dem er Neigung zum Selbststudieren und zu ausgebreiterer Literaturkenntniß bemerkte, mit zu vielen und zu vielerley Büchern, die er ihm empfahl, vorlegte und mittheilte.

Sein Talent zeigte sich in dem glücklichen ärztlichen Blick, mit dem er die Ursachen der Krankheiten aus den vorhandenen Anzeichen schnell auffand. Sein Ruhm als Praktiker ist unbestritten und durch eine lange Reihe von Jahren bewährt. Desto entschiedener sprach er als Greis gegen die speculative Behandlung dieser Wissenschaft, wie sie in der letzten Periode seines Lebens zum Theil Mode wurde.

Da er in allem sich stark und derb ausdrückte, so mußte manchem, besonders solchen, die nicht den ganzen übrigen Werth des Mannes einzusehen vermochten, die Art auf-

423. — Das Vorzüglichste daraus beschrieb er selbst in seinem medic. Journal und in dem neuen Magaz. f. Aerzte.

auffallend seyn, mit welcher er von sich, seinen Vorzügen und Verdiensten sprach. Allerdings war er ruhmbegierig, und legte einen großen Werth auf seine ausgebreiteten literarischen Verbindungen. Er sah scheel dazu, wenn ein durchreisender berühmter Gelehrter sein Haus vorüber gieng, und that sich hingegen etwas auf sein Stammbuch voll berühmter Nahmen zu gut, das er solchen Besuchen vorlegte und dadurch bereicherte. Gern mochte er um Empfehlungsbriefe an vornehme und gelehrte Männer des Auslandes angesprochen seyn, und freute sich dann seiner weitläuftigen Verbindungen. Dergleichen unschuldige Schwächen mag er mit vielen wackern Männern gemein haben; nur lagen sie bey ihm, wie alles übrige, offen und stark ausgedrückt da, und er hatte bey seiner Geradheit ihrer kein Heel. Und selbst in solchen Aeußerungen des Gefühls von seinem Werthe, fehlte es nicht an Zügen einer aufrichtigen Bescheidenheit, die bey einem so geraden Manne mehr als bloße Redeformen sind. So konnte er sich besonders des Gedankens erfreuen, so viele nun wieder berühmte Schüler gezogen zu haben. Nachdem er in seinen biographischen Bruchstücken schon 1792 fünf und zwanzig Professoren der Medicin, und zum Theil schon berühmte Männer als seine ehemalige Zuhörer aufzählte, setzt er hinzu: „Was könnte einem akademischen Docenten für ein größeres Glück begegnen, als wenn seine

seine vormalige Zuhörer nun selbst als öffentliche Lehrer oder Schriftsteller auftreten, durch eigne Verdienste sich weit über die Kenntnisse ihres vormaligen Lehrers erheben, dabey aber sich ihres alten Lehrers gedruckt und schriftlich erinnern, daß es demselben zu seiner Zeit wahrer Ernst war, ihnen gründliche Kenntnisse vorzutragen, und ihnen die gelehrten Hülfsmittel anzuzeigen, durch deren Gebrauch und ihren eignen Fleiß sie selbst ihren vorigen Lehrer weit übertreffen." —

Dabey war er wohlthätig und hülfreich so viel er konnte. Vorzüglich seitdem er einer angesehenen Besoldung genoß, gab er bedürftigen Zuhörern leicht seine Collegia frey, und diente bedürftigen Kranken mit seiner Kunst unentgeldlich. — Seine Religionsübergangen waren einfach. Es fehlte ihm nicht an lebendigem Gefühl für die Religiosität; schon die Anhänglichkeit einer so gefühlvollen und frommen Frau an ihn, die wir oben kennen lernten, zeugt dafür, und eben so die sichtbare Rührung, die Thränen in den Augen, mit denen er zuweilen das Abendmahl der Christen öffentlich feyerte, und die Art, wie er über seinen Tod zu sprechen pflegte. Dogmatische Grübeleyen aber haßte er mit aller Stärke seines geraden Sinnes, und hielt sich an das Praktische, Bessernde, Belebende. Als er im Jahr 1791 von einer harten Krankheit genesen war, feyerte diese Herstellung der damalige Candidat der Theo-

gie

ogle Hieronymus mit Versen, unter welchem olgende Stanzen vorkommen:

So tief er schaut, so starke Triebe
Der Menschen- und der Bruderliebe
Durchströhmen ihn; „gefühlvoll schlägt
„Sein Herz für alles, was sich regt.

„Auch säh' er gern aus allen Christen auf der Erden
„Nur Einen Trupp, Ein Volk und Brüder werden;
„Und wenn sie noch sich hassen, lästern, fliehn,
„Reicht dennoch seine Hand er jedem hin.

„Gerad und deutsch (zwar ein Contrast von unsern Zeiten,
„Voll Falschheit, Heucheley und Höflichkeiten)
„Zeigt er dem Fürsten unverstellt,
„Sich, wie dem Knecht, der ihm gefällt.

„Und liebt den Fürsten, würde Blut und Leben
„Wie deutsche Krieger ihm zum Opfer geben;
„Mit ihm entschlummert und erwacht —
„Ihn denkt er Tag und Nacht.

„Die Stellen, — sagt Baldinger ganz in seiner charakteristischen Manier *), — hatte

*) Siehe seine, 1792 herausgegebene Bruchstücke seines Campagne- und Universitätslebens. Erstes Stück. Es ist bey

hatte ich schon im medicinischen Journal ausgehoben, weil ich glaube, der Verfasser habe einen Seherblick in meine Seele gethan! das ist eigentlich meine ganze Religion! Läßt Gott über Gute und Böse die Sonne scheinen, warum soll eben Ich sie tod schlagen. Dazu fühle ich keinen Beruf, keine Neigung, w rde auch nicht dafür bezahlt. Wir irren alle mannichfalt, nur immer einer irret anders, sagt Haller. — Und was Fürst Wilhelm IX. betrifft, der mir so auszeichnende Gnadenbezeugungen angedeihen ließ, dem sollte ich nicht treu, hold und gewärtig seyn, wie der Huldigungseid sagt? — Dank dem Himmel, daß wir Deutschen keine Pariser sind, weder bey Roßbach, noch im neuen Frankreich!...—"

Ehre seinem Andenken wegen des vielen Guten, das ihn auszeichnete, und ihn so manchem würdigen Zeitgenossen werth machte!

bey diesem ersten Stück geblieben, das blos Gedichte, die ihm bey verschiedenen Gelegenheiten gewidmet wurden, mit kurzen Erläuterungen enthält. Schade, daß er diese Bruchstücke nicht fortgesetzt hat! Der offne trauliche Mann würde darin lebendig vor uns stehen! — Hier sey erinnert, daß der diesen Band begleitende Umriß von ihm, den der treffliche Zeichner Riepenhausen in Gottingen einst nach dem Leben entwarf, Baldingers Individualität zum Sprechen darstellt.

CIRCULATING LIBRARY.

OCT 2 3 1931